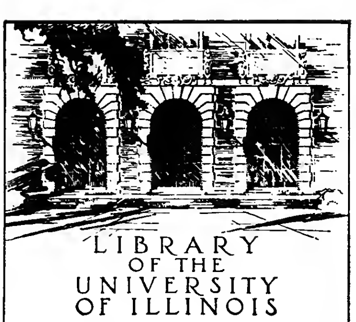






Was ich erlebte.

Zweiter Band.



Was ich erlebte.

Aus der Erinnerung niedergeschrieben

von

Henrich Steffens.

Zweiter Band.

Breslau,
im Verlage bei Josef Max und Komp.

1840.



Universitätsleben. — Literarisches Treiben. — Wissenschaftliches Treiben. — Politisches Treiben. — Das einsame Leben und die letzten Tage in Kopenhagen.

Kopenhagen.

Die Universität.

1790—1792.

Die Kopenhagener Universität unterscheidet sich in vieler Rücksicht von deutschen und hat manches Eigenthümliche. Sie ist in dem funfzehnten Jahrhundert (1478) mit Tübingen und Mainz zugleich, früher als irgend eine der jetzigen preußischen Universitäten gestiftet. Als die Reformation in Dänemark eingeführt wurde, ward sie, für die damalige Zeit, reichlich dotirt. Sie besitzt sehr bedeutende Güter, die sie zu meiner Zeit durch einen aus der Mitte der Professoren gewählten Ausschuß selbständig verwaltete. Die Bauern auf diesen Gütern wurden von den übrigen die hochgelahrten Bauern (de höylärde Bönder) genannt und nannten sich selbst so. Die Eintheilung der Facultäten ist wie gewöhnlich; das Rectorat wechselt

nach den Facultäten und in diesen nach der Alters-folge, nicht durch freie Wahl. Während ich studirte, wurden gewisse Einnahmen der Universität nach einer gewissen Ordnung unter eine bestimmte Anzahl von Professoren, die sie unmittelbar bezogen, vertheilt. Diese Professoren bewohnten eigene Häuser, und diese freien Wohnungen, so wie der Antheil an Lehnen und Zehnten wurden ein Corpus genannt, aus welchem leider nur zu oft der Geist entflohen war.

Die Lage der Universität von ihrer Gründung an in der Hauptstadt, die unbestimmte Studienzeit, manches Veraltete, welches sich hier erhalten hatte, begründeten vorzüglich die Eigenthümlichkeit dieser hohen Schule. So hatten zwar die Professoren eine gewisse Aufsicht über die Studirenden; diese wählten sich einen Ephorus, unter dessen spezieller Leitung sie stehen sollten. Ich habe niemals etwas von der Thätigkeit dieser Herrn gespürt. Das Consistorium (so wird die Versammlung der ordentlichen Professoren genannt, nicht Concilium) hat spezielle Aufsicht über die reichlich fundirten Collegien. Eines derselben (die Regenz) hat einen eigenen Vorsteher, der Probst genannt wird; sonst hat die Universität keine Art disci-

plinarischer Jurisdiction. Die Studirenden stehen ganz unter der Polizei und unter den Gerichtshöfen, wie die übrigen Einwohner. Ich erinnere mich nur einer einzigen Disciplinarstrafe, von den versammelten Professoren ausgeführt, aber kaum beschlossen. Und da diese mich selber traf, so werde ich Gelegenheit finden, ihrer später zu erwähnen. Von einer früheren oder späteren habe ich nie etwas vernommen.

Ein bedeutendes Ansehen aber gewinnen die Professoren dadurch, daß alle Prüfungen in ihren Händen sind, selbst diejenigen, welche den unmittelbaren Zutritt zu den höhern Aemtern eröffnen.

Der Zutritt zu den Professoren war den Studirenden nicht leicht, sie standen mit diesen nur durch Vorlesungen und Prüfungen in Berührung, einige durch Examinatorien. Ich lernte, wie ich später erwähnen werde, nur zwei kennen. Zu meiner Zeit ruhte auf diesem Institut ein tiefer Schlaf; alle geistige Erregung irgend einer Art kam von außen her. Die Professoren trugen ihre einmal ausgearbeiteten Hefte vor, die Studirenden hörten [illegible] oder hörten sie wohl meistens nicht. Unter diesen als solchen fand gar keine Art von Vereinigung statt und der süße

Schlummer ward durch nichts Aufregendes gestört; und dennoch ruhte eine Uebereinstimmung der Gesinnung im Hintergrunde, die durch ein auffallendes Ereigniß vorübergehend die ganze Stadt, Hof und Militair in unruhige Bewegung versetzen konnte. Diese Universität hatte einst im siebzehnten Jahrhundert einen bedeutenden Ruf. Es war die Zeit, als die Bartholine, Ole Worm, Torfäus, Otto Sperling, Borch u. s. w. hier glänzten. Seit der Zeit versank die Universität immer mehr und mehr. Zu meiner Zeit waren in der medizinischen Facultät mein Onkel und der als Accoucheur bekannte Saxdorf fast die einzigen, die einen bedeutenden Ruf hatten. Die meisten Gelehrten von wahrem Verdienst waren entweder nicht bei der Universität angestellt, oder ihre Gelehrsamkeit trug hier wenig Früchte.

Das erste Studienjahr ist für sämmtliche Studirende aller Facultäten den allgemeinen Studien gewidmet. Es finden in diesem Jahre zwei von einander getrennte Prüfungen statt; durch das **Examen philosophicum** wird man in theoretischer und praktischer Philosophie, Mathematik und Physik examinirt; das **Examen philologicum** (man nennt es

das kleine, um es von der philologischen Amtsprüfung, die das große philologicum heißt, zu unterscheiden) ist bestimmt, eine Fortsetzung und weitere Ausbildung der Schulstudien zu veranlassen. Man wird im Lateinischen, Griechischen, Geschichte und Astronomie examinirt. Es steht einem jeden Studirenden frei, diesen Prüfungen am Ende des ersten Jahres zugleich, oder der einen am Ende des ersten und der anderen am Ende des zweiten Semesters sich zu unterwerfen. Ich wählte das letzte. Meine Erwartungen von den Vorträgen der Professoren waren unermeßlich, mein Fleiß in dem ersten Semester grenzenlos, und kaum begreife ich selbst, wie ich im Stande war so viel zu leisten. Ich hörte täglich sieben Vorlesungen, und da ich bald unter meinen Mitstudirenden den Ruf erhielt, als wenn ich in der Philosophie und Physik, ja selbst in der Mathematik, damals unter den jüngsten Studirenden ungewöhnliche Kenntnisse besäße, so schlossen sich bald mehrere an mich an. Allerdings war mein ganzes Betragen geeignet, die Aufmerksamkeit fast gewaltsam auf mich zu richten. Was ich so lange in stiller Einsamkeit mit mir herumgetragen hatte, das brach jetzt unaufhaltsam

in einen Strom der Rede aus. Im Hause meines Vaters fand ich Keinen, dem ich mich mittheilen konnte. Wahl's Zuhörer waren ältere Jünglinge, die ich bei der unzusammenhangenden wenngleich reichen Masse meiner Kenntnisse fast als Lehrer zu betrachten genöthigt war. Hier befand ich mich unter einer Menge von Jünglingen, die alle mit mir nach einem Ziele strebten, und ich nahm bald wahr, daß sie in allen realen Kenntnissen weit hinter mir waren. Da trat nun die Neigung zu belehren mit Macht hervor. Die Vorträge wurden Gegenstände einer ausführlichen Auseinandersetzung, nicht selten einer unreifen jugendlichen Kritik. Ich mochte wohl Vielen zudringlich erscheinen, aber bald merkten die Aermeren, daß sie wohl von mir Nutzen ziehen konnten.

In Kopenhagen herrschte eine Sitte, die ihre Vortheile, aber auch oft ihre großen Nachtheile hatte. Die Studirenden, die sich in den ersten Prüfungen auf der Universität, eben so die Kandidaten, die sich in den Amtsprüfungen ausgezeichnet hatten, wurden Manuductöre, wie man sie nannte; durch diese wurden jüngere zu den bevorstehenden Prüfungen vorbereitet. War der Manuductör ein ausgezeichneter

Mann, so war seine Thätigkeit nicht selten bedeutender selbst, als die der Professoren. In einer späteren Zeit trat auf eine solche Weise Oerstedt, dieser für ganz Dänemark so ausgezeichnete Mann, in seinen jüngeren Jahren als Manuductör hervor. So wie er in seinem höheren Alter die größte juridische Autorität im Lande bildete, so legte er in seinen jüngeren den Grund zu einer tüchtigen juridischen Schule, und seine Thätigkeit konnte sich leicht mit der der gesammten Professoren messen. Aber diese Manuduction war durchaus ein Privatunternehmen. Die Prüfungen waren öffentlich, ein Professor, der zwei Mal im Jahre alle Tage einige Wochen hintereinander eine Menge Studirender prüfen soll, engt sich leicht in einen ganz beschränkten Kreis von Fragen ein, und die alten Herren waren besonders zufrieden, wenn diese Fragen immer auf die nämliche bestimmte Weise beantwortet wurden. Die Manuductöre verfehlten nie, den Prüfungen beizuwohnen; sie merkten sich genau die paar Dutzend Fragen, die sich immer wiederholten, und die Antworten, die der Professor erwartete. So wurde nun der Kandidat für diese Prüfung auf die bequemste Weise vorbereitet, lernte

aber nichts. Dieser schädliche Einfluß ward noch dadurch gesteigert, daß der Manuductör gewöhnlich präciser bezahlt wurde, als der Professor. Er brauchte nur einige Monate zu creditiren und dann seinen Schülern mit dem Aufhören seiner Manuductionen zu drohen. Sie konnten jetzt keinen Andern wählen und waren durchaus von ihm abhängig. Kandidaten, die sich als Manuductöre einen bedeutenden Ruf erworben hatten, verschafften sich auf diese Weise nicht selten ein bedeutendes Einkommen und lebten in einer sehr unabhängigen Stellung. Dieses Unwesen hat noch nicht ganz aufgehört und ist in der letzten lebendigen Zeit der bedeutend gewordenen Universität der Gegenstand ernsthafter oft heftiger Discussionen gewesen.

Ich war viel zu eitel, mich einer solchen secundären Leitung hinzugeben; vielmehr warf ich mich selbst zum Manuductör auf, und wenn ich sieben Stunden hindurch Vorlesungen gehört hatte, verwandte ich drei bis vier Stunden zum Repetiren der eben gehörten Vorträge mit armen Studenten, die keinen Manuductör zu bezahlen vermochten. Mit der Philologie gab ich mich freilich nicht ab, wohl aber mit den Gegenständen, die für das philosophische Examen gefordert wurden.

Von den Professoren, deren Vorträge ich hörte, muß ich noch etwas reden. Es fanden sich unter diesen einige jener Professor-Originale, die jetzt immer mehr und mehr verschwinden. Der erste, den ich nennen will, hieß Riisbrigh. Es war ein ältlicher Mann von einem etwas einfältigen, aber durchaus gutmüthigen Aussehen. Er war unbeschreiblich bedächtig in allen seinen Bewegungen, sprach sehr langsam und monoton, und dennoch legte er auf jedes Wort ein ganz eigenthümliches Gewicht. Obgleich ich ihn höchstens ein paar Mal in seinem Hause sprach, sonst nur in der Examinatorien, in welchen er sich ganz vorzüglich gern mit mir unterhielt, gewann er mich doch persönlich sehr lieb, und er hatte damals wohl kaum eine Ahndung davon, daß ich ihn noch in seinem höchsten Alter beunruhigen sollte. Er las über Metaphysik, Logik und Psychologie, und da er der einzige war, der sich damals auf der Universität mit philosophischem Tiefsinn beschäftigte, so genoß er ein großes Ansehen. Seine Metaphysik war eine zum Theil Wolfische, zum Theil Baumgartensche, eine der vielen Abarten, die sich nach dem geistlosen Zerfallen der Leibnitzischen Philosophie ausbildeten. Da

Alles von einer richtigen Definition ausgehen muß, so fing seine Philosophie mit einer Definition der Definition an. Nachdem er diese nun als Einleitung hinlänglich erläutert hatte, hob seine eigentliche Metaphysik mit der Definition des Widerspruchs an. **Contradictio**, hieß es in seinem gedruckten Handbuche, **est simultanea ejusdem de eodem affirmatio et negatio.** Der Widerspruch müßte, fügte er dann erläuternd hinzu, gleichzeitig sein; denn u. s. w. er müßte von demselben Menschen ausgesprochen werden: denn u. s. w. er müßte von derselben Sache handeln; denn u. s. w. Er konnte eine ganze Stunde mit einer solchen Exposition zubringen, und die Geduld der Zuhörer ward furchtbar in Anspruch genommen. Auf dieses folgte nun, und wohl eine Woche lang, ein Gerede über den Unterschied zwischen Möglichkeit und Wirklichkeit. Die veralteten Sätze **ab esse ad posse, a non posse ad non essc, valet — ab posse ad esse, ab non esse ad non posse, non valet consequentia; ab posse ad esse, ab non posse ad non esse, non valet etc.** wurden mit unendlicher Breite auseinandergesetzt. Ich ließ mir dieses alles gefallen, ja im Anfange ergötzten mich diese

Destinctionen, die mir völlig fremd waren und die sich doch so ganz von selbst verstanden, daß man sich wundern mußte, sie nicht selbst gemacht zu haben; als aber der gute Mann anfing, die Existenz als etwas zu bezeichnen, was zum Denken hinzukam, verlor ich alle Geduld. War mir doch das lebendige Dasein Alles, lebte, dachte ich doch nur mit diesem, und nun sollte es, aus einem dürftig zusammengeschrumpften Denken herausgestoßen, zu einem dürftigen Etwas erblaßt, nur so neben dem armselig distinguirenden Denken geduldet werden.

Vorträge der Art konnten mich freilich nicht für die Metaphysik gewinnen; ich hörte indessen die Vorlesung mit Aufmerksamkeit zu Ende, repetirte sie mit den Studirenden, die sich an mich angeschlossen hatten, und erwartete, was aus allen diesen Betrachtungen herauskommen sollte, freilich ohne lebendige Theilnahme, aber mit einer gewissen Neugierde. Diese Art, wie mir eine Sorte Speculation entgegentrat, wirkte nun zurückstoßend auf mehrere Jahre, und ich fand meine Abneigung durch die damalige herrschende Stimmung vollkommen unterstützt.

Als ein Beispiel von der kindlichen Naivität dieses alten Mannes glaube ich Folgendes erzählen zu müssen. Bei seinen Examinatorien zog ich seine Aufmerksamkeit auf mich; er unterhielt sich gern und lange mit mir, und da er, wenn er irgend einen Satz seiner Meinung nach in klarem, logischem Zusammenhange auseinandergesetzt hatte, gewöhnlich mit einem frohen Gesicht lächelte, als hoffte er, seine Zuhörer sollten durch das gewonnene Resultat überrascht werden, da er von dem, was er vortrug, selbst so innig überzeugt zu sein schien, so wagte ich es nie ihm zu widersprechen. Er ließ sich gern und lange mit mir ein, und bot sich an, mir Bücher aus seiner Bibliothek zu leihen. So erinnere ich mich, durch ihn Adelung's Geschichte der menschlichen Narrheit erhalten zu haben; ich las flüchtig ein paar Theile durch, und war überzeugt, daß die tiefsinnigen Männer, die dort verunglimpft wurden, sämmtlich Narren wären. Riisbrigh theilte Adelung's Meinung. In seiner Philosophie war freilich nur ein Caput mortuum einer erstorbenen Speculation zu finden, und obgleich metaphysische Gegenstände abgehandelt wurden, so geschah dieses doch nur auf eine so dürre und formell logische

Weise, daß jede Gefahr einer lebendig ergreifenden Speculation durchaus vermieden war. Von mir hatte er große Hoffnung. Er ermunterte mich zu studiren, „als sollte ich Professor werden,“ besonders aber rühmte er mein Gedächtniß. In seiner Psychologie, in welcher die verschiedenen Seelenvermögen classificirt und definirt wurden, hatte er geäußert: „Das Gedächtniß ist ein Seelenvermögen, welches gewöhnlich auf Unkosten der übrigen ausgebildet wird.“ Als ich ihm nun einst ein geliehenes Buch zurückbrachte, mochte er sich erinnern, daß er mich meines Gedächtnisses wegen gelobt hatte, und glauben, daß jene Stelle seines Vortrages mich beunruhigen könnte. Er sagte daher, mich tröstend: „Mr. Steffens (die alten Herrn nannten die Studenten, bis sie die beiden Präliminarprüfungen überstanden hatten, Monsieur), Sie haben ein gutes Gedächtniß, aber deswegen dürfen sie nicht glauben, daß Sie dumm sind.“ Ich versicherte ihn, daß unter allen möglichen Sorgen diese mich am allerwenigsten quäle.

Ein gewisser Professor Gamborg trug die praktische Philosophie vor. Es war ein lockeres Raisonnement nach der Art der Federschen Ideenassociations-

Lehre, Theile des Naturrechts, der Sittenlehre, die so leicht behandelt, ein gewisses Interesse hatten. Ich lernte Hugo Grotius und Hobbes durch ihn kennen. Manches, was er vortrug und worüber er entschieden zu haben glaubte, wurde mir eine Aufgabe zum ferneren Nachdenken. So erinnere ich mich, daß ich mich lange herumquälte, um die eigentliche Bedeutung der Ehe zu ermitteln, die der Lehrer in einer gesetzmäßigen Befriedigung des Geschlechtstriebes, verbunden mit einer wechselseitigen Aushülfe in allen Lebensverhältnissen und in der Erziehung der Kinder, gefunden zu haben glaubte. Dieses Compositum von Trieb und moralischer Verpflichtung wollte mich durchaus nicht ansprechen, und doch wußte ich mir schlechterdings nicht zu helfen. Eben so ward mir der Selbstmord, der ihm, vielleicht durch Werther's Leiden veranlaßt, eine Krankheit und kein Verbrechen zu sein schien, ein Gegenstand eines fast gefährlichen Nachdenkens. Es giebt eine Zeit in der Jugend, in welcher dicht neben der größten Zuversicht des Lebens der tödtendste Zweifel liegt. Bei mir hatte freilich die Zuversicht ein entschiedenes Uebergewicht, und die finsteren Gedanken traten nur wie fliegende Wolken an einem

hellen Tage hervor. Ich bin dem Professor Gamborg niemals nahe getreten. Er schien still, einsam und verschlossen zu leben, und sprach in seinen Vorträgen mehr in sich hinein als aus sich heraus.

Unter den Lehrern war aber vorzüglich einer, welcher mich sehr anzog, es war der Professor Kratzenstein, ein alter Deutscher. Dieser Mann, obwohl im hohen Alter, behandelte seine Vorträge und seine Zuhörer mit großer Leichtigkeit. Nach Art alter Professoren auf deutschen Universitäten, suchte er seine Vorlesungen durch allerlei Späße zu beleben. Obgleich diese mich nun auch ergötzten, so war mir doch der Mann selbst in vieler Rücksicht interessant. Die Leser werden sich erinnern, daß ich schon in Roeskilde in meinen Knabenjahren mich eifrig mit Krüger's Naturlehre beschäftigt hatte, und daß ich besonders ergriffen war von der Geschichte der elektrischen Entdeckungen, wie sie in der Mitte des vorigen Jahrhunderts schnell auf einander folgten. In der That hat diese Geschichte, wie man sie bei Priestley liest, ein großes Interesse. Die Steigerung der Entdeckungen von der ersten Maschine an, durch die Batterien bis zu dem Blitzableiter, die schnell auf einander folgten, hatte einen

bis jetzt unbekannten Naturgeist herauf beschworen. Was erwartete man nicht von ihm? Man erinnere sich nur der Kräuter, die man in den Cylinder der Electrisirmaschine hineinthat und ihnen durch Electricität ätherische und wunderbar heilende Kräfte mittheilen zu können glaubte. Aber mit dieser Hoffnung war auch eine Furcht verbunden. Die Nachricht von dem ersten Schlage durch eine Batterie durch Muschenbroek, Nollet und Winkler sprechen diese Furcht unbefangen aus. Der letztgenannte Leipziger Professor ward durch den Schlag vom Fieber ergriffen, der kalte Schweiß stand ihm auf der Stirn, und hätte seine Frau nicht mehr Muth gehabt als er, wer weiß, ob man nicht von fernerem Experimentiren mit einem so gefährlichen Geiste wenigstens auf einige Zeit abgeschreckt worden wäre, und doch trat nach diesem Franklin so kühn hervor. Die Versuche, durch den electrischen Drachen den Blitz herabzuleiten, wurden immer dreister. Das Experiment von de Romas, der es erlebte, daß ein Blitz wirklich seinen Drachen traf und längs der Schnur wenige Fuß vor dem kühnen Experimentator einschlug, diente noch nicht hinlänglich zur Warnung; man spielte kühn mit der

Zuleitung der Electrizität aus der Atmosphäre, selbst bei drohendem Gewitter. Professor Richmann in Petersburg ward endlich das Opfer dieser Versuche. Er war mit einem Electroskop, welches an der Zuleitung befestigt war, während eines heranziehenden Gewitters beschäftigt; der Blitz erschlug ihn, und Kratzenstein war sein Nachfolger. Dadurch war er mir in der That wichtig geworden. Was ich früher innerlich erlebt hatte, war mir durch ihn näher gerückt. Ihm selbst schien dieses Ereigniß, welches auf sein Leben einen so großen Einfluß hatte, bedeutend genug, um es in seiner Vorlesung mit großer Ausführlichkeit darzustellen. Es waren wohl einige zwanzig Jahr verflossen, seit er von Petersburg nach Kopenhagen berufen worden, aber das Dänische hatte er doch nur sehr unvollkommen gelernt. Sein Vortrag erhielt durch das Gemisch beider Sprachen etwas Pikantes, seine muntere Laune, die etwas oberflächliche Leichtigkeit seiner Vorlesungen und die Experimente zogen an, und da ich schon durch den seltsamen früher erwähnten C. gelernt hatte, mit Luftpumpe und Electrisirmaschine umzugehen, so ward ich sein Gehülfe; er nannte mich seinen electrischen Drachen, und ich

mußte es mir gefallen lassen, daß er mir zum Ergötzen der Zuhörer, auf dem Isolirschemmel stehend, nicht selten die heftigsten Schläge ertheilte. Hier sah ich nun zuerst in einer gewissen Ordnung eine Reihe physicalischer Experimente, die bis jetzt nur auf eine unvollkommene Weise Gegenstand der Phantasie gewesen waren. Besonders lernte ich die Lehre von der Electricität, wie sie sich etwa bis in die achtziger Jahre ausgebildet hatte, näher kennen.

Aber ich sollte auf eine andere Weise in dieser Zeit angeregt werden. Snedorf, ein junger Mann, wohl kaum 30 Jahr alt, war **Professor extraordinarius** der Geschichte geworden und trug die dänische Geschichte vor. Es war ein schöner, milder, bescheidener und höchst liebenswürdiger junger Mann. Nicht leicht hat ein Lehrer so schnell meine Zuneigung gewonnen. Die dänische Geschichte hatte mich besonders als Knabe in Roeskilde beschäftigt, ich hatte die ausführliche, obgleich äußerst trockene Schrift von Christiani und Gebhardi gelesen, sie wurde aber durch die Umgebung belebt. Jetzt gewann diese Neigung ganz ihre frühere Gewalt. Durch ihn lernte ich zuerst die Quellen der dänischen und norwegischen Geschichte

kennen. Snorro Sturlesen, Saxo Grammaticus, Arild Hvitfeld, wie auch die berühmtesten neueren Geschichtsforscher Schoenning, Gram, Langebeck u. s. w. Sein Vortrag hatte durchaus etwas Lebendiges und Angenehmes. Obgleich eine ganz andere Richtung meines Studiums die Beschäftigung mit der vaterländischen Geschichte oft in Hintergrund stellte, so verdankte ich es doch ihm, daß ich fortdauernd ein lebhaftes Interesse für dieses Studium behielt, daß ich es wiederholt, wenn auch nach Unterbrechung von Jahren, erneuerte, daß es noch in meinem Alter mir eine angenehme Erholung ist. Ich gewann Snedorf unendlich lieb; die Vorlesung, die ich hörte, war, irre ich nicht, die erste, die er hielt, es war leider auch die letzte. Er erhielt ein Reisestipendium. Die Briefe von seiner Reise, die in einer Zeitschrift gedruckt erschienen, wurden mit aller Theilnahme eines liebenden Gemüths gelesen. Ich erinnere mich noch, mit welchem Erstaunen er Reinholds Vorlesungen in Jena beiwohnte, die alle Grundsätze einer dürftigen Metaphysik umzustürzen drohten. Er ging von Deutschland nach England, hier stürzte er von der Outside eines Coach's herunter und starb. Der Name Snedorf

war mir schon von meiner Kindheit an bekannt. Einer der berühmtesten dänischen Prosaisten führte diesen Namen. Er war Professor in Sorö und ich hatte Manches von ihm schon als Knabe gelesen. Ich erinnere mich nicht mit Bestimmtheit, ob es der Vater meines freundlichen Lehrers war oder nicht, doch glaube ich es.

So brachte ich nun den ersten Winter meiner akademischen Studien in großer Anstrengung zu. Manches erfuhr ich von dem Leben auf der Universität, Manches von frühen Ereignissen, die jetzt nicht mehr stattfanden, aber theilweise in ihrer Rohheit etwas Charakteristisches hatten. Ein Zusammenleben der Studirenden fand eigentlich gar nicht statt; vorübergehende Berührungen durch die Vorlesungen führten selten zu einer genauen Bekanntschaft, ein gemeinschaftliches Interesse zeigte sich nirgends; nur der Ausfall der öffentlichen Prüfung bot einen allgemeinen Vereinigungspunkt dar; aber auf keiner Universität war wohl ein junger Mensch, wenn er sich in einer Prüfung auszeichnete und sein Name in den Zeitungen öffentlich bekannt gemacht wurde, auf eine lebendigere Weise ein Gegenstand allgemeiner Vereh=

rung, als hier; und doch lehrte die Erfahrung, daß diese hoffnungsvolle Jugend nur selten später etwas Bedeutendes leistete. Einen unter diesen muß ich dennoch seines tragischen Schicksals wegen hier erwähnen. Er ist leider auch hier in Berlin nur zu bekannt geworden.

N. hatte seinen Universitäts-Cursus eben mit der letzten Amtsprüfung als Jurist beschlossen, als ich Student ward. Alle seine Prüfungen hatte er glänzend bestanden. Es war seine Absicht, sich zum Advokaten auszubilden, und diese Laufbahn ist auf jede Weise in Dänemark für den Wohlunterrichteten und Gewandten eine glänzende. Unter allen Studirenden, die ich kannte, schien mir sein Loos das beneidenswertheste. Die angehenden Sachwalter fangen ihre Laufbahn gewöhnlich bei dem Kopenhagener Hof- und Stadtgericht an. Auch hier erwarb er sich als Sachführer den größten Ruf. Keiner hatte diese vorläufige Stellung schneller durchschritten als er. Er ward Advokat bei dem höchsten Gericht, ein Amt, welches schnell zum Wohlstande, ja zum Reichthume führt, ansehnlich und unabhängig wie Keines.

Ich verlor N. aus dem Gesicht. Ich weiß nicht, in wiefern er später die großen Hoffnungen recht-

fertigte, mit welchen er anfänglich auftrat. Doch muß er als Advokat bei dem höchsten Gericht ein bedeutendes Vertrauen sich erworben haben. Ein Engländer hatte in Kopenhagen einen Prozeß und wählte ihn zum Advokaten; er war in Begleitung einer Geliebten von großer Schönheit dahin gereist und hielt sich eine Zeit lang dort auf. Nach einiger Zeit war er genöthigt, nach England zurückzukehren, vertraute seinem Advokaten eine große Summe und die Beschützung seiner Geliebten an. Gleich nach seiner Abreise verließ N. seine eigene Frau und Kinder und verschwand plötzlich mit jener Frau und mit der ihm anvertrauten Summe. Es vergingen einige Jahre, da erschien er als ein Baron N. in Berlin, und hier ward er als ein Verbrecher schauderhafter Art bekannt. Man beschuldigte ihn, einen Mann vergiftet zu haben, und der Verdacht, daß er ähnliche Verbrechen schon früher begangen hatte, erhob sich zugleich; er trat, bis dieser Verdacht sich aussprach, als ein gebildeter Mann hervor, der sich für mehrere wissenschaftliche Beschäftigungen lebhaft interessirte; aber der Eifer, mit welchem er Klaproth's Vorlesungen besuchte und überhaupt sich mit der Chemie beschäftigte, machte

es nicht unwahrscheinlich, daß er zu den furchtbaren Menschen gehörte, die, nachdem sie ein Mal sich zu jener schauderhaften That der Vergiftung verleiten lassen, in dem Bewußtsein, durch geheime Mittel über das Leben der Menschen gebieten zu können, einen entsetzlichen Reiz finden. Einer der ansehnlichsten Beamten des preußischen Staats, dem in seiner frühern Stellung als Assessor bei dem Kammergerichte die Leitung der Untersuchung gegen ihn mit anvertraut war, erzählte mir einst von diesem Verbrecher, der mich durch meine frühere jugendliche Erinnerung auf eine höchst schmerzhafte, ja innerlich schauervolle Weise interessirte, Folgendes: Er saß schon während der Untersuchung lange in einem finstern Gefängniß in der Hausvogtei. Es war Frühling, man gönnte es dem lange eingesperrten Gefangenen, an einem schönen Tage in dem Hofe des Gefängnisses frische Luft zu schöpfen. Dort stand ein Birnbaum mit Blüten bedeckt, der Anblick überraschte und erschütterte den Gefangenen, er stürzte auf den Baum zu, umarmte den Stamm und badete sich in Thränen. Das tiefe Gefühl für die Natur, das mit der höheren Bildung verknüpft zu sein pflegt, war also in diesem Verbrecher

nicht erloschen. Wie konnte es sich erhalten neben so schauderhafter Gesinnung? Mir ist es ein furchtbar dunkles Räthsel der menschlichen Natur. Ist das tiefe Naturgefühl doch sonst mit dem Edleren und Besseren in dem Menschen verbündet, bewahrt es doch sonst den Keim der tiefsten heiligsten Liebe auch da, wo er zu erlöschen droht. — Es mochte eine ähnliche Ansicht sein, eine Hoffnung, daß in diesem bewegten Moment seines Daseins eine tiefe Reue ihn ergriffen habe, die den Richter bewog, unmittelbar ein Verhör darauf folgen zu lassen. Er ward von dem Baum weggeführt und seinen Inquisitoren gegenüber gestellt. In diesem Augenblick war er wie verwandelt. Die Hoffnung, als man die Veränderung sah, ein Selbstgeständniß aus ihm herauszulocken, verschwand wieder. Er hatte einsam in seinem Gefängniß eine zusammenhangende Geschichte ersonnen, die alle, auch die kleinsten Ereignisse während der unglücklichen Tage seines Verbrechens mit der größten Ausführlichkeit und Genauigkeit umfaßte, eine jede frühere Aussage in den Verhören war ihm völlig gegenwärtig, er verwickelte sich selten in irgend einen Widerspruch; bei einer jeden verfänglichen Frage berief

er sich mit großer Sicherheit auf eine frühere Aussage, und auch jetzt war, als er eben innerlich erschüttert seinen Richtern gegenüber stand, diese tiefe Bewegung des Gemüths plötzlich verschwunden und die ganze kalte Besonnenheit zurückgekehrt.

Das Bild dieses gräßlichen Menschen, der furchtbare Widerspruch seines ganzen Daseins hat mich oft in dunklen Stunden auf eine quälende Weise wie ein Gespenst verfolgt, und dann drängte sich mir die demüthigende Bemerkung auf, wie beschränkt und unvollkommen der beste, reinste, eifrigste Wille nicht bloß einzelner vorzüglicher Menschen, sondern des ganzen gebildeten menschlichen Geschlechtes ist, da, wo es die wichtigsten Fragen gilt. Die cultivirtesten Völker haben, um Verbrecher für überführt zu erklären, entgegengesetzte Wege gewählt. Einige fordern zum Richten des Verbrechers, wie wir, das eigene Geständniß, andere halten dieses nicht allein für überflüssig, wo die Indicien eine hinlängliche Gewißheit geben, sondern auch die Forderung selbst für eine unnatürliche. Daß ein höheres sittliches Motiv die ersteren leite, kann nicht geleugnet werden. Selbst in religiöser Rücksicht muß man die Forderung des Selbst-

geständnisses billigen; wo es gelingt, aus der tiefen Reue dieses hervorzurufen, vermag es nicht selten uns, wenigstens bis auf einen gewissen Grad, mit dem Verbrecher zu versöhnen. Er erscheint uns als ein frei gewordener Sclave; mit dem offenen Geständnisse des Verbrechens wird er sein eigener Richter, spricht sich selber das Urtheil, und wir mögen in ihm etwas Höheres entdecken, was sich über die Unthat erhebt, sich von dieser befreit und, durch die freiwillige Unterwerfung unter die Todesstrafe, gereinigt erscheint. Wo das eigene Geständniß nicht gefordert wird, da wird der Mensch aus einem niederen Gesichtspunkt betrachtet, es wird jene höhere Richtung desselben abgeleugnet, er bleibt ein Knecht seiner That, und bis zu dem letzten entscheidenden Moment seines Todes ist es nur die äußere zwingende Gewalt des Gesetzes, die ihn trifft. — Und dennoch wie viele Vortheile hat der gebildete Verbrecher, ja selbst ein jeder mit entschiedener und dadurch starker und klarer bösartiger Gesinnung, vor dem ungebildeten und rohen oft bessern voraus, da wo das Selbstgeständniß gefordert wird. Jener ist oft der grauenhaftere, innerlich bösartigere, denn die vielfach ausgebildete Energie seines Geistes

theilt der Unthat ein klareres Bewußtsein mit; einmal entschlossen, das Selbstgeständniß nicht abzulehnen, weiß er tausend Wege, die größte äußere Wahrscheinlichkeit, wenn sie gegen ihn spricht, durch eine ganz entgegengesetzte schwankend zu machen. An geistig combinirende Anstrengung gewöhnt, bildet er eine alle Ereignisse umfassende Hypothese mit immer größerer Klarheit aus, sie schwebt ihm in jedem Augenblick in ihrem ganzen Umfange vor, und der unglückliche Scharfsinn, mit dem tiefen Instinkt der Selbsterhaltung verbunden, erhält eine Schärfe, deren Maaß derjenige kaum begreift, der nicht in einer ähnlichen unglücklichen Lage war. Ich gebe unbedenklich der bei uns herrschenden Sitte den Vorzug, obgleich sie eben den grauenhaftesten Verbrecher zuweilen unterstützt und den gegen ihn aufgehobenen Arm der Gerechtigkeit lähmt.

Gegen N. konnte die Todesstrafe nicht ausgesprochen werden; wegen der Untersuchung verweisen wir auf Hitzigs lehrreiche Darstellung. Er saß seine Zeit ab in Stettin. Ich habe seitdem nichts von ihm erfahren.

Auf der Universität wurden wir junge Studirende auch durch Erzählungen mancherlei Art aus früheren Zeiten angezogen. Es fiel mir auf, daß eben die Naturwissenschaften, die mich am meisten interessirten, auf der Universität so mangelhaft repräsentirt waren. Um Anatomie und Chemie zu lernen, mußte der Studirende seine Zuflucht zur chirurgischen Akademie nehmen, den Unterricht in der Zoologie und Mineralogie besorgte damals, wie wir wissen, eine Privatgesellschaft. Selbst die Direction des botanischen Gartens und die Vorträge über Botanik waren einem Professor der Veterinärschule anvertraut. Da erfuhr ich denn, wie frühzeitig dieser Verfall der Naturwissenschaften auf der Universität stattgefunden hatte. Man erzählte, wie ein ganz unwissender Mensch, ein gewisser Ascanius, die Professur der Zoologie erhalten hatte. Dieser Mensch hat einen ganz eigenen Weg gewählt, um sein Ziel zu erreichen. Friedrich V., sagte man, hegte für eine Dame, die im Schlosse wohnte, eine geheime Neigung. Er bemühte sich, das

Geheimniß zu bewahren, obgleich es allen Hofbeamten bekannt war. Wenn er sich des Abends spät zu seiner Geliebten durch einen Gang des Schlosses begab, hielten alle Bewohner desselben sich entfernt, es war gefährlich, ihm zu begegnen. Darauf gründete nun Herr Ascanius seine Hoffnung. Er hatte unter den Hofbeamten Freunde und erfuhr leicht, wann er den König in dem Gange treffen konnte. Es gelang ihm. Der König, der sich unbemerkt glaubte, schlich sich leise durch den Gang und entdeckte den armseligen Zoologen; er ging erbittert auf ihn zu, fragte, was er hier wolle, und gab ihm ein paar mächtige Ohrfeigen. Dies war es, was er wünschte. Friedrich V. war von durchaus milder Gesinnung und höchst gutmüthig. Ascanius stellte sich verzweifelt, er wußte durch Freunde, die den König umgaben, seine Begegnung mit diesem als völlig unschuldig und durchaus zufällig darzustellen. Die Ungnade seines Königs warf ihn aufs Krankenlager, man fürchtete, versicherten seine Freunde, eine verzweifelte That. Der gute König ward höchst unruhig; er versicherte, nichts gegen ihn zu haben, ja fragte, wie er ihn trösten und ermuntern könnte. Da schlug man die

Ertheilung der erledigten Professur in der Zoologie vor. Er habe sich, versicherte man, mit dieser Wissenschaft beschäftigt. Der König freute sich, eine übereilte That, die er bereute, wieder gut machen zu können, und jener erhielt die Professur; aber seine Unfähigkeit war zu augenscheinlich. Nach wenigen Jahren ward er mit Pension nach Bergen in Norwegen, seinem Geburtsort, geschickt. Sein Nachfolger Brünnich, der auch die Mineralogie vortrug, war nicht viel besser; er ward zum Berghauptmann bei dem reichen Silberbergwerk zu Kongsberg in Norwegen befördert, dessen Ruin mit seiner Verwaltung anfing, bis es sich in unsern Tagen erst durch die unerwartete Entdeckung reicher Silbergänge auf eine so überraschende Weise gehoben hat. Seit seinem Abgange von der Universität bis zu meiner Zeit war die Professur der Naturgeschichte gar nicht besetzt.

Eben so erfuhr ich, wie man den deutschen Botaniker Oeder empfing. Man war erbittert über die Berufung eines Fremden, und man hatte nicht Unrecht, sich zu beklagen. Ein junger Botaniker Rottböll zeichnete sich durch seine botanischen Kenntnisse aus, und hat sich später einen bedeutenden Ruf erworben.

In dem kleinen Lande war für einen jungen Mann, der sich einer so speziellen Wissenschaft mit Eifer widmete, nur die eine Aussicht, die ihm durch Oeder's Anstellung genommen wurde. Man wollte sich rächen. Oeder hatte die Verpflichtung, öffentlich zu disputiren; Rottböll trat gegen ihn auf. Man wußte Viel zu erzählen von des Deutschen Ungeschick in der lateinischen Sprache und wie er sich selbst in seiner Wissenschaft compromittirte. Rottböll habe, sagte man, seinen ausländischen Gegner durchaus vernichtet. Oeder starb, nachdem er die ersten Bände der **Flora Danica** besorgt hatte; seine Verdienste wurden jetzt willig anerkannt, Rottböll ward sein Nachfolger, abe rauch er war gestorben, als ich die Universität bezog.

Die Reminiscenzen von der früheren Geschichte bezogen sich aber nicht allein auf die Lehrer. Ein paar solcher Geschichten, die das Treiben auf der Universität vorzugsweise charakterisiren, glaube ich nicht unerwähnt lassen zu dürfen.

Ich habe zwar oben gesagt, daß ein Zusammenleben auf den Universitäten, wie in Deutschland, in Kopenhagen nicht stattfand, aber dennoch gab es engere Verbindungen, die sich regten, wenn sie glaubten, daß ein gemeinschaftliches Interesse verletzt wäre. Die Mitglieder der früher erwähnten reich ausgestatteten Collegien waren auf eine solche Weise verbunden. Ein entfernter Verwandter Cr. zeichnete sich auf der Universität durch seine Unwissenheit und fast an Blödsinn grenzende geistige Beschränktheit aus. Wahrscheinlich durch den Einfluß meines Onkels Bang, der sich für verpflichtet hielt, für alle Glieder seiner ausgedehnten Familie Sorge zu tragen, erhielt dieser arme Mensch eine Stelle in dem ansehnlichsten dieser Collegien, und man rächte sich an dem einfältigen Menschen auf eine auffallende, ja fast grausame Weise, die freilich seine fast unglaubliche Unwissenheit und grenzenlose Geistesschwäche nur zu entschieden bewies.

Eine Uebersetzung von Werther's Leiden ward angekündigt. Es war während der Vormundschaft der verwitweten Königin, und sie ward verboten. Nun ward viel über diese Schrift und über die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit des Verbots hin und

her gesprochen. Bei dieser Gelegenheit hörte nun der arme einfältige Mensch, daß ein Sohn von Jerusalem, dem bekannten Schriftsteller, die Veranlassung zu diesem Gedicht gegeben hatte. Man versicherte, daß er Professor in Kopenhagen gewesen wäre, wo die Witwe noch lebe. Auch stellte man die unglückliche Geschichte des Selbstmordes ihm dar, als hätte sie so eben stattgefunden. Als Er., obgleich er theologischer Candidat war, alles glaubte, ging man noch weiter. Der Professor Jerusalem wäre, versicherte man, aus Gram über den Selbstmord des Sohnes gestorben. Es wäre anständig, ein lateinisches Trauergedicht zu verfertigen und der Witwe zu übergeben. Man verfertigte daher in seinem Namen ein solches Gedicht voll von Sprachschnitzern, ließ es drucken und setzte seinen Namen darunter. Mein Liebling unter den Professoren, Snedorf, damals Candidat, stellte, da er eine zarte Gestalt besaß, die Witwe vor. Er empfing die Repräsentanten der Mitglieder des Collegiums als Witwe, in Trauer gekleidet, blaß und in Thränen gebadet. Er. mußte das lateinische Gedicht überliefern und als Wortführer die tiefe Theilnahme der Studirenden aussprechen. Snedorf soll bei dieser Gelegenheit seine Rolle

musterhaft ausgeführt haben; aber man ging noch weiter. Das Gedicht ward unter Professoren und Studenten vertheilt. Es war gebräuchlich, daß die armen Studenten, die das größte Collegium (die Regenz) bewohnten, Gestorbene aus den höheren Klassen zu Grabe trugen. Dieses demüthigende Vorrecht bildete einen Theil ihrer Einnahme. Man stellte dem Er. vor, daß es billig wäre, daß ein so berühmter Mann wie der Professor Jerusalem nicht durch arme Studenten, sondern durch Candidaten, durch die Mitglieder des ansehnlichen Collegiums zu Grabe getragen würde. Dazu wäre aber die Erlaubniß des Probstes der Regenz nothwendig. Die Deputation begab sich also nach seiner Wohnung in der Regenz. Als sie vor seiner Thüre standen, stießen seine Begleiter den armen Er. herein, schlossen hinter ihm zu und er stand allein dem Professor gegenüber. Zwar war er etwas aus der Fassung gebracht, als er sich von seinen Begleitern verlassen sah, aber dennoch trug er zum Erstaunen des Professors die Bitte vor, und erfuhr nun durch diesen, auf welche Weise man ihn zum Gegenstand eines schimpflichen Spiels gemacht hatte. — Diese Geschichte verbreitete sich über die ganze Stadt.

Solche und einige ähnliche Geschichten wurden erzählt und erregten unter uns Jüngeren eine um so größere Theilnahme, je seltener sie waren. Am meisten aber interessirte uns ein lebhafter, ja oft gefährlicher Kampf, der freilich jetzt aufgehört, aber noch wenige Jahre früher stattgefunden hatte. Das norwegische Volk hatte anhaltend gewünscht, in seinem eigenen Lande eine Universität zu besitzen. Die große Beschwerde für arme Eltern, ihre Söhne nach dem fernen Kopenhagen schicken zu müssen, ward allgemein tief gefühlt. Die Abhängigkeit von der dänischen Hauptstadt, in welche sie dadurch geriethen, erbitterte sie. Die Politik der dänischen Regierung erforderte aber eine möglichst große Verschmelzung beider Völker. Viele studirende Norweger wurden in dänischen Familien bekannt, heiratheten die Töchter und wurden in den Provinzen angestellt. Es war um so leichter, dänische Beamte nach Norwegen zu senden. Auch durfte man hoffen, durch den Aufenthalt in Kopenhagen die starren Norweger für die Absichten der etwas einseitigen und von den Verhältnissen nicht immer wohl unterrichteten dänischen Regierung gefügiger zu machen. Hatte doch früher Christian VI.

sogar die Absicht, allmälig einen echt norwegischen einheimischen Adel zu begründen. Alle adlige Grundbesitzer in diesem Lande waren bis dahin eingewanderte Dänen. Es fanden sich aber im Lande selbst die Elemente eines echt nationalen Adels vor. Bauernfamilien, zum Theil wohlhabend, in Gulbrandsdalen, Walders und andern fruchtbaren Thälern des Landes, stammen von den alten Jarlen ab und wissen es. Sie heiratheten, damals wenigstens, noch unter einander und waren sich ihrer mächtigen Abkunft wohl bewußt. Die Söhne solcher Bauern wurden nach Kopenhagen berufen, in die Landcadetten-Akademie versetzt, um da ausgebildet zu werden. Man wollte sie für die Armee als Offiziere gewinnen, ja wohl selbst für den Hof als Pagen. Aber es waren große vierschrötige Menschen, stark, halsstarrig, muthig, unter harten Verhältnissen in großer Freiheit erzogen, und sie mit der Subordination vertraut zu machen, war unmöglich. Damals wurden nach alter Sitte noch auf der Landcadetten-Akademie körperliche Strafen angewandt, und da geschah es denn einige Male, daß die rauhen Schüler sich gegen ihre militärischen Lehrer zur Wehre setzten. Man hatte nun zu wählen, ob

man sie todtschießen oder wieder zurückschicken wollte. Der König erkannte seinen Irrthum, wählte, menschlich gesinnt, den milderen Weg, und der Versuch war durchaus mißlungen.

Die Norweger fühlten mit innerem Widerstreben fortdauernd ihre Abhängigkeit von Dänemark. Als man ihnen eine Kopfsteuer auflegen wollte, artete jenes in einigen Gegenden in einen wirklichen Aufstand gegen die königlichen Beamten aus, der zwar unterdrückt wurde, aber dieselbe fortdauernde Opposition war allgemein und äußerte sich auf mancherlei Weise. Auf der Universität zeigte sie sich durch eine Trennung und Parteiung zwischen dänischen und norwegischen Studenten.

In roheren Zeiten ward dadurch ein Kampf veranlaßt, der gleich zwischen den ankommenden Studirenden stattfand. Es waren keine Duelle, wie auf deutschen Universitäten zwischen Landsmannschaften und sonstigen Verbindungen, es waren gewaltige nordische Faustkämpfe; die körperliche Kraft ward als etwas Ehrenhaftes betrachtet, sie sollte den Kampf leiten und Sieg oder Niederlage hervorrufen. Ohne allen Zweifel waren die Norweger ursprünglich die Heraus-

forderer. Die Inselbewohner wagten selten den Kampf, die stämmigen tüchtigen Jütländer stellten sich aber den Norwegern gegenüber. Dieser echt nordische Faust-kampf fand auf der ziemlich hohen Treppe statt, die von dem Hofe des Universitätsgebäudes zum Prüfungs-saale führt. Die Treppe war offen nach beiden Seiten und die Stufen führten zu dem Vorsprung vor der Thür. Diese Treppe siegreich zu erobern und dadurch bis zum nächsten Kampf eine Herrschaft zu behaupten, war die Absicht. Eine jede Partei bestieg von ihrer Seite die Stufen und sie trafen sich vor der Thür. Die in entgegengesetzter Richtung streitenden Massen drängten sich gegen einander, hin und her wogte der Kampf oft unentschieden; die Vorkämpfer, die sich unmittelbar auf der gemeinschaftlichen Höhe trafen, waren jederzeit die Vorzüglichsten. Gelang es der einen Partei, die vorderen Gegner bis auf die Stufen zurückzudrängen, so war der Sieg entschieden; denn von oben herab wirkte nun die Kraft unwiderstehlich. Aber so ruhig und gefahrlos endete der Kampf nie. Die Vorkämpfer rangen heftig mit einander, erhitzten, erbitterten sich immer mehr, sie suchten sich über das Geländer zu stürzen; es geschah wohl, daß beide zu-

gleich herabstürzten. Es fanden Verrenkungen, Quetschungen, gefährliche, ja wie erzählt wird, einige Mal tödtliche Verwundungen statt.* In älteren Zeiten sollen diese Kämpfe roh, grausam und barbarisch gewesen sein, die mildere Sitte machte sie gefahrloser, aber selbst nachdem sie (wohl auch durch strengere Maßregeln der Polizei) verdrängt waren, lebten sie noch in der Erinnerung fort. Ich, der ich mich gern einen Norweger nannte, habe wohl die meisten Erzählungen der Art von Norwegern gehört, und so mag es geschehen sein, daß in meiner Erinnerung diese fast immer als Sieger erscheinen, was kaum der Fall war, denn die Jütländer bilden einen tüchtigen Menschenschlag. Obgleich ich nun stolz war auf meine Geburt in Norwegen, so kam ich doch erst viel später in eine engere Verbindung mit meinen Landsleuten.

Landleben, Krankheit.

Ich berühre nur kurz einen Zeitraum von anderthalb Jahren. Als das erste angestrengte halbe Jahr verflossen war, überließ ich mich ganz meiner Neigung.

Ich hatte zwar noch die philologische Hälfte der Prüfung zu überstehen, aber diese beschäftigte mich wenig. Mit heißer Begierde nahm ich die Studien wieder auf, die ich in der letzten Schulzeit getrieben hatte. Ich besuchte die Vorträge über Anatomie, Chemie, Naturgeschichte; zur Erholung diente mir das Studium der vaterländischen Geschichte. Nur kurze Zeit kränkte es mich, in der zweiten Hälfte der Prüfung durch die Schwäche im Griechischen die öffentliche Auszeichnung zu verlieren, welche ich durch alle übrigen Theile der Prüfung mir erworben hatte.

Der Nothwendigkeit, mich auch gegen Bang über meine zukünftigen Studien entschieden zu erklären, entging ich noch, aber leider auf eine für mich sehr unangenehme Weise. Meinem Vater ward der Aufenthalt in Kopenhagen immer drückender und unangenehmer. Er glaubte, in Holstein, seinem eigentlichen Vaterlande, glücklicher leben zu können, und erhielt die nachgesuchte Anstellung bei einem Regiment in Rendsburg. Meine Brüder waren versorgt. Der älteste, zum Lehrer in der Artilleriecadetten-Akademie bestimmt, schon seit zwei Jahren Offizier, bedurfte keiner väterlichen Unterstützung, der zweite ward, gleich

nachdem er seine erste Prüfung überstanden hatte, und ohne in seinem Fach die geringste Kenntniß zu besitzen, in seinem sechzehnten Jahre Compagniechirurgus. Eine solche Anstellung ward selbst als eine Schule betrachtet, in welcher er sich praktisch ausbilden sollte. Ich aber mußte Kopenhagen verlassen, um in Odsherred bei nahen Verwandten als Hauslehrer zweier kleiner Mädchen und eines siebenjährigen Knaben zu fungiren. Ich war achtzehn Jahr alt, und selbst in meinen späteren Jahren war ich für eine solche Beschäftigung vollkommen unfähig. Ich ward aus der Mitte meiner Studien herausgerissen, eben als sie anfangen sollten. Eine innere Unruhe quälte mich, ich konnte mich jetzt längere Zeit in Gegenden aufhalten, die früher der Gegenstand meiner Sehnsucht gewesen waren und mir mit idyllischem Reiz vorschwebten, aber ich fühlte diese Freude nur vorübergehend. Gern übergehe ich eine Zeit, in welcher mich das Bewußtsein quälte, daß sie eben so sehr für die Kinder, wie für mich verloren war. Der Verwandte war ein wissenschaftlich gebildeter und selbst als Schriftsteller bekannter Oekonom. Er besaß einige botanische Werke, und als der Sommer heran=

kam, war das Botanisiren meine liebste Beschäftigung.

Einst, als ich auf einer botanischen Excursion erhitzt und ermüdet war, kehrte ich in einem Bauernhofe ein, um mir ein Glas Branntwein geben zu lassen (eine damals in allen Ständen herrschende Sitte). Kaum hatte ich das Glas geleert, als die Frau, die mir es gereicht hatte, herausstürzte und händeringend versicherte, sie habe sich in der Flasche geirrt und mir Branntwein auf Arsenik gegossen gegeben. Man denke sich das Gefühl eines jungen lebenslustigen Mannes. Mir zitterten die Kniee. Milch schrie ich, Oel, stürzte beide Flüssigkeiten abwechselnd hinein, und die Folgen dieser gewaltsamen Kur waren so entsetzlich, daß ich wie halbtodt auf einen Wagen gepackt und nach Hause gebracht wurde. Zwischen Angst und Hoffnung brachte ich mehrere Tage zu. Es war das erste Mal in meinem Leben, daß mich der Gedanke an den eigenen Tod erschütterte. Aber das ganze Ereigniß war so unvorbereitet gekommen. Ich lag wie in einer Betäubung, und Bewegungen des Geistes, welche die Bedeutung früherer besserer Zeiten hervorriefen, erinnere ich mich nicht

erlebt zu haben. Aber, wie groß meine Todesqual gewesen ist, fühlte ich am stärksten, als der Arzt, der aus der nächsten Stadt gerufen, ein paar Tage in der Wohnung des Verwandten blieb, und als ich mich einigermaßen erholt hatte, mir die gewisse Versicherung gab, daß gar keine Spur der Arsenikvergiftung sich zeige. War nun vielleicht äußerst wenig oder gar kein Arsenik in der Flüssigkeit aufgelöst, oder hatte die gewaltsame Kur, so schnell angewandt, die Folgen vernichtet, so viel ist gewiß, ich habe seitdem nie eine Empfindung gehabt, die mich zu dem Schlusse berechtigte, als hätte das Gift im geringsten auf mich gewirkt. Meine Freude, als ich wieder zum Leben zurückkehrte, war grenzenlos, und bald war das ganze Ereigniß völlig vergessen.

Ein Zweites schien bedenklicher. An einem sehr heißen Tage schlief ich auf dem offenen Felde ein; der Hut war mir abgefallen und die glühende Sonne brannte auf den entblößten Kopf. Wie lange ich gelegen habe, weiß ich nicht. Ein vorüberfahrender Bauer fand mich völlig bewußtlos. Ich erholte mich zwar, nachdem ich nach Hause gebracht war, aber ein, erst in längeren, dann in immer kürzeren Pausen

wiederkehrender Schwindel setzte mich in keine geringe Angst. Mein Verwandter, der ohne allen Zweifel entdeckt hatte, wie wenig ich zum Hauslehrer taugte, mochte wohl die Krankheit bedauern, ergriff aber doch wahrscheinlich die Gelegenheit, die Stelle mit einem Fähigern zu besetzen, nicht ungern. Ich ward wieder nach Kopenhagen gebracht, um in dem Spital, welches unter Bangs Direktion stand, geheilt zu werden. Diese Krankenanstalt, (die Charité der Kopenhagner) ist für alle Klassen, selbst für die höheren Stände eingerichtet. Ein eigener langer Saal war zur Aufnahme für Studirende und junge Männer aus den besseren Klassen bestimmt. Ich war nicht lange da. Schon die Reise nach der Hauptstadt schien wohlthätig gewirkt zu haben. Die Zufälle zeigten sich fast gar nicht mehr, und ich brachte die Zeit im Spital, einige kleine Anfälle von Schwindel abgerechnet, in der That als ein Gesunder zu.

Eine Erfahrung, die ich hier machte, ist mir geblieben. Ein armer Student lag mir gerade gegenüber; es war ein Hektiker in den letzten Stadien seiner Krankheit; er war furchtbar abgemagert, und selbst

das leiseste Sprechen kostete ihm große Anstrengung. Dennoch schien er keine Schmerzen zu fühlen und die Gefahr seines Zustandes schien er nicht zu ahnen; er war völlig überzeugt, daß er in wenigen Wochen die Krankenstube verlassen werde, und nichts quälte ihn, als die Sorge für die Zukunft. Man fordert, sagte er, von einem Hauslehrer vorzüglich Französisch, in dieser Sprache muß ich mich mit aller Anstrengung vervollkommnen. Freunde, die ihn besuchten und seinen hoffnungslosen Zustand sehr wohl erkannten, glaubten sich nach seiner Laune richten zu müssen. Sie brachten ihm ein französisches Wörterbuch, Grammatik und Schriften in dieser Sprache. Von Morgen bis Abend war der arme Mensch mit diesen Studien beschäftigt, er dachte an nichts Anderes. Ich hörte, wie er mit ungeschickter Zunge französische Worte murmelte. Selbst in der Nacht klangen mir solche Worte aus seinem Bette entgegen, ob wachend oder im Schlafe, weiß ich nicht. Es war ihm unangenehm, wenn man ein Gespräch mit ihm anfing, am unangenehmsten, wenn man sich nach seinem Befinden erkundigte. „Man dürfe," sagte er dann, „seine Studien nicht unterbrechen." Ohne allen Zweifel

war es die Krankheit selbst, welche diesen krampfhaften Eifer erzeugte. Mir war sein Zustand schauderhaft. Alte Erinnerungen aus meiner Jugend wurden wieder wach; der seltsame Widerspruch zwischen der nahen, ernsten Zukunft und der Beschäftigung, die seine ganze Seele in Anspruch nahm, war mir entsetzlich. Ich war gesund, lebensfroh, und vor mir lag ein reiches hoffnungsvolles Dasein; meine äußerlich beschränkte Lage quälte mich durchaus nicht, dennoch konnte ich den ernsthaften unruhigen Gedanken nicht abwehren, daß auch mein Wissensdurst unvermeidlich, als Schlußpunkt, zum Tode führen müßte. Der alte Kampf zwischen Religiosität und Wissenschaft, den ich durchgekämpft zu haben glaubte, wachte wieder auf, aber der Tod eines Andern, der zwar eine schmerzhafte Theilnahme erregte, aber die Ruhe des Nachdenkens nicht störte, ward mir wichtiger als die eigene, mir drohende Todesgefahr.

Eines Tages war der Kranke besonders eifrig beschäftigt. Seine mühsame Arbeit ward immer ununterbrochener, als hätte er Eile; leise wiederholte er grammatikalische Formeln, suchte mit Hast, ja mit einer Art Angst, bald dieses, bald jenes vergessene

Wort in dem Lexikon auf. Gegen Mittag schien er erschöpft, aber ließ die Beschäftigung nicht ruhen. Ich konnte kein Auge von dem Kranken abwenden. Einen von den medicinischen Candidaten, der durch den Saal ging, machte ich auf seinen Zustand aufmerksam und fragte: ob man ihm keinen Prediger schicken solle? Der Candidat betrachtete den Kranken, fühlte den Puls, und fragte ihn, wie er sich befinde. „Sehr wohl,“ antwortete dieser mit schwacher Stimme, „ich bin nur etwas vom Studium ermüdet, ich will etwas schlafen und dann aufstehen.“ „Er hat noch,“ sagte mir der Candidat, als er ihn verlassen hatte, „einige Tage zu leben, der Anblick eines Predigers würde ihn sogleich tödten.“ Ich schüttelte mit dem Kopfe. Ich war, glaube ich, der Einzige, der dem Kranken einige Aufmerksamkeit schenkte, eine innere Angst trieb mich nach dem Krankenlager; ich setzte mich an sein Bett, so daß er mich nicht sehen konnte, und beobachtete ihn fortdauernd. Er schien zu schlummern, aber unruhig, die Hände griffen nach den Büchern, er hatte nicht Kraft genug, die Blätter umzuschlagen, der Kopf fiel auf das Kissen zurück, ich hörte ein kurzes Röcheln, und dann seinen letzten Athemzug.

Dieser Tod, wie er hier stattfand, hatte für mich etwas furchtbar Ergreifendes. Eben daß er so ruhig, so leise, so schmerzlos heranschlich, einem Vampyr ähnlich, den Sterbenden völlig bewußtlos traf, und auf immer hinraffte, war mir so schauderhaft. Der heftigste Todeskampf schien mir, neben diesem Hineinschlummern in ein anderes höheres Dasein, eine Wohlthat, und von diesem Moment an entstand der Wunsch in mir, der sich oft zum heißen Gebet steigerte, den Tod zu erkennen, wenn er naht, ihn ins Auge zu fassen, und mit vollem Bewußtsein zu sterben. Dieser Gedanke, daß selbst das bedeutendste Leben seinen wahren Inhalt, seine volle Bedeutung erst dann erhält, wenn man es freiwillig aufzugeben vermag, ließ mich jedesmal, wenn es durch eine äußere günstige Fügung wach ward, die unmittelbare reale Wirklichkeit eines über der Erscheinung liegenden Lebens erkennen, er erzeugte die Neigung, Sterbende in den letzten Augenblicken zu besuchen, den Gedanken an den Tod, wenn er mir entgegen trat, ruhig und mit vollem Bewußtsein festzuhalten, und dieses Anschließen des frohen Lebens an den Tod, war der Faden, der den Rest der Religiosität meiner Kind-

heit, wenn er zu verschwinden drohte, festhielt und rettete.

Entschluß.

Ich verließ das Hospital völlig wieder hergestellt, und habe keine Folgen des Sonnenstichs später gefühlt. Ich war nun völlig verlassen und einsam. Auch mein ältester Bruder war, ehe er die Lehrer-Stelle antrat, auf einige Zeit nach Rendsburg versetzt. Den jüngern Bruder, den Arzt, sah ich selten. Er wohnte in der Caserne; seine Neigungen, seine Wünsche waren mir fremd, seine Studien und sein Umgang trennten uns noch mehr. Ich war für den ersten Moment ganz auf die Hülfe des Onkels hingewiesen, aber hier trat nun der immer gefürchtete, jetzt unvermeidliche Moment der entschiedenen Erklärung von meiner Seite hervor. Professor Bang hatte mit voller Ueberzeugung vorausgesetzt, daß ich Theologie studiren würde. Ich hatte aber entschieden beschlossen, mich nur den Naturwissenschaften zu widmen. Mein Onkel war in der That zu rechtfertigen. Was man, von meiner frühsten Kindheit an, von

mir wußte, konnte die Ueberzeugung begründen, daß ich sowohl durch Neigung als durch Talent zum Prediger geboren wäre. Die Leichtigkeit, mit der ich die Sprache behandelte, sowohl schriftlich als mündlich, hatte frühzeitig die Aufmerksamkeit der Eltern und Verwandten auf sich gezogen. Schon in Norwegen, als wir von Trondheim aus einen verwandten Prediger besuchten, in meinem sechsten Jahre etwa, schrieb mein Vater eine kurze Predigt nieder; ich mußte sie auswendig lernen; es ward ein Schemmel auf die Kanzel der Kirche gesetzt, und der Knabe sagte die Predigt her. Die Eltern, die Verwandten und die Dienstboten waren gegenwärtig, und der Zauberer Merlin, als er sich in der Wiege aufrichtete und eine Rede hielt, konnte keine größere Aufmerksamkeit erregen, als ich, indem ich die auswendig gelernte Predigt hersagte. So galt es für völlig ausgemacht, daß ich als Prediger Glück und Ansehen erwerben würde; auch würde in diesem Falle unter den Brüdern meiner Mutter der Professor Bang nicht der einzige gewesen sein, der mich unterstützte. Es war aber meine Neigung zur Naturwissenschaft nicht allein, die mich schlechterdings davon abhielt.

Die damals herrschende Dogmatik war mir durchaus zuwider. Sie enthielt eine unverträgliche rohe Mischung von starrer Orthodoxie und plattem Rationalismus, die sich wechselseitig zerstörten. Jene ließ man stehen, ohne an sie zu glauben, diesen nahm man an, ohne ihn zu begründen. Ich war von jeher unfähig, einen äußerlich aufgetragenen wissenschaftlichen Gegenstand zu behandeln, innerlich in fortdauernder Gährung, drängten sich mir Aufgaben auf, die gelöst werden mußten. Von diesen ergriffen, war ich der größten Entsagung fähig. Die mühsamste Untersuchung, die trockenste Beschäftigung, hatte sie nur irgend eine Beziehung zu einer solchen Aufgabe, erhielt dann einen Reiz, der meinen Freunden oft unbegreiflich erschien. Sie trauten dem fortdauernd beweglichen, von jedem Gegenstande leicht aufgeregten enthusiastischen Jünglinge die Beharrlichkeit nicht zu. Oft äußerte ich mich heftig gegen die Preisschriften, sie könnten, behauptete ich in meinem einseitigen Eifer, nie einen bedeutenden Werth haben. Ich kannte keinen andern Preis, als die durch die Lösung eigener Aufgaben errungene Selbstbefriedigung. Der religiöse Glaube war nicht etwa verschwunden, er ruhte als

ein verborgener Schatz meiner Kindheit im Hintergrunde des Bewußtseins. Aber er durfte nicht hervorgehoben, nicht ein Gegenstand der Reflection werden. Jede geistige Beschäftigung bewegte sich frei und ungehemmt nach allen Richtungen, ohne die religiöse Grundlage zu berühren, und so blieb diese ungefährdet. Auch störte mich in dem Moment mannigfaltig aufgeregter Leidenschaften die Manier des mehr gut gesitteten, als sittlich guten, äußeren Betragens, welches von den Geistlichen gefordert wurde. Es lag überhaupt, bei aller Milde, ja Weichheit meiner Gesinnung, etwas Wildes, Ungebändigtes in meinem Benehmen, und neben der größten Fügsamkeit ein unüberwindlicher Trotz und unbeugsame Halsstarrigkeit. Als ich dem Onkel erklärte, daß ich mich nur der Naturwissenschaft widmen wollte, war er außer sich. „Du besitzest nichts," sagte er, „und willst den reichen, vornehmen Herrn spielen. Du mußt erst wissen, wie du Wohnung, Nahrung und Kleidung erhältst. Wie sie in der Welt fortkommen kann, weiß die arme Jugend gar nicht, das muß sie von alten, erfahrenen Leuten erst lernen." Diese sogenannte Erfahrung hörte ich nun oft nennen. Sie ward mir

von allen Verwandten und älteren Freunden aufgedrungen und war mir unter allen Dingen in der Welt das Unbegreiflichste. Die realste Wirklichkeit eines unüberwindlichen wissenschaftlichen Triebes bildete mein innerstes Dasein, und jetzt wurde mir diese Wirklichkeit selbst, durch welche alles Andere im Leben für mich Bestand erhielt, abgeleugnet. Ich sollte ursprünglich nichts sein, und erst durch die sogenannte Erfahrung in der Zukunft etwas werden. Dies wollte mir keineswegs einleuchten, ich vermochte es nicht, mich zu diesem abstracten Idealismus der Erfahrenen zu erheben. Es war, das sehe ich ein, ein Kampf um mein innerstes Dasein, den ich durchzukämpfen hatte.

Daß mein Onkel auf keine Weise auch nur einen Begriff hatte von einem solchen Rechte einer ursprünglichen Persönlichkeit, daß er durchaus nicht geneigt war, es anzuerkennen, das sah ich wohl ein. Es blieb mir nichts Anderes übrig, als ihn durch Fleiß, Eifer und durch die Hoffnung, die ausgezeichnete Männer von mir hegten, allmälich zu der Ueberzeugung zu bringen, daß mein Unternehmen nicht so thöricht wäre, als es ihm schiene. Doch diese Hoffnung

konnte nur in einer fernen Zukunft erfüllt werden, und bis dahin mußte ich leben. Meine Studien aber setzten eben ein sorgenloses Leben voraus, und ich bedurfte in der That, so jung ich war, nicht die Erfahrung meines guten Verwandten, um einzusehen, daß ich mich in einem Kreise bewegte, aus dem ich mich nicht herausfinden konnte. Auch wäre mein Schicksal ohne Zweifel sehr hart gewesen, ich würde es getheilt haben mit so vielen Jünglingen, die zu einem ähnlichen Kampfe aufgefordert, zu Grunde gehen, wenn nicht Bang, wie sehr er sich auch durch mich gekränkt fühlen mußte, wie entschieden er mich auch seine Unzufriedenheit merken ließ, sich dennoch entschlossen hätte, das Versprechen, welches er der sterbenden Schwester gegeben, zu erfüllen.

Von jetzt an gehörte ich zu seiner Familie; ich aß in seinem Hause, und selbst außerdem wurde ich vielfältig von ihm unterstützt. Seine Stiefsöhne wurden meine Freunde, und ich gehörte einem Kreise junger Männer zu, die, auch wenn sie äußerlich günstiger gestellt waren und nicht, wie ich, so ganz ins Blaue hineinstudirten, doch alle geistig bewegt, einem Höheren und Ungewöhnlicheren nachstrebten. Ich selbst

behalf mich äußerlich, wie ich konnte. Ich manuducirte die Studirenden, gab den Pharmaceuten Unterricht in den ersten Elementen der Chemie, gab Stunden, arbeitete für einige Journale, schriftstellerte sogar, machte kleine Schulden, weil mein Verhältniß zu Bang nicht unbekannt war. Oft war ich meiner Ansicht nach reich, am häufigsten hatte ich nichts, denn eine jede Summe, die ich erhielt, wurde in Büchern, in Naturalien angelegt, öfters wohl auch den geselligen Freuden geopfert; ich lebte bei dem Allen völlig sorglos und wahrhaft glücklich. Die kleinen Verlegenheiten, in die ich nicht selten gerieth, quälten mich nur vorübergehend. So verfloß die Zeit vom Herbste 1792 bis zum Frühlinge 1794 von meinem neunzehnten bis zum einundzwanzigsten Jahre, eine Zeit, an die ich immer, so kurz sie war, mit großer Freude zurückdenke. Sie war sehr reich, und wenn ich auch in meiner Umgebung keine bedeutende Rolle spielte, so nahm ich doch an Allem, was um mich her geschah, lebhaften Antheil. Was ich erlebte, hängt mit dem damaligen politischen Treiben in Kopenhagen eng zusammen, und es war in der That eine nicht uninteressante Zeit; und zu meinen Freun=

den gehörten Männer, die theils damals nicht ohne Bedeutung waren, theils später sich auszeichneten. Wenn ich in der nachfolgenden Darstellung selber mehr zurücktrete, so wird doch, was ich in dieser Zeit erlebte, wie ich glaube, nicht ohne Interesse sein.

Ich war unter meinen damaligen Freunden einer der jüngsten; die meisten sind gestorben, und als Zeuge des damals Erlebten weiß ich nur zwei zu nennen unter denen, die mir am nächsten standen, das sind: Mynster, der jetzige Bischof von Siaelland, Professor Bang's jüngster Stiefsohn, und der Professor der Botanik, Horneman. Mynster war in dem literarischen Kreise, in welchem ich lebte, noch jünger wie ich, unter allen der Jüngste.

Literarisches Treiben.

Ich hatte eigentlich aufgehört, im strengsten Sinne Student zu sein; ich hatte kein sogenanntes Brotfach. Zwar gab ich mir, um meine Verwandten zufrieden zu stellen, das Ansehen, als wollte ich Medizin studiren. Ich besuchte, was ja auch recht eigentlich zu meiner Absicht gehörte, die anatomischen Vorlesungen,

ja sogar einige praktische Vorträge, und wohnte ein Paar Mal chirurgischen Operationen bei. Aber im Ganzen betrachtete ich mich als einen Privatgelehrten. Zwar wollte ich mich einer Prüfung unterwerfen, diese aber hatte mit der Universität nichts zu thun. Die Privatgesellschaft zur Beförderung des Studiums der Naturgeschichte hatte die Absicht, jungen Naturforschern, nachdem sie vorher nach der in Dänemark herrschenden Sitte, öffentlich geprüft waren, Stipendien für naturgeschichtliche Reisen im In- und Auslande zu ertheilen. Indem ich mich nun für diese Prüfung vorbereitete, folgte ich ganz meiner Neigung, und meine Studien waren nur durch diese bestimmt.

Die Darstellung des damaligen literarischen Treibens in Kopenhagen, wird, glaube ich, am zweckmäßigsten eingeleitet, indem ich zuerst von dem Leben der jüngeren Literaten, ihrem Verhältniß zu den älteren und unter sich spreche. Ein jeder hatte zwar sein besonderes Studium, wie es äußere Verhältnisse oder innere Neigung veranlaßt hatten. Hier aber ist die Rede von dem, wodurch sie alle unter einander verbunden

waren, und dieses war, wie allenthalben, Politik, Poesie und Theater (von Philosophie war nur in einem sehr engen Kreise die Rede). Mit der Darstellung des poiitischen Treibens werde ich schließen.

In Dänemark erfreuten sich Poesie und Theater einer großen Theilnahme. In beiden Richtungen ergreift sich der Däne in seiner Eigenthümlichkeit und fühlt es. Die innige Verbindung der ganzen dänischen Literatur mit dem Leben in der Hauptstadt erzeugt einen schnellen Beifall, ein eben so schnelles Mißfallen, plötzliche und entscheidende Zustimmungen, oder Oppositionen. Nicht bloß größere Werke, auch kleinere Gedichte, ja ein Witz, eine geistreiche Aeußerung kann die ganze literarische Welt in Bewegung setzen, und selbst wenn diese lebhafte Bewegung verschwunden ist, haften solche Gedichte, solche Aeußerungen in der dankbaren Erinnerung und bilden, den Sprichwörtern ähnlich, gnomische Massen, die als bleibende Elemente der Bildung anzusehen sind. Obgleich jetzt fast ein halbes Jahrhundert seit der Zeit die ich durchlebte, verschwunden ist, so bin ich doch überzeugt, daß ich eine Menge fest gewordener Erinnerungen echt materieller Art nicht allein mit den we-

nigen Gleichzeitigen, die noch leben, sondern auch mit der jüngern Generation theile. Haben doch noch in der neuesten Zeit einige glücklich gereimte Zeilen in einem Trauergedicht auf den verstorbenen König eine so allgemeine Bewegung im ganzen Lande hervorgerufen, wie sie in andern Ländern kaum stattfinden würde. Sie erinnern fast an jene alte nordische Sage von dem Skiald, der durch einige Zeilen zum Lobe des allgemein geliebten mythischen Dänenkönigs Frode selbst König und sein Nachfolger ward.

Eine solche mächtige Gestalt, die aus der nicht fernen Vergangenheit uns entgegentrat, eine in allen Richtungen echt nationale, war Holberg. Er hatte während er lebte, nicht bloß einen nationalen, sondern auch einen europäischen Ruf; aber die Ausländer können sich von seinem volksthümlichen Einflusse kaum einen Begriff machen. Nur seine Schauspiele haben, wenigstens in Deutschland, sich in der Erinnerung erhalten, und auch diese wären wahrscheinlich ganz vergessen, wenn Tieck nicht das Interesse für sie erweckt, wenn Oehlenschlägers Uebersetzung sie nicht zugänglicher gemacht hätte. Zwar ist es nicht zu leugnen, daß seine dramatischen Werke in Dänemark vor=

züglich den größten Einfluß gehabt haben. In unserem Kreise waren diese uns so genau bekannt, daß es Sitte war, bei vielen Gelegenheiten Stellen aus Holberg's Schauspielen zu citiren, wie in England Shakspeare oder in Deutschland in gewissen Kreisen Göthe citirt wird. Wir konnten zuweilen Gespräche halten, in welchen Rede und Antwort eine Art Mosaik aus den Holbergschen Stücken ausmachten. Doch waren es keineswegs die Schauspiele allein, die so thätig in unser Leben hineintraten. Holberg hatte auf eine eigenthümliche Weise das ganze Leben seiner Zeit ergriffen. Freiere Momente des Denkens, die sich zu entwickeln anfingen, aber kaum laut zu werden wagten, wurden von ihm mit großer Kühnheit ausgesprochen, und die einzige Vorsicht, die er anwandte, lag in seiner reichen und unerschöpflichen Laune. Das Ernsthafteste ward phantastisch scherzhaft dargestellt und oft verbarg er hinter echt komischen Auftritten, die ganz unschuldig und unbefangen erschienen, die bitterste Wahrheit. Oft bleibt es ungewiß, ob, was er sagt, Ironie sei oder Ernst; dieses gilt besonders von der satirischen Schrift: „Niels Kliims unterirdische Reise." Sie ward lateinisch geschrieben; er wagte nicht, sie in

der Muttersprache herauszugeben, auch bestimmte er sie mehr für das ganze kultivirte Europa, als für sein Vaterland, denn sie behandelte keck und frei allgemeine bürgerliche Verhältnisse und drückende Mißbräuche. Zu den Aeußerungen, die es zweifelhaft lassen, ob sie ironisch oder ernsthaft gemeint sind, gehört auch die, über die Emancipation der Frauen. Diese ist nun nicht etwa, wie in unseren Tagen, in eine Aufhebung der Heiligkeit der Ehe gesetzt, wohl aber glaubt er, daß die Frauen eben so fähig und nicht selten fähiger sind, bürgerliche Aemter zu bekleiden, wie die Männer. Ueber dieses Thema war Holberg unerschöpflich. Zwar ward es in Niels Kliims Reise am ausführlichsten behandelt; denn er versetzte uns in einen Staat, in welchem die Frauen die wichtigsten Aemter bekleiden. Aber in allen seinen dichterisch satirischen Werken wiederholt er es. Er, der, obgleich er im hohen Alter als Junggesell starb, den Umgang mit Frauen liebte, mochte wohl gefunden haben, daß diese alle Verhältnisse der Welt wie einfacher, so auch richtiger auffaßten, beurtheilten und behandelten. Und der Gegensatz zwischen den, in erstarrten, zur geistlosen Gewohnheit gewordenen Formen der Amtsthätigkeit, wie

in der Gelehrsamkeit verknöcherten Beamten und Pedanten und den damals unbefangeneren Frauen war gewiß dem geistreichen Manne zu der Zeit auffallend genug; kaum würde er in unseren Tagen dasselbe Urtheil fällen, wenn ein ungünstiges Schicksal ihn in die Mitte unserer ästhetisch philosophisch, ja selbst politisch und nicht selten religiös doctrinären Frauen versetzte.

Aber eben die allgemeinere, über die Nationalität herausgehende Tendenz der unterirdischen Reise machte sie uns weniger interessant. Das satirische Gedicht dahingegen „Peder Paars", welches eine, mit allerlei Abenteuern verknüpfte, Reise von Kallumsborg nach Aarhuus besingt, behandelte mit unerschöpflicher Laune durchaus nationale Verhältnisse, meist der niedern Klasse; und obgleich der immer wiederholte Kampf gegen den damals herrschenden Aberglauben, den er höchst gründlich studirt hatte, und bis in das kleinste Detail kannte und dadurch verewigte, einen großen Theil seines Interesse verloren hatte, so behielt doch diese Schrift für uns einen fortdauernden Reiz, und viele Stellen derselben wurden (mit Glück und Geist in das Gespräch verflochten) mit großem Bei-

fall aufgenommen. In der That war diese Gewohnheit, bei allen Gelegenheiten die Aeußerungen eines fremden Schriftstellers passend und kräftig in das Gespräch zu verflechten, eine Uebung des Scharfsinns, die nicht zu tadeln gewesen wäre, wenn nicht die, obschon geistreiche, Beschränktheit Holbergs bei Vielen eine große Einseitigkeit hervorgerufen hätte. Nicht durch den Einfluß von Holberg allein, auch durch die Art des Lebens überhaupt, durch eine Menge bald bedeutender bald unbedeutender Begebenheiten, durch literarische Streitigkeiten und durch die Art, wie sie geführt wurden und dergleichen, bildete sich zuletzt eine Manier der Sprache, die, aus Reminiscenzen und Streitigkeiten mancherlei Art zusammengesetzt, einem jeden Fremden unzugänglich war. Mich ergötzte zwar dieses Spiel oft, im Ganzen aber war es mir doch zuwider. Es lenkte schon damals meine Aufmerksamkeit auf die Neigung der Menschen, selbst in den engsten Familienverbindungen sich in sich abzuschließen, und wie unter sich zu heirathen, so auch eine eigene Sprache zu führen. Es giebt nichts, was, zum Extrem ausgebildet, die Menschen mehr beschränkt und eine widerwärtigere Mißbildung erzeugt, als diese enge, ge-

ringe und manierirte Verkrüppelung. Einmal darauf aufmerksam gemacht, erkannte ich sie leicht wieder in den Cotterien der sogenannten Geistreichen, ja oft in der herrschenden und bewunderten Literatur des Tages. Sie ist aller echt freien Bildung entgegen, und führt unvermeidlich zur Barbarei. Sie verunstaltete die philosophische Geschichte des Mittelalters, sie droht in der Philosophie unserer Zeit eine ähnliche Barbarei herbeizuführen, und wer nur in die Sprache der Schule eingeschnürt, die tiefsten Gedanken zu äußern vermag, der ist schon dadurch von aller großartigen lebendigen Entwickelung ausgeschlossen.

Mein Widerwille gegen diese Verzerrung einseitiger Verbrüderungen verband sich mit dem schon in meiner Kindheit entstandenen Hasse gegen das Basen- und Vetter-Wesen, und indem ich diese Neigung des menschlichen Geschlechts immitten der lebendigen Geschichte verfolgte, indem es mir klar ward, mit welcher großen Gewalt sie in allen Verhältnissen, in den größten wie in den kleinsten, monströse Bildungen zu erzeugen vermag, wagte ich es, einen so mächtigen, zerstreuenden Dämon des Geschlechts bis dahin zu verfolgen, wo er unwiderstehlich und durch die versunkenen Rassen Stämme,

wie unter den Thieren Gattungen, absondert, daß sie in eine immer engere Sprache eingeschnürt, sich nicht bloß völlig fremd werden, sondern auch wechselseitig zu vernichten streben. — Diese Richtung meiner Freunde, so sehr ich sie auch verehrte, bewirkte schon ein stilles, mir selbst kaum bewußtes Widerstreben. Es ward zwar beständig überwunden und zurückgedrängt, ich war stolz darauf, in einen Kreis bedeutender junger Männer aufgenommen zu sein, aber dennoch mochte das Widerstreben gegenseitig sein, und ich glaubte wahrzunehmen, daß der engere und vertrautere Kreis mir unzugänglich bliebe. Dazu trug nun wohl auch die gährende Unruhe, in welcher ich beständig war, die sprudelnde Beweglichkeit, die dem kühlen und ruhigen Volke seltsam erschien, nicht wenig bei. Mich störte dahingegen die Langsamkeit, die Weichheit, die nicht selten selbst der Sprache eine polsterartige Nachgiebigkeit ertheilte, an die ich mich nicht gewöhnen konnte, obgleich ich unter solchen Tönen erwachsen war. Oft ward ich ungeduldig, wenn lange und langsam über ein einfaches Thema gesprochen wurde, und ich erinnere mich noch, wie ich vor Freude fast aufschrie, als ich zum erstenmal Egmont's berühmten Monolog

las. Oft entstand, wenn ich auf der Straße ging, in mir die Lust, die Menschen von hinten anzustoßen, damit sie nur rascher vorwärts schritten.

Man würde sich zwar irren, wenn man glaubte, daß diese scheinbar weiche Nachgiebigkeit, die besonders von den Norwegern den Dänen vorgeworfen wurde, mit einem Mangel an Energie gepaart wäre. Der Däne ist vielmehr geistig in allen Richtungen empfänglich, wie der Deutsche. Die Gegenstände seines Denkens faßt er mit großer Klarheit auf; eine Ueberzeugung hält er mit entschiedener Beharrlichkeit fest, und wenn diese in einseitige Halsstarrigkeit nicht selten ausartet, die dann freilich alle Empfänglichkeit zerstört, so geschieht es nur da, wo eine beschränkende Nationalität ihn irre leitet. Ich habe, was mich, wenn auch nicht äußerlich, doch innerlich von einer Umgebung trennte, die mir sonst so lieb und theuer war und so wichtig ward, schon hier erwähnt. Es lag in dieser, mir selbst noch tief verborgenen Entfremdung nichts, was meine Freude, meine Zuneigung, meine Liebe störte. Ich gab mich dem geistigen Genusse, den mir der Tag bot, gern und willig hin, und vertrauungsvoll wie ich war, merkte ich es

lange nicht, daß die Heftigkeit und Unbesonnenheit mancher Aeußeruugen, die Neigung, die ich nicht überwinden konnte, mich hyperbolisch auszudrücken, besonders aber eine gewisse Zudringlichkeit, mit welcher ich einem Jeden meine Ueberzeugung aufzudringen suchte, mich den Freunden beschwerlich machten.

Dieses tief in mir ruhende Element der Entfremdung diente aber dazu, eine innere Selbständigkeit zu nähren, und mit der unbefangensten Offenherzigkeit verband sich ein geheimes Treiben, eine einsame Betrachtungsweise, die, als ein Rest meiner Kindheit, mit dem Heiligsten verbunden, nie verschwand. Ich glaube, daß diese Betrachtung mein Verhältniß zu meiner Umgebung, wie ich sie ferner darstellen werde, klarer machen wird, ohne daß ich es besonders zu erwähnen brauche, indem ich das literarische Treiben unseres Kreises ferner entwickele.

Obgleich die erwähnten Schriften von Holberg von uns sehr hochgeschätzt wurden, so hatten doch seine Schauspiele, wie gesagt, den größten Einfluß. Das Theater, zu welchem Holberg zuerst den Grund legte,

war ein wahrhaftes Nationaltheater im echtesten Sinne, frisch und gesund aus der Mitte der lebendigsten Volksthümlichkeit entsprungen, und trug das Gepräge der unbefangensten Natürlichkeit, die, eben weil der Stoff nicht ein ersonnener, künstlich erzeugter war, vielmehr ein gegebener, die ungehemmte Thätigkeit auf die kunstreiche Darstellung verwenden konnte. Allerdings giebt es Holberg'sche Stücke, die launenhaft erscheinen, das ganze Stück sieht einem hingeworfenen Einfall ähnlich. Die meisten aber, wie die Hexerei und der blinde Lärm, Viel-Geschrei (so nenne ich Holberg's Stundeslöse, ein Titel, der im Deutschen unübersetzbar ist) zeichnen sich durch die kunstreiche Steigerung der Verwickelungen, mehrere andere durch eine sehr klare künstlerische Behandlung aus, die in unseren Tagen so wenig weiter ausgebildet ist, daß, überblickt man die meisten französischen und deutschen Schauspiele, die jetzt unsere Bühne überschwemmen, man fast geneigt wird, sie als eine verlorene Kunst zu betrachten. Holberg hatte, als er seine nationale Schaubühne gründete, mit vielem und heftigem Widerstande zu kämpfen. Die Haupt- und Staatsactionen (die insipiden Niederschläge einer vergangenen

Poesie) herrschten, wie in den Romanen der früheren Zeit, so auch in den Schauspielen vor. Eine geistlose Zusammenhäufung von Hexen- und Zaubergeschichten bildeten Schauspiele, die nicht allein den Geschmack, sondern auch den gesunden Sinn des Publikums zu untergraben drohten. Sie kamen von Deutschland. Aus Holberg's Schauspielen selbst erfährt man, wie seine gelungenen komischen Karikaturen oft als persönliche Angriffe gedeutet wurden. Man glaubte den Geizigen, den Titelsüchtigen, den Prahlenden, den pedantischen Gelehrten, den Jean de France, den Geschwätzigen, den politischen Kannegießer, in diesem oder jenem Einwohner der Stadt wieder zu erkennen. Das war nun eine Schwierigkeit, mit welcher der Schauspieldichter in der Hauptstadt eines kleinen Landes, unter friedlichen Verhältnissen, in welchen die klatschsüchtige Beobachtung der Nachbaren sich ausgebildet hatte, unvermeidlich zu kämpfen hatte. Moliere, der in einer größeren Umgebung lebte, kannte diese Schwierigkeit nicht; ja eben diese gefährliche Verwandtschaft des Tagesgeklatsches mit der Dichtung begründete die echte Nationalität seiner Schauspiele. Wer mit diesen bekannt ist, weiß, mit welcher Mühe

und Gewissenhaftigkeit Holberg jene, die freie Dichtung tödtende Beschränktheit zu bekämpfen und die Zuschauer auf einen höheren Standpunkt zu versetzen sich bestrebte.

Was die Holberg'schen Stücke besonders auszeichnete, war eine tüchtige bürgerliche Sittlichkeit, die zu fest begründet war, um in ängstliche Prüderie auszuarten; die Zeit duldete Anspielungen auf die Geschlechtsverhältnisse, wie zu Shakspeare's Zeiten, und es ist wohl eine Frage, ob die derben Späße der damaligen Zeit, die weniger sorgfältige Umhüllung, nicht eine größere und und unbefangenere Unschuld anzeigten. Daß sie zuerst von der französischen Bühne verdrängt wurden, und, irre ich nicht, besonders unter Ludwig XV., kann doch kaum als ein Beweis des damals in Paris herrschenden sittlichen Gefühls betrachtet werden.

Da nun hinter allem oft scheinbar frivolen Spiele der Phantasie ein sittlicher Ernst ruht, so betrachtete sich auch der Schauspieler als einen Mann, der ein wichtiges Geschäft trieb, dem es nicht erlaubt war, mit seinem Spiele selbst ein leichtsinniges Spiel zu treiben. Die Zeit, in welcher ich damals lebte, lag

von jener früheren Holberg'schen ohngefähr eben so weit entfernt, wie die klassische Zeit der deutschen Bühne, als Eckhof, Schröder, Fleck sie in Deutschland verherrlichten, von unserer Zeit. Die Namen Clementin, Hortulan, Londemann wurden noch fortdauernd verehrt. Der Letztere besonders, der eben die kühnsten komischen, die Heinrichsrollen, mit bewundrungswürdiger Virtuosität spielte, ward als ein ernster, streng sittlicher, melancholischer Mann geschildert, der von der moralischen Nützlichkeit seiner Darstellungen innig überzeugt war, und dem es daran lag, auch Anderen seine Ueberzeugung beizubringen.

Von dieser Zeit an bildete sich eine Schule, deren Spiel sich durch Tradition, wenigstens für die Art, wie die Holberg'schen Stücke gespielt wurden, bis zu meiner Zeit fortpflanzte.

In der That zeichnete sich das Theater auch damals aus. Die Namen Schwarz, Rossing und seine Frau, Preisler und seine Frau, Gielstrup, die Astrup u. s. w. bezeichnen noch immer eine klassische Zeit der Bühne.

Es ist eine sehr ernste Frage, wie sich die Schauspieler zur Entwickelung des Volks verhalten? und

ob sie überhaupt als wesentliche Elemente der Volksbildung betrachtet werden sollen oder nicht. Streng gesinnte, besonders religiöse Männer betrachten sie durchaus als schädlich, und nicht eine, sondern mehrere Sekten, wenn sie auch sonst in ihren Ansichten sehr verschieden sind, ziehen sich von den dramatischen Vorstellungen, wie von dämonischen Lockungen, zurück. Die meisten um ihr Heil besorgten Menschen fliehen sie, und das Volk in christlichen Ländern fordert, daß der Prediger dem Genuß des Schauspiels entsage. Von jeher betrachtete man den Stand der Schauspieler und besonders der Schauspielerinnen mit einer Art Vorurtheil, und man darf eine so allgemein sich ausbildende Meinung wohl nicht leichtsinnig abweisen. Es ist ein Gegenstand, der hier nicht ausführlich behandelt werden kann, nur dieses darf behauptet werden: daß das Schauspiel für gewisse Stufen der Entwickelung nützlich, ja nothwendig sein kann. Das gewöhnliche Leben war in allen Richtungen geordnet, in den Familien, im Staate, ja selbst in den Wissenschaften ging Alles seinen ruhigen Gang: aber die aufgeregte Jugend fordert das Kühne, Seltsame, ja Gefährliche; sie will von Verwickelun-

gen ergriffen sein, die das Innerste des Gemüths aufregen. Die verborgenen Kräfte der Seele, in welcher die Zukunft der Geschichte schlummert, wollen auch in der Gegenwart thätig sein, und in den äußeren Verhältnissen gebunden, fliehen sie nach der Bühne. Wo diese ein lebhaftes Interesse erregt, da beweist sie, daß die Poesie noch in der Jugend lebt, und gewiß wird da, wo alle Neigung für das Theater verschwunden ist, auch ein jedes höhere Streben in der Wissenschaft wie im Leben aus der Seele des Jünglings entwichen sein. Die völlige Gleichgültigkeit gegen diesen Genuß kann nur aus Stumpfheit oder aus Uebersättigung entspringen.

Nun ist es zwar nicht zu leugnen, daß diese Neigung mit großer Gefahr verbunden ist, sie wird leicht heftig und leidenschaftlich. Auch verlebte ich einen Winter, in welchem die Bühne mich ganz in Anspruch nahm und mehr als billig beschäftigte. Ich besuchte fast alle Abende das Schauspiel, und wenn ich nicht da war, so spielte ich selbst. Noch vor dieser, wenn auch einseitig, doch nicht unnütz zugebrachten Zeit gerieth ich in eine Verirrung, die freilich nicht lange dauerte.

In Kopenhagen bildete sich eine Menge dramatischer Gesellschaften, die mehr oder weniger die Aufmerksamkeit der Einwohner beschäftigten. Die erste, an welcher ich Theil nahm (**Selskabet ved Vester port**), war von einer geringeren Art; die Mitglieder waren junge Bürgerfrauen und Töchter, Ladendiener, Studenten und Candidaten, die keineswegs den Kreis ausmachten, den ich oben bezeichnet habe, und dem ich noch nicht ganz zugehörte. Ich erinnere mich nicht mehr, wie ich in eine Verbindung mit Menschen kam, die mir in Bildung und Ansichten des Lebens völlig fremd waren; ohne allen Zweifel war es die ungeduldige Neigung, selbst als Schauspieler aufzutreten, die mich antrieb. Ein junger Mann kann keine heftige Neigung für das Theater haben, ohne selbst sich als Schauspieler zu denken, und ich traute mir in dieser Beziehung nicht wenig zu. Unter den Mitgliedern der Gesellschaft war ich noch immer einer der ausgezeichnetsten, und ich spielte alle Rollen, alte Männer wie Jünglinge, edle Helden wie Schurken, lustige Diener wie Spießbürger. Die Zuschauer waren leicht befriedigt, und eine Zeit lang ging Alles vortrefflich. Die Zuschauer, die Mitspieler waren mit

mir zufrieden, und besonders war ich es selbst. Ein jeder weiß, wie es in solchen Gesellschaften zugeht. Es giebt wohl wenige junge Männer, die sich nicht, wenigstens ein paar Mal, zwischen den Coulissen herumgetrieben haben, in unsern Tagen sogar die Kinder. Die Verwirrungen, die dort stattfinden, die Streitigkeiten, die da unvermeidlich sind, die kleinlichen Leidenschaften, die ihr Spiel treiben, die plötzlichen Neigungen zwischen Männern und Frauen, die da entstehen und schnell verschwinden, sind zu bekannt und tragen wohl allenthalben das nämliche Gepräge.

Die Zeit der ersten Betäubung verschwand bald. Im Anfange und so lange ich nur mir selbst spielte, achtete ich auf die Gesellschaft und das Spiel gar nicht. Ich übertrieb die ernsten und karikirte die komischen Rollen; wie die Uebrigen sich mit ihren Rollen abfanden, bemerkte ich kaum. Als dieser Rausch aber verschwunden war, fing ich nun an die Menschen, in deren Gesellschaft ich gerathen war, genauer zu betrachten, und erschrak nicht wenig, als ich die völlige Rohheit und den gänzlichen Mangel an aller Bildung wahrnahm. Die Prima Donna der Gesellschaft war eine Bäckerfrau, die für schön galt und

durch Romane der geringsten Sorte ausgebildet war. Der Candidat, der Alles anordnete und sich die besten Rollen zutheilte, war ein verdorbener Student. Alle Stücke wurden auf die plumpste Weise gehandhabt. So sinnlos war das Spiel, daß es mir noch unbegreiflich ist, daß ich nicht bei der ersten Probe davor zurückschauderte. Bei einer jeden Aufführung fanden die unbegreiflichsten Mißverständnisse statt; man konnte eine reiche Sammlung der lächerlichsten Mißgriffe zu Stande bringen, und wäre ich ohne irgend eine Theilnahme an der Gesellschaft gewesen, das tolle Spiel würde mich ergötzt haben. So aber ward ich von der tiefsten Scham ergriffen. Ich darf nicht sagen, daß ich hier Etwas erlebte, was das sittliche Gefühl verletzte, der herrschende Dämon schien die plattste, naivste, unschuldigste Dummheit zu sein; ich wagte meinen Freunden nicht zu sagen, daß ich in einer solchen Gesellschaft lebte. Die finanziellen Verhältnisse erzeugten eine Spannung, die ich benutzte, um mich schnell zurückzuziehen.

Doch es ist Zeit, daß ich von dem Manne rede, der auf die bessere Jugend den größten Einfluß übte. Es war Rahbek, ein in vieler Rücksicht eigenthümlicher Mann. Schon sein Aeußeres fiel auf; er war von mittlerer Größe und ging etwas gebückt, den Kopf vorwärts gebogen. Seine gewöhnliche Tracht war schwarz, damals nicht so häufig wie jetzt, seine Haare waren brennend roth, und auch sein Gesicht hatte fortdauernd einen, doch keineswegs auffallend rothen Teint. Der Dichter Pram verglich ihn mit einer angezündeten Fackel. Er war sehr kurzsichtig; während er sprach, pflegte er beide Hände dem Gesicht nahe zu bringen und mit dem rechten Daumen die innere Fläche der linken Hand zu reiben. Er schien dann in die Hand hineinzusprechen. Der Ton seiner Stimme war sehr hoch und grenzte an die Fistel. Er sprach, wie die meisten Dänen, langsam und bedächtig, und sein etwas breites Gesicht zeichnete sich nicht durch hervorstechende Züge aus, wohl aber deutete es auf höhere Bildung, Verstand und große Herzensgüte.

Er war der Sohn eines nicht ganz unvermögenden Beamten und Hausbesitzers in Kopenhagen, war

auf einer der besten gelehrten Schulen in der Provinz (Herlufsholm) gebildet und hatte sich daselbst ausgezeichnet. Auch auf der Universität überstand er die höchste Schulprüfung (das große Philologicum) mit Ehren. Eine große Neigung zum Theater zog ihn von der gewöhnlichen Laufbahn ab; er reiste mehrere Jahre in Deutschland, lebte in sehr vertrauten Verhältnissen mit Schröder in Hamburg und mit Iffland in Mannheim. Als er zurückkam, ward er Professor der Aesthetik.

Rahbek war, kann man sagen, was man in der gemeinen deutschen Burschensprache ein fideles Haus, wohl auch ein altes bemoostes Haupt nennt; nur muß man alles Geringe und Widerwärtige sich wegdenken. Man muß an der Stelle der armseligen Verbindungsstreitigkeiten sich den edelsten vielseitigsten Sinn für Wissenschaft und Kunst, mit seltenen Kenntnissen verbunden, vorstellen. Durch ein ausgebreitetes Studium waren ihm alle Dichter der alten und neuen Sprachen bekannt, aber er liebte dabei vorzugsweise die literarische Thätigkeit, die sich lebendig mit der Gegenwart beschäftigte, so wie seine Lebensart überhaupt ihn der Jugend anschloß. Es lebte wohl kaum

in irgend einem Lande ein Mensch, der so viele Duzbrüder hatte wie er; er gefiel sich in dieser unermeßlich ausgebreiteten Brüderschaft, und konnte seine Brüder in einigen Familien bis zur vierten Generation aufzählen; er duzte sich mit dem Großvater, dem Vater, dem Sohn und dem Enkel zugleich. Wenn man alles Enge und Beschränkende wegdenkt, so konnte man ihn wohl den Senior einer jugendlichen Verbindung nennen, die heiter, zuweilen übermüthig und rücksichtslos, aber zugleich mit dem Höchsten und Edelsten, mit eigenen Aufgaben beschäftigt, fleißig und mühsam arbeitend war. Neben der erstarrten Universität und den alten meist verkümmerten Professoren bildete er das aufregende und belebende Princip. Seine Vorträge waren nur angenehm, aber noch in einem viel höheren Grade sein Umgang belebend. Er war nicht bloß der fern stehende Lehrer, er war auch der vertraute Freund, dem man ohne Scheu auch seine Thorheiten wie seine Zweifel mittheilen konnte. Er half, wo Hülfe nöthig war, er rettete, wo die Noth drängte, und seine Belehrungen erschienen nie in der steifen Form der Doktrin, die oft abschreckt und Widerstand erzeugt; es war vielmehr der freundschaftliche

Rath, der ohne alle starre abstrakte Form, hülfreich und natürlich aus dem nächsten subjektivsten Bedürfniß hervorging, die Bedrängniß aufhob, die Verwickelung löste und so, warnend für die Zukunft, von dem scheinbar beschränkten Standpunkte aus, desto eindringlicher ward und eine höhere und allgemeinere Bedeutung erhielt.

Ich lernte ihn erst im Frühling 1793 kennen, und verlebte das letzte Jahr in seinem vertrauten Umgange. Ich kann diese Bekanntschaft als die eigentliche Aufnahme in den Kreis der Freunde, die meiner ganzen geistigen Bildung eine Richtung gaben, deren Einfluß, wie ich wohl erkenne, sich über mein ganzes Leben erstreckt, mit Recht betrachten. Ich verdanke den Brüdern Münster diese Bekanntschaft, wie so Vieles. Rahbek war damals fünf und dreißig bis sechs und dreißig Jahr alt, ich zwanzig. Der Mann, den ich durch das Gerücht kannte, dessen Vorträge mich anzogen, dessen mächtiger Einfluß auf die Literatur seines Landes meine Verehrung forderte, hatte wohl Manches von mir schon gehört. Er trat mir auf seine unbefangene Weise, als wäre ich ein alter Bekannter, entgegen und redete mich schon im Laufe

des Gesprächs mit dem vertraulichen Du an. Ich war äußerst bewegt, mir schien es, als hätte ich nun durch diese Bekanntschaft plötzlich eine höhere Stufe des Lebens erreicht, und bei meiner Neigung, mich gern und willig den Männern hinzugeben, die mich in meiner inneren reichen Verwirrung zu fördern versprachen, gewann er mich ganz und auf immer.

Rahbek hatte ein Mittel, welches, eingreifender als jedes andere, Leben und geistige Beschäftigung mit einander verband, und das war nun eben das Theater. Eine dramatische Gesellschaft unter dem Namen „**Borups Selskab**" — ich erinnere mich nicht, ob durch ihn gestiftet, oder nur neu belebt — vereinigte einen Kreis von jungen Männern und bildete den eigentlichen Mittelpunkt ihrer Vereinigung. Die Frauen waren von diesem Kreis ausgeschlossen. Die Frauenzimmerrollen wurden von Jünglingen gespielt, und dadurch waren schon manche unangenehme Verwickelungen, die in anderen dramatischen Gesellschaften Streitigkeiten, unnütze Ausgaben, gefährliche Leidenschaften, wohl auch nicht selten Skandal erzeugten, glücklich vermieden. In dieser Gesellschaft war Rahbek Herr und Meister. Er bestimmte die Stücke,

er vertheilte die Rollen, und obgleich Alles das Ansehn der Berathung hatte, so fand zu meiner Zeit wenigstens kaum jemals eine Opposition gegen seinen Willen statt. Die Beschäftigung mit den Stücken, die aufgeführt werden sollten, war nun ein wahres Studium.

Es wurde nur selten gespielt; wenn ich mich recht erinnere, nur alle Monate ein Mal und in den Sommermonaten gar nicht. Desto größere Sorge konnte auf jede Vorstellung verwandt werden, und wer spielte, konnte in den letzten Tagen vor der Aufführung eines Stückes kaum etwas Anderes treiben. Die Stücke wurden gelesen, die Entstehung des Stückes, die Absicht des Verfassers, die Art, wie eine jede Rolle genommen werden mußte, wurde ausführlich besprochen. Die Einwohner von Kopenhagen schätzten sich glücklich, wenn sie den Vorstellungen beiwohnen konnten; man drängte sich fast mehr zu diesen, als zu denen des öffentlichen Theaters, und viele von den verdientesten Schauspielern, wenn sie nicht selbst beschäftigt waren, wohnten ihnen bei. Ich spielte nur zwei oder drei Mal, und man hatte Mancherlei gegen mein Spiel einzuwenden. Die eigene Zuversicht, mit der ich in

der früher erwähnten Gesellschaft auftrat, war verschwunden, das mannigfaltige Gerede über die Art, wie meine Rolle genommen werden müßte, machte mich irre. Es ging mir hier, wie bei der Rede. Ich vermag nur dann zu reden, wenn ein Gegenstand mich ganz erfüllt, wenn er in seiner Totalität mit allen seinen Theilen mir lebendig vorschwebt. Eine Rede, die äußere Rücksichten anerkennen muß, deren Inhalt aus den Verhältnissen der Gegenwart entstehen soll, gelingt mir nie. Die von Göthe so hoch geschätzte Fähigkeit, eine jede dargebotene Gelegenheit ergreifen zu können, um sie zum Gegenstand einer gelungenen Rede oder eines Gedichts zu machen, besitze ich gar nicht. Das Bild, welches ich mir etwa von einer Rolle gemacht hatte und innerhalb welchem ich mich wenigstens frei und bequem bewegen konnte, ward durch die fremde Reflection zerstört, und mit dem mir aufgedrungenen ward ich nie fertig.

Desto mehr zeichneten sich Andere aus. Es waren unter uns Schauspieler, die einen wirklichen Ruf erhielten. Rahbek selbst spielte gern, ja mit Leidenschaft, wußte wohl auch die für ihn passenden Rollen zu wählen, aber die schneidende Eigenthümlichkeit

seiner Sprache war ihm doch fortdauernd im Wege. Auch das öffentliche Theater erhielt aus unserer Mitte ein Mitglied, den Sohn eines ansehnlichen Beamten, einen geistreichen jungen Mann. In unserer Gesellschaft galt er für ein großes Talent; der engere Raum, in dem wir uns bewegten, die Dürftigkeit der Umgebung, durch welche die Zuschauer nicht zerstreut werden konnten, auch ihre zutrauliche Nähe, lenkte die Aufmerksamkeit auf die zarteren Einzelnheiten des Spiels, auf die Mimik. Selbst Rahbek scheint es übersehen zu haben, daß der Beifall, der unter solchen Umständen erworben wird, keineswegs auf einen ähnlichen auf einem öffentlichen Theater schließen läßt. Ja die Gewohnheit, für einen engeren Kreis ein sorgfältig durchgedachtes Miniaturbild der Rolle zu entwerfen, kann wohl die Fähigkeit, ein aus der Ferne ansprechendes Bild, welches in großen Zügen hingeworfen werden muß, zu Stande zu bringen, ganz vernichten. H. war ein geistig interessanter junger Mann, seine Neigung zum Theater war Leidenschaft geworden, besonders zeichnete er sich durch ein unglaubliches mimisches Talent aus. Einige seiner wunderlichsten Meisterstücke der Art genossen seine

Freunde. Er löschte Abends das Licht aus; wir saßen im Dunkeln, und nun hörten wir die Stimme eines hereintretenden uns wohlbekannten Universitätslehrers eine Flasche Wein fordern; ein Zweiter folgte darauf, ein Dritter, Vierter, ja nach und nach wohl bis sieben oder acht Personen. Es waren alle uns wohlbekannte respektable Männer, und die Sprache eines jeden ward bis zur höchsten Täuschung nachgeahmt. Sie fingen erst ein langsames, etwas langweiliges Gespräch unter einander an, dieses ward immer wärmer, Rede und Antwort wechselten schneller, sie geriethen in einen Streit, der immer heftiger ward, endlich verloren sie alle Haltung, schimpften sich wechselseitig aus, Keiner ließ den Andern zu Worte kommen, sie schrien sich an, sie fielen sich in die Haare, es war vollkommen, als wenn mehrere wüthende Menschen in der Stube wären, und dennoch unterschieden wir ganz deutlich, selbst während der größten Verwirrung, die Stimmen der Männer, die wir sonst nur in ruhiger und würdiger Haltung zu hören gewohnt waren. — Ein sehr verständiger junger Mann, der sein Fach mit Ernst behandelte, der solche seltene Fähigkeiten besaß, mußte als Schau=

spieler die größten Hoffnungen erregen. Auch das Publikum erwartete viel und wir lauerten auf den Tag seines öffentlichen Auftretens mit großer Ungeduld; freilich trat er auch mit Beifall auf, aber wir mußten uns selbst sagen, daß er den Eindruck nicht hervorrief, den wir alle erwarteten. Er schien ein anderer zu sein, sein Spiel verlor sich in den großen Räumen.

Daß er Schauspieler geworden war, fiel in Kopenhagen vielleicht weniger auf, als anderswo; die Schauspieler waren nicht, wie oft in Deutschland, abenteuerliche Menschen aus fernen Gegenden, von deren früheren Schicksalen man nichts wußte, oder auch das Seltsamste erfuhr; sie waren meist unter unseren Augen erwachsen und man verband mit der Beschäftigung eines Schauspielers, schon seit Holberg's Zeiten, etwas Sitten-Beförderndes und Rühmliches. Das Vorurtheil, welches, damals wenigstens, anderwärts die Schauspieler aus der Gesellschaft ausschloß, war hier geringer, und Madame Rossin galt für eine der respektabelsten Frauen der Stadt. H. erkannte nur zu bald, daß er seine ganze Zukunft zerstört hatte. Das Publikum war nicht mit ihm zufrieden, und

er glaubte hinlänglichen Grund zu haben, um nicht mit dem Publikum zufrieden zu sein. Sie hatten, glaube ich, beide Unrecht.

Indessen wurde unsere Belustigung, die wir wohl auch ein Studium nannten, und die uns so glücklich machte, nicht in allen Kreisen gleich beurtheilt. Die Alten glaubten, daß wir von allen gründlichen Studien abgelenkt würden; ein Glaube, der freilich bald verschwinden mußte. Denn eben die jungen Männer, die sich später in ihren erwählten Fächern am meisten auszeichneten, die tüchtigsten Beamten, wie die gründlichsten Gelehrten, sind Mitglieder dieser Gesellschaft gewesen. Hier lernte ich zuerst Thorwaldsen kennen, dessen bewunderungswürdiges Talent auch damals schon in Dänemark anerkannt wurde. Er erschien höchst einnehmend, seine schlanke Gestalt, seine ausgezeichneten regelmäßigen Gesichtszüge und sein stilles Wesen mußten einen Jeden anziehen. Er sprach gern über sein Fach, und durch ihn erhielt ich zuerst einen anschaulichen Begriff von der Kunst. Die Kunstwelt lag mir überhaupt immer noch fern. Von der Malerei wie von der Bildhauerkunst hörte ich wenig, und mein Auge verstand es nicht, die schöne

Gestalt rein als solche aufzufassen und geistig zu würdigen. Obgleich die dänische Regierung verhältnißmäßig freigebiger als irgend eine andere in Europa Künstler ermunterte und unterstützte, obgleich die Dänen früher durch Zoëga, Karstens, wie später durch Thorwaldsen, in Rom sich auszeichneten, so war dennoch das Verständniß der Kunst im Lande selbst innerhalb eines sehr engen Kreises eingeschlossen. Kunstinteresse galt für eine Art vornehme und seltene Liebhaberei, und mir schwebte sie als etwas durchaus Seltsames und Wunderbares, aber zugleich als etwas Verborgenes vor. Was die Griechen in der Plastik, was die Italiener in der Malerei geleistet, hatte ich wohl im Allgemeinen erfahren, und Raphael, Coreggio, Michael Angelo waren mir zwar wie Phidias und Praxiteles historisch wohl bekannt, aber die Kunstwelt erhob sich für die stille Sehnsucht im fernen Süden, wie die Gebirge, die ich näher kennen zu lernen wünschte, im Norden. Daß in meiner Nähe Gegenstände der Kunst oder der Gebirgsnatur lagen, die der Aufmerksamkeit und des Studiums werth waren, erfuhr ich erst, nachdem ich meinem Vaterlande halb entfremdet war. Thorwaldsen war der erste

Künstler, den ich überhaupt in der Welt kennen lernte, seine Gestalt hatte schon etwas Plastisches, die Natur schien mit der formenden göttlichen Gewalt auch selbst die schöne Form gegeben zu haben. Ich sah mehrere seiner Modelle, er sprach einige Mal mit mir über seine Entwürfe; kaum wird der große Künstler sich dieser Gespräche erinnern. Die Augen, die so lange verschlossen geblieben waren, konnte er nicht öffnen. Ich war einem Erblindeten ähnlich, der noch keine Gegenstände zu unterscheiden vermag, den das Licht schmerzlich trifft; eine wunderbare Sehnsucht ergriff mich: aber das Schicksal wollte, daß die kaum eröff=neten Augen sich bald wieder schlossen; nur wie ein Traum traten jene Augenblicke der plötzlichen Erhel=lung mir vorübergehend entgegen und erhielten die schlummernde Sehnsucht.

Eben so war mir die Musik nahe und fern; bis zu Thränen konnten mich einfache Melodieen er=schüttern und rühren. Ueberhaupt liegt diese Kunst innerhalb bestimmter Grenzen dem natürlichen Men=schen zu nahe, sie drängt sich in sein innerstes Wesen hinein; selbst wo das verborgene Räthsel ihrer inne=ren gesetzmäßigen Ordnung, die sich wie ein Weltall

im Gemüthe dem Aeußern gegenüber bildet, dem noch verschlossenen Sinne verborgen bleibt. Musik war damals in Dänemark eben so wenig für die Mädchen, wie für die Knaben ein wesentliches Bildungs-Element. Man fand, selbst in den besten Familien, nur selten ein Instrument, oder Hände, die es zu behandeln wußten. Ohren, die für mehr als für die Töne eines einfachen Kirchen- oder Volksliedes aufgeschlossen waren, traf man selten. Wir hörten wohl zuweilen Oratorien, aber ich wußte Keinen in meinem näheren Umgange, der sie zu fassen oder zu begreifen vermochte. Der auch in Deutschland bekannte Kapellmeister Schulz (ein Deutscher) war allgemein geliebt und geschätzt, aber auch seine Musik ward, unter uns wenigstens, nur verstanden, insofern sie sich dem einfachen Liede anschloß. Die Oper war uns daher unverständlich, ja langweilig. In dem Jahre, in welchem ich das Theater so fleißig besuchte, wurden die Königin von Golconda und Mozart's Zauberflöte aufgeführt. Sie wurden als Meisterstücke angekündigt, aber nur auf sehr Wenige mochten sie durch die Vorzüge der Composition irgend einen Eindruck machen. Eine Oper, deren Musik anderswo

sehr gelobt wurde — sie hieß, glaube ich, die Jakobinermütze — ward förmlich ausgepfiffen; das Mißfallen hatte freilich auch einen politischen Grund. Uns gefielen nur die sogenannten Singstücke, obgleich wir doch sehr geneigt waren, das Singen in dialogischer Form für höchst unnatürlich zu erklären. Zwei solche Stücke, von dem dänischen Dichter Thaarup verfertigt und von Schulz componirt, hatten ein nationales Interesse und machten einen großen und bleibenden Eindruck. Das eine von diesen hieß das Erntefest (Höstgildet), das zweite Peters Hochzeit (Peders Bryllup). Es waren einfache idyllische Scenen, vermengt mit ländlichen Liedern und einigen Duetten und Chören, die sehr natürlich herbeigeführt waren; einzelne Gesänge wurden wahre Volkslieder, und haben sich wohl noch als solche erhalten.

So war mir in allen Richtungen die Kunstwelt völlig fremd geblieben, und selbst die Poesie trat mir in sehr engen Schranken entgegen, die ich freilich keineswegs anzuerkennen geneigt war. Schon von Holberg muß man behaupten, daß seine Berührung mit der Poesie sich eigentlich auf den Haß gegen sie gründete. Dieser war wahrhaft poetisch und konnte

es sein. Er bekämpfte die Ausschweifungen und das Manierirte der Poesie mit wahrhaft dichterischer Laune: aber der Auffassung des Lebens lag doch eine unüberwindlich beschränkte prosaische Ansicht zu Grunde; die Liebe stellte sich nüchtern dar, und wo das Positive des Lebens hervortrat, äußerte es sich mit der trockensten, ja geistlosesten Verständlichkeit. Und etwas von dieser spießbürgerlichen Ansicht entdeckte man unter uns selbst da, wo das Bedürfniß nach einer poetischen Auffassung des Lebens sich über die Schranken der Alltäglichkeit zu erheben suchte. Größere Tragödien wurden nie gegeben. Die Möglichkeit, Nathan den Weisen auf die Bühne zu bringen, ward als ein fast phantastisches Ideal betrachtet, etwa wie die Möglichkeit, Goethe's Faust zu geben, eine lange Zeit hindurch in Deutschland. Goethe, Shakspeare, ja selbst Schiller waren der Bühne völlig fremd. Alle dramatischen Vorstellungen beschränkten sich auf Holbergsche, Kotzebue'sche, Ifflandsche, französische und englische Stücke. Unter den nationalen machte ein Schauspiel von Heiberg, der Virtuos, vorzüglich Aufsehen. Dieses Stück behandelte ein Lieblingsthema des Volks und erhielt sich lange. Die Hauptperson ist nämlich ein

deutscher Windbeutel, der durch seine Gasconaden, tolle Projecte und Betrügereien eine Familie in Verwirrung bringt. Ein Däne machte in demselben Jahre einen Versuch im höheren Drama. Die Tragödie Dyweke, die Geliebte Christian's II., erregte ein großes Aufsehen unter uns, ja einen wahren Enthusiasmus, welcher dadurch gesteigert wurde, daß eine schöne junge Schauspielerin, die ich später noch erwähnen werde, die Hauptrolle spielte, und noch mehr, als der Verfasser (Samsö) bald darauf in seinem besten Alter starb und eine, durch ihre Bildung ausgezeichnete Braut hinterließ. Diese Tragödie, die tiefere Momente berührte als gewöhnlich, die junge anmuthige Schauspielerin, die mehr als bloße Bewunderung erregte, der plötzliche Tod des Verfassers, dessen Bekanntschaft ich kurz vorher gemacht hatte, die trauernde Braut, die ich zwar nicht kannte, aber deren Anmuth und Geistesbildung mir gerühmt wurden, versetzten mich in eine Stimmung, die einige Zeit fortdauerte und mich in die phantastisch träumende Einsamkeit zurückwarf, die mir in meiner Kindheit so vielen und oft schmerzhaften Genuß verschaffte. Ich trennte mich eine Zeit lang von meinen Freunden und fing an,

eine Erzählung zu entwerfen, deren Anfang, Mitte und Ende fast zugleich ausgearbeitet wurde, und die so fragmentarisch liegen blieb. Mancherlei wurde auf eine ähnliche Weise angefangen, aber nicht zu Ende gebracht; und was niedergeschrieben war, blieb mein eigenes Geheimniß; denn ich sah wohl ein, daß das, was auf solche Weise aus der Feder floß, ein ganz Anderes war, als dasjenige, was mir als das Höchste und Vorzüglichste von der Umgebung gerühmt wurde. Es war diejenige Welt, in welche mich Goethe hineingezogen hatte. Damals erschütterte mich, neben Faust, der immer tiefer, wenn gleich noch immer dunkel, mein innerstes Dasein aufschloß, besonders Egmont. Ich erinnere mich, daß ich von diesem Schauspiele, welches mir immer als die schönste Blüte von Goethe's dichterischem Leben erscheint, tief ergriffen, es wagte, mich gegen den ältesten Mynster zu äußern. Er wies meine warme Darstellung kalt und mit der Bemerkung ab, daß Egmont nichts wäre, als ein unbesonnener Fähndrich, dessen unverständige Jugendstreiche, die selbst durch den Tod nicht versöhnt werden könnten, mehr Widerwillen als Theilnahme erregen müßten. Ich war in meinem tiefsten Innern

verletzt, ich fühlte es, daß ich einer Welt zugehörte, die derjenigen, in welcher ich lebte, fremd war, und von jetzt an blieb diese meinen Freunden ein fortdauerndes Geheimniß, und mußte es wohl auch bleiben, denn ich war, wenn auch tief bewegt, doch über die Gestaltung dieser Welt, völlig im Unklaren. Die Gefühle, die mich durchdrangen, das höhere und bedeutendere Leben, wie es mir vorschwebte, konnte keine sichere Form erlangen. Was mich erfüllte, berührte alle Momente des Lebens und des Denkens, aber es fand keinen Stützpunkt irgend einer Art von außen, und ich selbst war so unsicher, was ich dachte oder niederschrieb, erschien mir so verworren, unklar und quälte mich mehr, als es mir Genuß verschaffte. Da gab ich mir wohl alle Mühe, das allenthalben Fremde, und wo die leiseste Deutung darauf hinzielte, streng Getadelte nicht allein zu verbergen, sondern auch als einen ängstigenden Traum zu unterdrücken. Aber das tiefe Mysterium weiblicher Liebe, wenn gleich durch die Macht der Verhältnisse in ungesetzlicher Form, wie sie durch Gretchen in Faust und durch Klärchen in Egmont mir vorschwebte, verfolgte, beunruhigte mich fortdauernd. Die Liebeleien in den Schauspielen kamen

mir von jetzt an so nüchtern, der Kummer und die Noth der Liebenden so armselig vor, daß ich in der heftigen Einseitigkeit allen Sinn für dieses Leben verlor, welches doch, als ein leichtes Spiel mit Sorge und Unglück, in mehreren Schauspielen durch Anmuth und künstlerische Behandlung, einen eigenthümlichen Werth besitzt. Wenn ich im Schauspielhause saß, wenn ich in der Mitte meiner Freunde lebte, konnte ich mit ganzer Seele an ihren Scherzen, an ihren Kritiken, an ihrem Genuß Theil nehmen. Was mich in der Einsamkeit quälte, entwich dann und erblaßte, ich konnte im Stillen meine innere Ueberschwenglichkeit als eine Thorheit belächeln, ich konnte, wo tiefere Aeußerungen ähnlicher Art bei anderen Schriftstellern laut wurden, mit meinen Freunden sie bewitzeln, und der Leichtsinn meiner Jugend half mir einen Kampf bestehen, der einem bedächtigen, ernsteren, weniger beweglichen Gemüthe hätte gefährlich werden können.

Und so versetzte ich mich nun wieder in die geistige Wirklichkeit, in welcher ich lebte, die mein eigenstes Leben verhüllte. Seltsam darf ich es wohl nennen, daß mein ganzes Leben ein umgekehrtes war,

wenn man es mit dem gewöhnlichen vergleicht. Junge Männer in unseren Tagen spornen sich an, um, gegen die eigenthümliche Welt ankämpfend, sich in die geistige Ueberschwenglichkeit hineinzustürzen. Ich aber suchte die Neigung zur Speculation — denn diese war es doch, die sich, noch namenlos, zu regen suchte — zur Poesie, wie die religiösen Erinnerungen zurückzudrängen, um mich durch die Prosa des Lebens zu berauschen; und in der That im Ganzen gelang es mir. Voß, Hölty, die Stolberge mit ihren Verbündeten schienen doch Manches darzubieten, was auf meine Träume hindeutete, und ich suchte mich zu überreden, daß diese nur so gezügelt und eingezwängt, sich in einer legitimen Poesie hervorwagen dürften. Besonders aber ward von den Freunden Matthisson bewundert, der mir nun freilich unter Allen am entferntesten stand. Die Richtung, in die wir gemeinschaftlich hineingerathen waren, würde noch geistig beschränkender gewesen sein, wenn nicht ein mächtiger Geist der Geschichte, der uns durch Gelehrsamkeit, Poesie, Religion und gewissermaßen auch durch Speculation beherrschte, von uns gelesen, bewundert und als der geistig vornehme, Alles in sich vereinigende

Mittelpunkt unseres Strebens verehrt und hochgehalten wäre. Es war Lessing. Wenn wir auch ohne Rahbek diesen Schriftsteller kennen lernten und von ihm angezogen wurden, so trug doch sein Einfluß viel dazu bei, uns für diesen reichen Geist zu gewinnen; auch mich befriedigte er in einem viel höheren Grade, als irgend ein anderer. Goethe freilich versprach mir größere Schätze, aber sie waren an unbekanntem Orte tief vergraben. Der Geist fehlte, der mir die Stelle anzeigen sollte, wo der Schatz lag, und wenn ich ihn auch als mir eigenthümlich betrachten mußte und das unruhige Suchen nicht aufzugeben vermochte, wenn ich auch die tiefe Höhle, in welcher er verschlossen lag, in vorübergehenden Augenblicken zu kennen wähnte, so fehlte mir doch die Zauberformel, die ihn aufschließen und an das Tageslicht bringen konnte. Lessing dahingegen umfaßte alle Richtungen der Geschichte und behandelte sie alle mit sicherer Kühnheit und mit verständiger, durchsichtiger Leichtigkeit. Ich war nie glücklicher, als wenn ich irgend einen Aufsatz von Lessing durchgelesen hatte, er mochte behandeln, was er wollte. Es war nicht der Inhalt allein, ja nicht einmal vorzüglich

dieser, der mich anzog, es war mehr noch die klare, in sich abgeschlossene Form der Darstellung. Ich las Alles, was ich von ihm auftreiben konnte, mit wahrem Heißhunger. Die Streitigkeiten mit Götze Ernst und Falk, die Erziehung des Menschengeschlechts, ja selbst viele kurze Aufsätze in Miscellen, die sein Bruder herausgegeben hatte, entzückten mich, wenn ich sie eben durchgelesen hatte, wenn sie mich auch nachher nicht auf eine bleibende Weise befriedigten. Die Wolfenbüttelschen Fragmente hatten keinesweges die Gewalt, meinen in der Kindheit begründeten Glauben zu erschüttern, sie wirkten vielmehr umgekehrt, sie riefen einen entschiedenen, ja heftigen Widerstand hervor. Glaubte ich doch selbst bei Lessing die fortdauernde Verehrung des religiösen Elementes zu finden; war ihm doch das sich zudrängende Volk der Aufgeklärten, die sich seine Brüder zu nennen wagten, keineswegs angenehm. Wohl erkannte ich, daß seine kleine Schrift über die Erziehung des Menschengeschlechts in ihrer Consequenz zu einer Ansicht führte, gegen die ich auf jede Weise zu opponiren genöthigt war: daß auch das Christenthum in seiner geschichtlichen Form als bloße Entwickelungsstufe dem fort-

schreitenden Gedanken geopfert werden müßte. Aber die Religion war ihm doch die Offenbarung eines göttlichen Willens, und die Betrachtung vermochte diese in ihrer Tiefe niemals zu ergründen. Mußte er doch seinen eigenen Versuch nur als einen halb mißlungenen, seine kleine Schrift als eine unvollständige betrachten. So blieb mir die Religion noch immer ein heiliges unergründliches Mysterium, obgleich ich das Bedürfniß, mich einer Gemeinde anzuschließen, oder an einem Gottesdienst, an dem Sakrament Theil zu nehmen, gar nicht empfand. Ich erkannte den geheiligten und tiefsten Mittelpunkt meines Daseins an, aber ich duldete ihn nur, denn der Genuß des Tages, Wissenschaft und Leben nahmen mich ganz in Anspruch. Und dennoch konnten auch diese mich nicht befriedigen und wiesen unablässig nach einem Höheren hin, welches die Gedankenwelt, in der ich lebte, mehr zu verbergen als zu enthüllen schien.

Doch ich kehre zurück zur Darstellung unseres damaligen Lebens. Es äußerte sich in diesem jene hoffnungsvolle Zuversicht, deren eigentlicher Grund

und Boden, wie er sich auch äußern mochte, doch ein Glaube an das Dasein war, der noch nicht durch zerstörende Zweifel durchwühlt und in allen Lebensmomenten verzehrt war. Selbst das Theater und die Lust zu diesem bewies eine Sehnsucht nach einem Höheren, welches das gewöhnliche Leben verhüllte, aber nicht zu verdrängen vermochte. Ein über alle Kritik liegender Glaube an seine Wirklichkeit herrschte vor. Zwar nahmen wir an den Verirrungen der Bühne Theil, wir gewöhnten uns, an einem Geringeren, ja selbst Unwürdigen Freude zu finden. Wir ergötzten uns, wo wir nicht durften, an Darstellungen, die wir in ihrer Plattheit hätten erkennen und abweisen sollen; aber dennoch lag in der Aufregung selbst ein Moment, welcher uns über die engen Schranken, in welchen wir uns bewegten, hinauszuführen vermochte. Freilich ist die tägliche Befriedigung, die man in einem Geringeren findet, höchst gefährlich, sie stumpft den Sinn immer mehr ab; aber wenn wir durch irgend ein Ereigniß gewaltsam aus der lockenden Umgebung herausgeführt werden, so entdecken wir in dieser selbst, die nun als ein Ganzes gegenständlich vor uns liegt, ihre Schranken; und was uns früher

Befriedigung gewährte, ja ein geistig Förderndes zu sein schien, tritt uns als ein Hemmendes entgegen. Eine höhere Fügung, die ich dankbar anerkenne, benutzte die eigene Thorheit, um mich in eine solche, mir heilsame Stellung zu versetzen.

Doch in Kopenhagen betäubte ich mich immer mehr und mehr in der Lust, die mich umgab. Es war noch ein Lebensmuth in Allem, ein frisches, natürliches Streben, nichts bloß aus einer ermatteten Reflection Entstandenes, erst Getödtetes und dann künstlich Gemachtes, nichts sich in seiner Hohlheit Spreizendes und mit hüpfender Geistreichigkeit Uebertünchtes, wie es sich mir in meinem höheren Alter aufdrängte und meinen Widerwillen, ja meinen Zorn erregte.

Die dänische Jugend liebte damals die geselligen Freuden, nicht die erschlaffenden Diné's, die später Mode wurden, vielmehr die lustigen abendlichen Trinkgelage, die freilich oft bis in die Nacht hinein dauerten. Man glaube nicht, daß diese etwa so besonders unmäßig waren, vor Allem nicht da, wo Rahbek diese gesellige Lust leitete. Der Wein, den wir genossen, ward mehr besungen als getrunken. Die Zeit,

in welcher ich lebte, und die nahe Vergangenheit, die gefeiert wurde, bildeten in Dänemark besonders die Epoche der Trinklieder aus. Sie faßten freilich eine cynische Ansicht des Lebens auf. Ihr Hauptthema war muthige Sorglosigkeit, die alle Bedrängnisse des Lebens als ein heiteres Spiel mit Humor auffaßte, belächelte und mit Leichtigkeit abwies. Wenn ich diese Lieder — und Rahbek selbst hat mehrere verfertigt — wie sie durch eine Menge Dichter entstanden waren und noch für unsern lustigen Kreis zu meiner Zeit gedichtet wurden, überschaue, so muß ich vorzüglich den Reichthum, der in dem scheinbar einfachen Thema sich aufthat, die immer von neuem ergötzende Mannigfaltigkeit der Bilder und Darstellungen bewundern, so wie die natürliche Leichtigkeit der dichterischen Sprache. Man sah aus dieser, daß wir mit ganzer Seele dabei waren, und ich gestehe, daß es mir schwer wird, diese fröhlichen Momente meiner früheren Jugend mit dem Gefühl einer besondern Reue zu betrachten.

Wir hatten uns einige Tage hindurch mit einem Eifer, den ich wohl belächeln kann, mit einem Stück, oft mit einem mittelmäßigen, beschäftigt. Es war uns

während dieser Zeit wichtig und bedeutend. Wenn nun die Rollenvertheilung stattgefunden hatte, suchte ein jeder sich in die seinige lebendig zu versetzen. Es war uns ein sehr ernsthaftes Geschäft. Wir trieben von diesem Augenblick an leicht nicht etwas Anderes, und betrachteten den Tag der Aufführung wohl nicht ganz ohne Sorge, aber doch als einen Tag des zukünftigen Triumphs. Nun kamen die lustigen und auch manchmal quälenden Stunden der Proben, die Unordnung steigerte sich, Rahbek tadelte, wies zurecht, belehrte. Vergebens drang er darauf, daß wenigstens die Generalprobe mit der Genauigkeit einer wirklichen Ausführung dargestellt wurde. Mancherlei äußere Bedürfnisse fehlten noch und mußten eilig herbeigeschafft werden. Die Frauenanzüge der jungen Männer waren selten vollständig bei der Hand; die letzte Probe schloß gewöhnlich mit Sorgen mancherlei Art, aber sie dienten nur dazu, die Aufmerksamkeit eines Jeden für die Stunde der Aufführung in Spannung zu erhalten. Diese kam heran, wir erfuhren leicht durch Mitglieder der Gesellschaft, die nicht mitspielten, die Zufriedenheit der Zuschauer. Gewöhnlich glaubte ein Jeder, daß er Grund habe, mit sich zufrieden zu

sein, und so strenge Rahbek auch in den Proben war, so milde beurtheilte er doch gewöhnlich begangene Fehler bei der Aufführung. Nach dieser zeigte er sich fast immer mit Allem zufrieden. Es war ihm selbst darum zu thun, die Fröhlichkeit des nun folgenden Gelages nicht zu stören; und irgend ein lustiger Irrthum, der dem Ganzen nicht schadete, ward so aufgefaßt, daß er nicht kränkte, vielmehr die Lust nur steigerte.

Die Zuschauer hatten sich entfernt, ein Jeder warf seine Theaterkleider ab. Ein langer Tisch ward auf der Bühne zwischen den Coulissen des letzten Akts gedeckt, und das frohe, aber frugale Mahl nahm nun seinen Anfang. So lange es auch dauerte, leerte doch kaum Einer seine Bouteille; die Gespräche waren mancherlei Art; von dem gegebenen Stücke wurde gar nicht gesprochen, wenn nicht irgend etwas bei der Aufführung zu einem heiteren Scherz Anlaß gab. Oft nahmen die Gespräche eine ernsthafte Wendung, aber diese bot sich dann auf eine natürliche Weise dar. Der aufgeregten innerlich fröhlichen Stimmung sagte der Ernst besonders zu. In diesen Stunden kamen dann die Werke und die Schicksale dänischer

Dichter zur Sprache. Mir waren zwar die vorzüglichsten Werke der dänischen Poesie schon von früher Jugend an bekannt. Die beiden Heroen der nahe liegenden Vergangenheit stellten die beiden sich widerstrebenden Momente meines eigenen Daseins dar, Ewald den trüben Ernst und Wessel den leichtsinnigen Uebermuth. Beide waren höchst eigenthümliche, ja merkwürdige Männer. Die Poesie hatte zerstörend auf ihre äußere bürgerliche Stellung gewirkt. Ewald besonders hatte ein verworrenes abenteuerliches Leben geführt, Wessel lebte ohne irgend eine Anstellung in sorgloser Geselligkeit, beide lebten dürftig, wie beide auch in ihrem besten Alter starben. Ewald war ein wahrer Dichter, viel tiefer als die Schule, aus der er hervorgegangen. Es war die damals noch herrschende englische, die durch Milton, Pope und Andere, wohl auch durch deutsche Dichter repräsentirt wurde. In seinen Stücken, wie „Baldur" und „die Fischer" kommen Gedichte vor, welche die allertiefste dichterische Anschauung aussprechen. In dem letztern Stück ein Lied, welches sich wohl vergleichen läßt mit Goethe's Fischer; dieselben dichterisch mystischen Anschauungen von den Lockungen des Wassers sprechen

sich auf eine ergreifende Weise aus, und das Gedicht ist, irre ich nicht, älter als das von Goethe. Dieser war ihm während seines Lebens kaum bekannt geworden. Ewald, dem von der Natur begünstigten Dichter, eröffnete sich zuerst die anmuthige Tiefe der vaterländischen Sprache, die geistige Beweglichkeit, die sich an den verborgensten Gedanken des in seinem Innersten erschütterten Gemüths anschmiegt, und die Töne der Lust wie des Schmerzes aus dem Innersten der erschütterten Seele hervordringen läßt. Seine Harfe schlug zuerst und früher, als Goethe in Deutschland hervortrat, die bebenden Saiten an, deren Musik sich durch Oehlenschläger ausbildete. Mit Recht wird er von seinem Volke verehrt. Ich muß ihn in dankbarer Erinnerung festhalten, denn fortdauernd mahnte er mich an den verborgenen Schatz, den ich in mir trug, der mir immer entschlüpfte, wenn ich ihn ergreifen wollte. Zwei seiner Lieder sind national geworden, und mit Recht. Das eine besingt Dänemarks Ehre, Ruhm und Stärke, seine Seemacht. „König Christian stand am hohen Mast,“ so hebt es an — es war Dänemarks größter König, Christian IV. Schon im höheren Alter leitete er selbst eine See-

schlacht mit den Schweden; in der Hitze der Schlacht traf ihn ein Splitter, verwundete sein Auge und stürzte den alten Helden nieder. Schon brach die Verwirrung auf dem Schiffe los, der Muth sank, man glaubte den König todt. Da richtete er sich stark und kühn auf, ein Tuch verbarg das blutende Auge, und er rief: „Muth, ihr dänischen Männer, der König lebt!“ Und so blieb er Stunden lang stehen, leitete die Schlacht und errang den Sieg. Das blutige Schnupftuch wird noch aufbewahrt, ein jeder Däne verehrt es wie eine heilige Reliquie, keiner sieht es, ohne tief bewegt an die verschwundene Größe Dänemarks zu denken und an den großen König, der eingeengt durch eine ihm abgedrungene Handfeste und durch die Gewalt eines übermüthigen Adels, allein durch die Macht seiner starken Persönlichkeit sein Land beglückte. An diese Erinnerung knüpft sich das Lied und sie lebt in einem jeden Dänen fort durch dieses. Das zweite besingt das kecke Leben der Seefahrer überhaupt. Es fließt leicht und nirgends gestört in einem ungehemmten lebendigen Strome der immer stärker hervorrauschenden Begeisterung fort. Das Bewunderungswürdige an diesen Liedern ist die

vollendete dichterische Präcision des Ausdrucks. Man findet kein überflüssiges Wort, keine Spur von Zwang, ein jedes Wort steht an seiner Stelle, es ist eine wahrhaft klassische Vollendung, wie in Goethe's gelungensten Gedichten. Zwar war Ewald nicht mannigfaltig und reich wie Goethe, aber die wenigen tiefen Saiten, die er anschlug, bebten in meinem Innersten wieder und gehörten derjenigen, mir noch dunkeln Welt zu, nach welcher mich Goethe hinzog. Und dennoch sollte auch dieser Dichter durch die Art, wie meine Umgebung ihn auffaßte, einen Grund zum innern Widerstande hervorrufen. Ein Stück, genannt: „das dramatische Journal," hatte in den siebziger Jahren einen heftigen Streit zwischen den Offizieren und der studirenden Jugend erregt; es kam zu Thätlichkeiten im Parterre und es entspann sich ein heftiger literärischer Kampf. Ueberhaupt muß ich bemerken, daß die zurückgedrängte alte Macht des Parterres mit der abgestorbenen Lust an dem Schauspiel genau zusammenhängt. Die freie öffentliche Meinung durfte sich freilich fast nur hier äußern, aber hier auch lebendig und ungehemmt. Manche Rohheit mag mit der Beschränkung des Parterres ver-

schwunden sein, aber mit dieser auch das lebhafte Interesse. Wir haben es in unsern Sperrsitzen jetzt bequemer, das ist nicht zu läugnen, aber auch der lebendig wogende Geist ist in diese eingesperrt und kann sich nicht äußern. Wenn ein Mann, heftig aufgeregt, in deine Stube hineintritt, so nöthige ihn zum Sitzen, er wird dann kühler, sagt Kant in seiner Anthropologie.

Jene Streitigkeit nun veranlaßte Ewald, gegen die Offiziere Partei zu nehmen. Er schrieb ein Stück, „die brutalen Klatscher," welches noch zu meiner Zeit als ein Meisterstück des Witzes bewundert wurde, besonders gefiel sich Rahbek in einer ausführlichen Darlegung der Vortrefflichkeit dieses Schauspiels, und seine Autorität hatte ein großes Gewicht. An dieser Bewunderung konnte ich nun durchaus nicht Theil nehmen. Daß ein geringer bedeutungsloser Kampf, der von keiner Seite ein dichterisches Interesse haben konnte, von einem Dichter, wie Ewald war, durch ein Schauspiel von mehreren Akten hindurchgeschleppt wurde, schien mir vielmehr bedauernswerth und seiner keineswegs würdig.

Wessel bildete als komischer Dichter den Gegen-

saß zu Ewald, er war in der englischen Schule vorzugsweise gebildet wie dieser, er lebte in eben so dürftigen Verhältnissen, aber sorglos von einem Tag zum andern, und wenn diese beiden Dichter auch nicht sich wechselseitig angriffen, so bildeten sie doch zwei einander gegenüber stehende Parteien. Wessel war ein geborner Norweger und der Stolz der norwegischen Gesellschaft, von welcher später die Rede sein wird. Sein Humor erinnerte an den des Buttler im Hudibras, und sein komisches versificirtes Drama „die Liebe ohne Strümpfe" (Kaerlighed uden strömper), in welchem das hohle Pathos französischer Tragödieen belächelt wird, ist voll Witz und Laune. Wessel wurde als der erste komische Dichter seit Holberg betrachtet; auch seine Einfälle wurden in unsern Gesprächen häufig wiederholt, und obgleich mir diese, wie ich gestehe, wenig zusagten und diese Art der Parodieen mir keinen sonderlichen dichterischen Werth zu haben schienen, so ließ ich mir dennoch seinen leichten Witz gern gefallen, in dem genannten Drama, wie in seinen komischen Erzählungen. Auch Baggesen schloß sich an seine Manier in den Erzählungen an, als er zuerst hervortrat. Das lockere Le-

ben dieses Dichters lieferte eine Menge Anekdoten, die ihn fast eben so berühmt machten als seine Gedichte, und Jedermann im ganzen Lande bekannt waren. Sie bilden mit seinen Gedichten, kann man sagen, ein Ganzes, um so mehr, da er eben so wenig wie Ewald ein fruchtbarer Schriftsteller war. Das Drama war sein größtes Werk, seine Erzählungen sind nicht ohne Reiz, aber leicht hingeworfen, und er war durch seine Trägheit wie durch seine Laune bekannt. Wenn er durch irgend eine Arbeit eine Summe erhielt, so ward diese in wenigen Tagen leichtsinnig verschleudert; seine Freunde suchten dann wohl sich eines Theiles seines Geldes zu bemächtigen, um seine gewöhnlich sehr vernachläßigte Garderobe wieder herzustellen. War die Summe verzehrt, so wurden die besten Kleidungsstücke versetzt. Als er einst genöthigt war, auf eine solche Weise ein Paar neue Stiefeln zu versetzen und zu den alten vertretenen seine Zuflucht zu nehmen, fand er in dem einen einen Widerstand, und entdeckte zu seiner Freude ein Packet von Banknoten. Er war, erzählte man, wenn er eine in seinen Augen bedeutende Summe besaß, gegen seine Freunde zurückhaltend, ja hochmüthig.

Im Theater stehend zeigte er sich einst so gegen die Freunde, die neben ihm standen; auf einmal ward er höchst freundlich und gesprächig. „Was ist dir begegnet," sagte einer von diesen, „du bist ja wie wie verwandelt?" „Man hat mir," antwortete der Dichter, „so eben das Geld aus der Tasche gestohlen." — Auf der Straße fiel ihn ein Hund an; er griff nach einem großen Stein, warf diesen nach dem Hund und traf ihn so, daß er starb. Der Eigenthümer, ein großer vierschrötiger Schlächter, beschloß, sich zu rächen. Er hatte sich die Person bezeichnen lassen, und als er ihn auf der Straße traf, stellte er sich ihm trotzig entgegen. „Heißen Sie Wessel?" fragte er; der Dichter bejahte es, und der Schlächter gab ihm einen heftigen Schlag. Wessel sah wohl ein, daß er sich gegen diese vierschrötige Figur nicht wehren konnte, fragte ihn trotzig: „Ist es Ernst oder Spaß?" „Das ist mein voller Ernst," versicherte der Schlächter mit einer drohenden Miene. „Nun," erwiederte der Dichter, „das habe ich auch vorausgesetzt, denn als Spaß wäre es zu grob." Der Schlächter wurde durch diese Antwort ganz verwirrt, und die Umstehenden, die den allgemein be-

kannten Dichter erkannten, gaben lachend zu, daß er den Schlächter besiegt hatte.

Unter seinen gesammten Gedichten findet man eine Grabschrift, die er in einer lustigen Stunde auf sich selbst verfertigte, sie ist charakteristisch und lautet:

Er aß und trank, war niemals froh,
Schief trat er seine Stiefeln nieder.
Ihm war die Arbeit — eben so
Zuletzt das Leben selbst zuwider.

(Han aad og drak var aldrig gaud,
Gik sine Stövlehäee skiäve'
Han ingenting bestille gad,
Tilsidst gad han ey heller leve.)

Es kömmt hier ein Wort vor, welches sich durchaus nicht übersetzen läßt. Han gad ingenting bestille heißt wörtlich: er möchte Nichts thun; aber in dem dänischen Wort ist die Trägheit auf eine Weise ausgedrückt, die sich nicht wiedergeben läßt. Wenn der Däne in einem schleppenden, weichen, langsamen Ton sagt: „Jeg gider ikke“ so liegt in diesen Worten und in der Art, wie sie ausgesprochen werden, ein so tiefer Ausdruck von Faulheit und Indolenz, daß das Deutsche „ich mag nicht,“ wenn auch noch so träge ausgesprochen, dagegen völlig bedeutungslos.

oberflächlich und unschuldig genannt werden muß; und wenn man die Grabschrift liest, so glaubt man den Dichter zu erblicken, wie er nach seiner eigenen Schilderung das Leben aus träger Langeweile aufgiebt und gähnend stirbt.

Wenn bei unsern ernsthafteren Gesprächen die Rede von Wessel war, so fand ich auch hier Gelegenheit zu einer Opposition, die ich freilich nicht laut zu äußern wagte. In meinen jüngeren Jahren suchte ich in Schriften, die mir von achtungswerthen Männern gerühmt wurden und die mir nicht zusagten, oft, mit großer, ja peinlicher Anstrengung den Grund in mir selber, und manche unangenehme Tage habe ich auf solche Weise durchlebt. Wessel hat ein Lehrgedicht geschrieben, auch in damals herrschender englischer Art. Man denkt dabei an die Zeit, in welcher Pope und Addison die trivialsten Moralitäten in Reimen vortrugen. Nicht bloß in den freundlich belehrenden Gesprächen, auch in den Vorträgen hörte ich mit Erstaunen, wie Rahbek dieses Lehrgedicht über alle Gedichte Wessel's zu erheben suchte. Er wäre, behauptete er, nicht bloß der übermüthige Witzling, hier in diesem ernsten Gedichte zeige er sich zuerst als

wahrhafter Dichter. Er suchte durch mehrere Vorträge hindurch, das Gedicht zergliedernd, seine Vorzüge zu zeigen. Mir war es wohl bekannt, und ich erstaunte; ich konnte die tiefsinnigste Speculation nicht mit größerer Aufmerksamkeit verfolgen als diese Vorträge, ich wollte den geistigen Schatz, der sich mir hartnäckig verbarg, mit Gewalt entdecken, und es verging lange Zeit, ehe ich mich entschließen konnte, mein eigenes, beim ersten Lesen sich aufdringendes Urtheil, daß dieses Gedicht nichts enthielt, als gereimte, völlig triviale Lehren, die mir eben so sehr zuwider waren, wie in meinen Knabenjahren die Ermahnungen der Eltern und der Lehrer, gelten zu lassen. Aber wenn ich nun auch darüber mit mir einig war, so entstand eine andere Unruhe. Rahbek und meine Freunde, die ihm Beifall gaben und die einen imponirenden Einfluß auf mich ausübten, wurden mir ein Räthsel. Ich konnte durchaus nicht begreifen, wie diese innere Verschiedenheit entstanden wäre, und wie Männern, die ich achtete, das, was mir inhaltsleer und gering war, so bedeutend erscheinen konnte. Es war nicht bei dieser Gelegenheit allein, in allen Richtungen meiner Studien traf mich nur zu häufig

eine ähnliche Qual. Es war mir nicht wie der jetzigen Jugend vergönnt, was mir nicht zusagte, sogleich und ohne viel Nachdenken zu verwerfen, und ich muß diese Anstrengung, dem Werthlosen einen Werth beizulegen, als ein wirkliches Unglück meiner Jugend betrachten.

Wenn nun in unserm frohen Kreise ernste Gegenstände und Unterhaltungen, die oft belehrend waren, uns während der ersten Hälfte unserer Mahlzeit beschäftigten, so wurde gegen den Schluß der Inhalt der Gespräche, wie lebhafter, so auch lustiger und rücksichtsloser.

Rahbek deutete die veränderte Stimmung der Gespräche gewöhnlich durch das Absingen folgender Strophen aus dem Wesselschen Drama an:

Den Weisesten zu allen Zeiten
Sah man ja oft auf Stöcken reiten,
Doch niemals von der Weisheit fort.
Wir hieraus dieses lernen können,
Man darf sich klug, wie er war, nennen,
Und Narr doch sein, am rechten Ort.

Rahbek hatte eigentlich gar keine Stimme. Das Lied klang wie ein Nachtwächterlied, und seine Rede unterschied sich von seinem Gesange fast nur dadurch, daß der Fistelton, in dem er gewöhnlich sprach, höher, schneidender und schärfer ward. Dieser Gesang war nichts weniger als angenehm; die Bemerkung, daß man zuweilen ein Thor sein dürfe, ohne die Ansprüche auf Klugheit aufzugeben, einige Mal wiederholt, kam mir etwas albern vor. Diese Art der Thorheit, sollte sie eine Bedeutung haben, müßte, glaubte ich, aus heiler Haut hervortreten und ohne alle Bemerkung. Diese Reflection selber schien mir eine Thorheit, die jenseits der Grenzen der erlaubten läge: und dennoch hat dieser schlechte Gesang und dieses triviale Lied mit einer großen Gewalt sich in meine Erinnerung hineingebohrt, und jene frohe Stimmung glücklich und heiter verlebter Jugendstunden wird mit ihm wach. Ich reflectirte während des Gesanges weder über diesen, noch über die Reflection, und das leichte Spiel mit allen Lebensverhältnissen, der Scherz und die Einfälle, die sich aneinander reihten, stärkten, ergänzten, immer bedeutungsvoller wechselseitig hervorriefen, daß oft der echte Witz mit seinem schweren

Inhalt in leichter anmuthiger Bewegung wie ein bedeutungsvoller Genius zum Vorschein kam, uns überraschte und entwich, gaben diesen Abenden und Nächten einen Werth, den sie mein ganzes Leben hindurch behalten haben. Es war das Thema zü einem Lustspiele des ganzen Daseins, welches mitten aus dem tiefsten Trauerspiel in den mannigfaltigsten Variationen mich bis in mein höchstes Alter begleitet hat; es war die innige Freude an dem heiteren Scherz, die schuldlose Ironie, die den Ernst des Lebens begleiten muß, wenn dieser nicht seine lebendige Bedeutung verlieren soll. Mir sind diese Stunden unschätzbar geblieben, denn eine anmuthige Gunst des Schicksals muß man es nennen, wenn die Grazien nicht ganz entweichen aus dem Kreise tanzender Faunen und Satyren.

Man hat wohl oft den Nordländern vorgeworfen, daß sie eine große Neigung zum Trinken haben, aber ich darf behaupten, daß die Abende, die wir auf solche Weise in rücksichtsloser Freude zubrachten, selbst wo sie auf der bedenklichen Grenze des Schicklichen hin und herschwebten und schwankten, doch niemals in die geistesleere Plumpheit und Rohheit hineinsanken,

die mich auf eine widerwärtige Weise zurückscheuchten, als ich dem ersten Biergelage deutscher Burschen in Jena beiwohnte.

Allerdings schlossen diese Abendgesellschaften tief in der Nacht hier und da mit einem leichten Rausch, die Gespräche wurden lauter, durchkreuzten sich in allen Richtungen: aber das widerwärtige, barbarische Gebrülle, der Ausdruck einer thierisch gewordenen Lust ließ sich niemals hören. Geschichten aus früheren Zeiten, lustige und seltsame Ereignisse, durch Betrunkenheit hervorgerufen, waren am Schlusse der Mahlzeit freilich beliebte Gegenstände des lebhaften Gesprächs. Es soll nicht geleugnet werden, daß frühere Dichter sich durch eine unglückliche Neigung zum Uebermaaß im Trinken mehr oder weniger auszuzeichnen pflegten. Ein paar Ereignisse, durch diese Neigung entstanden, mögen hier ihren Platz finden. — Ein Dichter, St..., welcher, wie Mehrere, sorglos in den Tag hineinlebte, fand eine Zuflucht bei dem reichen und mächtigen adeligen Besitzer einer reizenden Insel. Dieser hatte ihn zu seinem Bibliothekar gemacht, und er war der Gegenstand seiner oft sehr derben Scherze. Dem St., der nur zu gern trank,

ward einst so viel starker Wein gereicht, daß er alles Bewußtsein verlor; ein Schiff war zum Absegeln fertig, ein günstiger Nordwest schwellte die Segel, aller Wahrscheinlichkeit nach konnte es in wenigen Stunden seinen Bestimmungsort, Hadersleben im Schleswig'schen erreichen. Der arme St... ward bis auf das Hemd ausgezogen, und in die Koye des eben absegelnden Schiffes gelegt. Alles gelang, wie man es erwartet hatte. St... wurde der Verabredung gemäß nach einem Gasthofe gebracht, der Schiffer ließ sich eine Stube anweisen, brachte ihn ausgezogen, wie er war, in seinen Mantel gehüllt, nach dem angewiesenen Gemache, schärfte den Wirthsleuten ein, daß sie ihn ruhig sollten ausschlafen lassen, und ging mit dem Mantel weg. St... schlief noch mehrere Stunden ruhig fort, erwachte nüchtern und sah sich um. Er erstaunte nicht sehr, als er sich an einem unbekannten Orte befand, das mochte er oft erlebt haben, aber daß er sich auf der Insel, auf dem gräflichen Schlosse oder in dessen Nähe befinden mußte, setzte er natürlich voraus. Er blieb liegen, ruhig erwartend, daß Jemand hereintreten solle. Endlich öffnete sich die Thüre, und eine deutsche Dienstmagd trat herein. Un-

glücklicher Weise sprach St... kaum Deutsch, und die platte Sprache war ihm völlig unverständlich. Als er die fremde Tracht der Magd erkannte und sich auf plattdeutsch anreden hörte, erschrak er heftig. Die Magd verstand ihn eben so wenig, und nur mit großer Anstrengung gelang es ihm, ihr begreiflich zu machen, daß sie ihm seine Kleidungsstücke reichen möchte. Die Magd suchte in der ganzen Stube und fand keine. Der boshafte Scherz war nur zu sehr gelungen, und wie der Graf seinen Dichter und Bibliothekar aus der Lage, in die er ihn versetzt, rettete, ward nicht erzählt.

Ein zweites Ereigniß, durch Betrunkenheit hervorgerufen, war in der That echt komisch. Ein neues Lokal war, irre ich nicht, auf Friedrichshospital, eingerichtet. Die medicinischen Kandidaten veranstalteten ein großes Einweihungsfest. Ein jeder hatte das Recht, Gäste mitzunehmen, die Gesellschaft war sehr zahlreich, und Viele kamen bei der Menge der Versammelten kaum mit einander in Berührung. Als in der Nacht die Gäste auseinander gingen, und nur wenige zurückblieben, fand man zwei Betrunkene, die Keiner kannte. Man wußte nicht, wo man sie hinbringen sollte. Ein

verheiratheter Mann, Herr Cramer, bot sich an, sie in seinem Hause aufzunehmen. Mit vieler Mühe erhielt man in der späten Nacht noch einen Wagen. Die Betrunkenen wurden hineingetragen. Herr C. begleitete sie, sie wurden in seine Gaststube gebracht, von dem Bedienten ausgezogen und in ein zweischläfriges Bette gelegt. Spät erwachte der Eine, sah sich um, wunderte sich, als er sich an einem ihm unbekannten Orte befand, betrachtete seinen Bettnachbar, der ihm ein durchaus Fremder war. Der Zweite erwachte ebenfalls und dieselbe Scene wiederholte sich mit ihm. „Guten Morgen", sagte der Erste und wandte sich an seinen Nachbar; dieser wiederholte den Gruß. „Darf ich fragen, neben wem ich die Ehre gehabt habe, die Nacht zuzubringen?" Herr R. nannte sich. Auf die gleiche Frage nannte sich nun auch Herr S. Es waren beides Literaten der geringeren Art, die von Uebersetzungen aus dem Deutschen sich kümmerlich nährten, also Rivale, die sich wechselseitig dem Namen nach recht gut kannten und nun auf diese seltsame Weise die erste persönliche Bekanntschaft machten. Die Höflichkeitsbezeigungen waren vorbei, und Beide riefen zugleich: „Sie wissen ohne allen

Zweifel, wo wir sind.“ Keiner wußte es, und ihre Verwirrung stieg aufs Höchste. Die Magd erschien und fragte, ob die Herrn Kaffee beföhlen. „Vor allen Dingen sage uns, wo wir sind?“ „Jh mein Gott,“ rief das Mädchen, „Sie werden doch wissen, daß Sie bei Herrn Cramer sind!“ „Herr Cramer?“ sprach R., „Herr Cramer?“ wiederholte S., sie hatten nie Etwas von einem solchen Manne gehört. — Der Wirth erschien, löste das Räthsel, und drei Männer machten auf diese wunderliche Weise die erste Bekanntschaft.

Die Thätigkeit unseres Vereins blieb aber nicht allein unter uns. Die Neigung, auch als Schriftsteller hervorzutreten, zeigte sich mehr oder weniger; besonders waren es freilich kurze Poesien, wie schon erwähnt wurde, Trinklieder oder lyrische Gedichte, oder elegische. Rahbek selbst, besonders als populärer Schriftsteller unermüdlich, war der anerkannte Beurtheiler, er entschied, ob ein solcher Versuch gedruckt werden durfte. Wenn wir die populäre Schriftstellerei unserer Tage betrachten, so sehen wir zwar, wie sie sich in allen Richtungen regt, aber dennoch

ist diejenige, durch welche man auf die mannigfaltigste Weise die Kenntnisse des Volks zu berichtigen, zu vermehren, zu erweitern sucht, bei weitem die überwiegende. Die besondern Schriften nicht allein, auch die Tageblätter suchen geschichtliche wie naturwissenschaftliche und vor allen technische Kenntnisse durch einen populären Vortrag dem Volke zugänglicher zu machen. Diese ganze schriftstellerische Tendenz rührt von dem Volke her, welches unter allen europäischen Völkern sich durch den praktischen Sinn am meisten auszeichnete. Die größten und ausgezeichnetsten Schriftsteller, die berühmtesten Naturforscher in England sind als populäre Schriftsteller in ihrem Fache hervorgetreten, ja die Naturwissenschaft in ihrer ganzen Breite, alle Entdeckungen derselben treten aus der Schule heraus, um dem Volke zugänglich zu werden. Von diesem Lande aus hat sich die wissenschaftliche Popularität nach Frankreich, und besonders nach Deutschland verbreitet. In dem letzten Lande ist aber die geschichtliche Seite der Popularität als eine ursprüngliche zu betrachten. Allerdings hat Deutschland nicht allein ausgezeichnete Naturforscher in allen Zweigen dieser Wissenschaft, sondern auch

unter den ausgebildeten Technikern zeigen sich entschiedene Talente. Aber dennoch kommen uns die größten Entdeckungen sowohl in den Naturwissenschaften überhaupt, wie in der Technik, vom Auslande zu. In England wie in Frankreich wird diese Richtung großartiger betrieben; sie nimmt eine wahrhaft nationale Bedeutung an; es wird aber lange dauern, ehe das deutsche Volk, ja selbst die deutsche gelehrte Jugend im Allgemeinen, einen Sinn für die Naturwissenschaft erhält. Der Deutsche hat eine übewiegende Neigung zur Abstraction; er horcht auf, er vernimmt, aber er vermag nur wenig wahrzunehmen. Er sieht über das Gegebene weg und räsonnirt darüber, er denkt, fast ohne zu leben. Der Schulstreit zwischen Humanisten und Realisten beweist dieses auf eine auffallende Weise. Die erstern haben Recht, denn die letztern wissen selten, was sie wollen. Ein tüchtiges Leben macht sich selber Platz, und wo es herrscht, muß alles Raisonniren schweigen. Man braucht nur unsere Universitäten zu kennen, um zu erfahren, wie vereinzelt die Naturwissenschaft als Bildungsmoment in Deutschland noch da steht. Während diese das ganze Leben umzugestalten verspricht, während die überraschendsten

Entdeckungen mit großer Schnelligkeit sich folgen, bleibt der deutsche Gelehrte in dieser Wissenschaft auf eine bedauernswerthe Weise unkundig: und doch erwartet sie gerade ihre tiefere geistige Ausbildung in Deutschland. Die abstrahirende Philosophie ist ein solcher Versuch im Großen über die Natur weg, ja über das ganze Dasein und das Leben weg zu denken und zu reden. Die populären naturwissenschaftlichen Werke der Engländer werden übersetzt und müssen wohl auch gekauft werden; ich habe aber noch nicht erfahren, daß sie von denen gelesen würden, für welche sie bestimmt sind.

Man sucht auf eine andere Weise, was mit ganzen Schriften kaum gelingen wird, sich Eingang zu verschaffen, man zerstückelt die Wissenschaft bis ins Unendliche und theilt die kleinen Brocken auf homöopathische Weise dem Volke in Pfennigmagazinen mit; aber auch hier sucht das Volk die historischen Anekdoten wie die Rosinen aus dem Brei hervor und läßt diesen ungenossen liegen. Die Geschichte wird aber den Deutschen nicht bloß in populären Schriften, sondern auch in Romanen und Dramen mit tragischer und sentimentaler Sauce zubereitet und darge-

reicht, und Gott weiß, in welcher Gestalt sie das Volk durchdringen wird, wenn die immer gewaltiger sich aufhäufenden Dokumente auf der einen Seite, die ästhetische Verzerrung auf der andern und das vermittelnde Raisonniren, welches sich zwischen beiden ausbildet und von beiden ausgeht, wenn das politische Geschrei, welches dazwischen tönt und alles unter einander verwirrt, wie bis jetzt in steigender Progression zunehmen sollten.

So viel aber ist entschieden, es verbirgt sich, wenn auch noch so chaotisch, eine intelligente Tendenz in dieser Richtung des Tages. Die Neigung, an dieser Theil zu nehmen, wenn auch nicht die Kraft, wächst fortdauernd, und obgleich ein religiöser Sinn wieder wach wird, und mit diesem ein sittlicher, so würde man sich doch sehr irren, wenn man glauben wollte, daß dieser Sinn sich mächtig ausbreitet, wie jenes intelligente und verworrene Streben.

Wie unschuldig, ja naiv, war das ganze literarische Leben, vergleichen wir die Zeit meiner Jugend mit der jetzigen. Die ganze populäre Naturwissenschaft bestand in wenigen Abbildungen von Thieren und Pflanzen, mit welchen man die Kinder zu er=

götzen suchte. Das allgemeine Streben der populären Schriftsteller war aber, die Sittlichkeit zu befördern. Man schrieb gegen den Luxus, man wollte ein einfacheres, häuslicheres Leben einführen, Alles sollte höchst tugendhaft und löblich sein, nicht so sehr der Staat, die Familien aber sollten sich vorzüglich einschränken, und man stemmte sich, immer lauter mahnend, wenn auch vergeblich, gegen das fortrollende Rad zunehmender Bedürfnisse und Belustigungen. Man hat in einem großen Lande, dessen Literatur sich über einige zwanzig Millionen Menschen verbreitet, nicht leicht eine Idee von der Einfachheit und zusammenwirkenden Kraft einer bestimmten Richtung in der Literatur eines kleinen Staats, die sich, wie damals wenigstens, völlig einseitig in der Hauptstadt des Landes concentrirte. – Zwar war der Freiheitstaumel auch hier erwacht und konnte sich selbst unbefangener äußern als in den meisten Gegenden von Deutschland, aber dessen ungeachtet blieb jene moralische Tendenz der Schriftsteller sehr mäßig, und das große Ziel der Freiheit, glaubte man doch noch immer, müsse auf einfache Sittlichkeit sich gründen und eine patriarchalische Gestaltung annehmen. In Kopenhagen stand damals

das Volk dem Schriftsteller, dieser jenem näher. Allerdings bildet sich eine enge städtische Literatur in einer jeden bedeutenderen deutschen Stadt aus, aber sie bleibt geringe, ja sie tritt wohl selbst auf eine auffallende Weise gemein hervor; es ist eine Art fortdauerndes Straßengeklatsch, welches sich entschieden von der mächtigeren Literatur, die von der Richtung des Geistes in ganz Deutschland ausgeht, trennt und fast nichts mit dieser gemein hat. In Kopenhagen sollte diese Trennung auf solche Weise nicht stattfinden, und wenn auch das Volk dadurch bessere Tagesblätter erhielt, so entstand doch zugleich das Uebel daraus, daß die Literatur des Landes selber in das momentane Straßengeklatsch herunter gezogen wurde. Armselige persönliche Streitigkeiten erhielten eine geisttödtende literarische Bedeutung, selbst der bessere Schriftsteller wurde in einen Kreis hineingezogen, der jeden höheren, freieren, geistigen Sinn beschränken mußte. Wenn dieses auch durchaus nicht von Rahbek galt, so beschäftigten ihn doch literarische Kämpfe der Art mehr wie billig.

Die englische Literatur hatte, wie wir schon gesehen haben, einen größeren Einfluß auf die Ausbil-

dung der allgemeinen dänischen, als selbst die deutsche. In der Poesie waren die Engländer fast immer die Muster. Youngs Nachtgedanken schwebten den elegischen, Thomsons Frühling den Dichtern, welche die Natur besangen, fast ausschließlich vor. Im Allgemeinen theilten die Gelehrten den Haß der Engländer gegen die Philosophie, und eine praktische Moral war hier, wie zwanzig bis dreißig Jahre früher in London, die vorherrschende Tendenz der Schriftsteller. Offenbar schwebte dem Rahbek der Addison vor, als er ein Blatt, welches, irre ich nicht, ein paar mal wöchentlich, herauskam, gründete. Als ich ihm näher trat, hatte dieses Blatt schon mehrere Jahrgänge erlebt, und als ich vom Auslande zurückkam, lebte es noch. Ich weiß nicht, wie lange es sich erhalten hat. Es war aber von großem Einfluß, und wie viel auch Rahbek angefeindet wurde, behielt er doch immer unter dem Volke und in den höheren Kreisen ein bestimmtes Ansehen. Diese Zeitschrift hatte nun eine ästhetisch moralische Tendenz. Zwar kamen oft politische Aeußerungen vor, aber zu den eigentlich kühnen Schriftstellern gehörte Rahbek keinesweges. Ueberhaupt war er in all seinem wissenschaftlichen und ästhetischen Treiben ein Eklek-

tiker, und wagte nicht leicht, es mit Jemand ganz zu verderben. Zwar hatte er für diese Zeitschrift Gehülfen, doch ward er von diesen so wenig unterstützt, daß man ihn keineswegs als einen bloßen Herausgeber, vielmehr in der That als Verfasser betrachten mußte. In unserm Kreise galt es für eine große Auszeichnung, wenn man irgend einen Beitrag zu seinem „Zuschauer" liefern durfte, ja wenn man nur in diesem Blatte erwähnt wurde. Das Letztere geschah gewöhnlich mit mancherlei zierlichen Umschreibungen und überhaupt erhielt Rahbek's Sprache durch das Bemühen, selbst in den bedenklichsten Fällen einen jeden Anstoß zu vermeiden, bei einer jeden Aeußerung die gar zu entschiedene Meinung zu umgehen, und Alles gehörig zu beschränken, etwas Auseinanderfließendes, eine breite Unbestimmtheit, die für mich wenigstens höchst abstoßend war. Da die Gegenstände dieses Blattes mich wenig interessirten, habe ich kaum ein einziges zu Ende gelesen, und dennoch hat es ohne allen Zweifel, wenn auch nur mittelbar, einen stillen Einfluß ausgeübt. Wenn auch manche Opposition gegen sein unbestimmtes und furchtsames Herumtappen sich bei den Entschiedeneren unter uns

regte, so erhielt sich doch im Ganzen sein überwiegendes Ansehen. Seine Art zu schreiben und zu sprechen steckte uns an, ja selbst seine auffallende Eigenthümlichkeit ward nicht selten nachgeahmt. Uns selbst mochte das weniger auffallen, dem Nachahmenden am wenigsten; denn diese mimische Nachbildung einflußreicher Persönlichkeiten ist immer bewußtlos; aber in den fremden Kreisen, die nicht so eng an Rahbek sich anschlossen, ja wohl seinen Einfluß zu hemmen suchten, wollten Viele solche Copien erkennen, die dann nicht selten Gegenstand des Gespöttes wurden. Ich war nicht verblendet genug, um dieses zu übersehen. Meine persönliche Zuneigung zu ihm blieb unverändert; ich trat nicht selten als sein eifriger und heftiger Vertheidiger hervor; aber die Ahnung einer gewissen Beschränktheit, einer Armut der Gedanken, eines Ausschließens des tiefen Geistigen, drängte sich mir doch immer klarer auf. Um gegen Rahbek gerecht zu sein, muß man die Verhältnisse, aus welchen seine Bildung hervorging, wie die Zeit, in welcher er lebte, erwägen. Ein Mann, der in einem andern Kreise hemmend sein würde, konnte in unserem auf eine wohlthätige Weise anregend erscheinen, und

er war es wirklich. Er bildete einen belebenden Mittelpunkt, wo dieser sonst durchaus fehlte. Es gab neben ihm dänische Schriftsteller, die viel bedeutender, tiefer, in ihren Ansichten entschiedener waren, wie er. Wir erkannten sie als solche, aber keiner übte einen Einfluß auf uns wie er. Auch war seine Beschränktheit schon durch ihre Unbestimmtheit weniger gefährlich, denn die Jugend liebt eine kecke Einseitigkeit mehr als das vielseitigste Schwanken. Rahbek selbst diente dazu, die Schranken, innerhalb welcher er sich bewegte, niederzureißen, denn er war ein allseitiger Verehrer, und unerschöpflich in vielseitig umschriebenen Lobeserhebungen. Unter denen, die von ihm gepriesen, mir besonders wichtig wurden, nenne ich zwei schon alte Männer, die ansehnliche Stellen bekleideten, beide als Schriftsteller in einer ehrerbietigen Entfernung verehrt. Es waren Tygo Rothe und Tetens. Daß beide uns nach einer Region hinwiesen, die geistig vornehmer war, als diejenige, in der wir uns bewegten, war uns klar.

Rahbek hat ein sehr hohes Alter erreicht. In zwei ganz verschiedenen Entwickelungsmomenten meines Lebens traf ich später mit ihm zusammen. Ich habe

aber nie vergessen, was ich ihm in meiner Jugend verdankte, selbst nicht, als ich seinen Einfluß zu hemmen suchte. Er ist vor sieben oder acht Jahren erst gestorben, und ich habe mich herzlich gefreut, als mein Freund, Bischof Mynster, an seinem Grabe mit inniger Wärme an die Zeit erinnerte, in welcher er der bedeutendsten dänischen Jugend so wichtig ward.

Diese allgemeinere Richtung des geistigen Strebens hing zu genau mit dem Leben zusammen, besonders mit dem Verhältniß der Jugend zu den Frauen, als daß ich dieses mit Stillschweigen übergehen könnte.

Die erste genauere Bekanntschaft, die ich machte, war leider für mich nicht glücklich, sie war von kurzer Dauer, sie blieb geheim, ich wünschte sie übergehen zu können. Wenn ich ihrer dennoch erwähne, so geschieht es nicht, um eine Beichte abzulegen; vielmehr deswegen, weil ein solches Ereigniß nicht isolirt dasteht, weil es auf alle Ansichten des Lebens einen tiefen Einfluß hat, weil es mit der heftigen Beweglichkeit

eine innere Unruhe verbindet, die zu tief wurzelt, um nicht allem Uebrigen, was man erlebt, ja denkt, ein bestimmtes Gepräge aufzudrücken. Dieses ausgenommen, und was der Leichtsinn der Jugend in einer, in dieser Rücksicht nicht streng gesinnten Umgebung augenblicklich hervorrief, behielt meine Ansicht der Frauen jenen idealen Anstrich, den sie früher erhalten hatte. Es ist schwer, über die weibliche Jugend aus eigener Bekanntschaft ein Urtheil zu fällen. Von den älteren Frauen wird ein leicht beweglicher und aufgeregter Jüngling gewöhnlich verzogen. Den zurückgedrängten Ueberresten jugendlicher früher Empfindungen trauen sie keine Gewalt mehr zu und glauben sich ihnen unbefangen überlassen zu können. Der Jüngling läßt sich ein solches Verhältniß gern gefallen, und die Empfindungen, die von Seiten der Frau einen mütterlichen Anstrich erhalten, bleiben von Seiten des Jünglings noch mehr in den Schranken der Kindlichkeit. Anders verhält es sich mit den zarteren Mädchen, diese imponirten mir. Ich will nicht behaupten, daß in Kopenhagen die weibliche Schönheit vorherrscht, doch kann diese Stadt sich in dieser Rücksicht wohl mit jeder andern Hauptstadt des nördlichen Deutschlands

messen. Die Blondinen sind am häufigsten, lebhafte Brünetten seltener. Eben die ruhigsten imponirten mir am meisten. Die Ruhe war mit einer stillen Anmuth, mit einer milden Weichheit verbunden, die unbeschreiblich anzog, obgleich sie anspruchlos hervortrat, und nie etwas Herausforderndes oder Aufmunterndes zeigte. Ich habe nie eine Stadt gekannt, in welcher die Koketterie bei der weiblichen Jugend weniger hervortrat, als in Kopenhagen, und dennoch erschien mir die Haltung der gebildeteren Mädchen, ihre Scheu den jungen Männern gegenüber, nie als Prüderie. Auf dem Lande ließen sich die Mädchen schon mehr gehen, sie suchten auf eine naive Weise dem Jünglinge allerlei Possen zu spielen, die ihn doch manchmal in Verlegenheit setzten, und in eine seltsame, ja bedenkliche Lage brachten. Unter den Mädchen, die meine Aufmerksamkeit besonders auf sich zogen, und deren Gegenwart mir äußerst angenehm war, gehörten die Töchter eines bürgerlichen Ministers. Sie blieben mir durchaus fern, ich erinnere mich nicht, ein Wort mit ihnen gesprochen zu haben. Aber ich war glücklich in ihrer Nähe und rief mir gern das anmuthige Bild in die Erinnerung zurück. Die eine heirathete

einen Prinzen. Eben so fern standen mir die Töchter eines theologischen Professors, die ihrer Schönheit wie ihrer Bildung wegen Aufsehen erregten. Sie wurden Beide an Freunde verheirathet; ich sah sie viele Jahre später als Frauen, als sehr liebenswürdige Mütter, und sie hatten die Anmuth der Jugend lange behalten. Eben so gehörte in die Reihe der Frauen, an die ich mit reinem Vergnügen zurück denke, die Braut eines Freundes, eine Blondine, die wohl schon 24 bis 25 Jahr alt sein mochte. Sie erschien öfters in dem Hause des Professor Bang, und wurde von den Söhnen desselben, wie von mir, mit der größten Achtung behandelt. Sie zeichnete sich durch Bildung nicht allein, sondern auch durch Geist aus. Die Jugendlichkeit war mit einem stillen Anstande, ich möchte es fast Würde nennen, verbunden. Die Mädchen erhielten in mir das Bild reiner Weiblichkeit; ich war glücklich in ihrer Gesellschaft, ja selbst wenn ich sie erblickte, und der Eindruck, den sie auf mich machten, war nicht allein völlig leidenschaftslos, sondern auch sittlich wohlthätig.

Doch sollte auch ich leidenschaftlicher aufgeregt werden, und es war nach Allem, was ich von un-

serer Neigung zum Dramatischen gesagt habe, wohl nicht unerwartet, daß eine Schauspielerin mich zuerst stärker anzog. Wir erfuhren, daß ein junges Mädchen, bis dahin völlig unbekannt, als Emilie in Lessings Emilie Galotti auftreten würde. Schwerlich kann eine junge anmuthige Schauspielerin sich zum erstenmal günstiger zeigen, als wenn sie als Emilie, geängstigt und erschrocken, hereintritt. Die natürliche Angst verbindet sich mit derjenigen, die das Stück fordert. Als wir erwartungsvoll dastanden, als die Heldin des Stücks und unserer persönlichen Neigung, erschrocken auf die Bühne stürzte, als die zitternde Stimme sich hören ließ, als sie furchtsam hinter sich blickte, weil sie sich noch von dem Prinzen verfolgt wähnte, glaubte ich zum ersten Mal eine Darstellung mit aller Gewalt der Wirklichkeit und Wahrheit zu sehen. Ich vermochte das ganze Stück hindurch die Person nicht von der Schauspielerin zu trennen, sie, die einen so tiefen Eindruck auf mich machte, schien alles das Furchtbare zu erleben, und als ihr der Vater den Dolch in die Brust stieß, war ich in Gefahr, die Aufmerksamkeit der Nahestehenden zu erregen. Von jeher hat eine Darstellung rührender Auftritte, selbst

dann, wenn ich den Dichter tadeln muß und mit dem Schauspieler keineswegs zufrieden bin, eine große Gewalt über mich, ja sie kann mich immer bis zu Thränen rühren; aber diese Erschütterung war tiefer, es war ganz entschieden meine erste Liebe. Ich sah sie zum zweiten Mal als Kathinka im Mädchen von Marienburg. Dieses Stück, doch eigentlich geringer Art, führt uns auf eine recht unnatürliche Weise eine Unteroffiziers-Tochter einem Kaiser gegenüber, als ein Musterbild von Schönheit, Tugend, Klugheit, Heroismus, ja Weisheit und gewissermaßen Gelehrsamkeit vor. Ich würde über dieses moralisch doctrinäre Präparat in der Gestalt eines jungen Mädchens gelacht haben, jetzt schien mir Alles natürlich. Nur als sie am Schluß ein Gesetz der Karthager, überfließend von Gelehrsamkeit, citirte, und das fremde Wort nur mit Mühe auszusprechen vermochte, mußte ich freilich lächeln, aber selbst dieses weibliche Ungeschick steigerte ihre Liebenswürdigkeit.

Die junge Schauspielerin war die Abgöttin des Tages, Alte und Junge, Vornehme und Geringe, ja die Frauen wie die Männer waren von Bewunderung hingerissen. So lange ich das dänische Theater kannte,

war keine Debütantin mit ähnlichem Erfolge hervorgetreten. Der fest begründete Beifall der wirklich ausgezeichneten Künstlerin steigerte meine leidenschaftliche und flammende Bewunderung. Ihr Bild drängte sich in mein Inneres hinein, es verfolgte mich allenthalben, aber obgleich ich in einem nicht unbedeutenden Kreise lebte, obgleich dieser einen lebhaften Antheil an allen Ereignissen der Bühne nahm, so war ich doch in keine persönliche Berührung mit der Schauspielerin getreten. Ich litt zwar keinen Mangel, aber meine Verhältnisse waren doch beschränkt. Wie durfte ich hoffen, einem Mädchen nahe zu treten, die ich von der reichsten, vornehmsten, durch Stand wie Schönheit ausgezeichneten Jugend umringt glauben mußte? Ich war freilich so überzeugt von der Reinheit ihrer Gesinnung, daß dieser Kreis von Anbetern mich keineswegs beunruhigte. So lange ich in Kopenhagen blieb, nicht viel weniger als ein Jahr nach ihrem Auftreten, erhielt sich diese stille Neigung in gleicher Stärke. Ich bin während dieser ganzen Zeit ihr nie persönlich nahe getreten. Meine Wohnung war nicht weit von der ihrigen entfernt, ich war glücklich, wenn ich sie sah, ich ging, wie sich

von selbst versteht, oft an ihren Fenstern vorbei, und ich darf wohl behaupten, daß diese Leidenschaft in der idealen Reinheit, wie sie mich beherrschte, mir heilsam gewesen ist. Zuletzt hatte ich die Hoffnung, ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, völlig aufgegeben; ein jedes unruhige Verlangen war verschwunden, aber die Hoffnung, sie aus der Ferne zu sehen, sie in der Nähe zu wissen, beglückte mich, und als ich Kopenhagen verließ, fühlte ich einen Schmerz der Trennung, der mich selbst überraschte.

In dem Jahre 1807, in einer kritischen Lage, durch Preußens Unglück wie durch mein eigenes Schicksal beunruhigt, kam ich wieder nach Kopenhagen. Es waren seltsame Verhältnisse eingetreten, die mich zum Gegenstande des allgemeinen Gesprächs machen mußten. Der von mir sehr geschätzte H...., der durch seine Neigung zum Theater verleitet, Schauspieler geworden war und von dem früher die Rede gewesen ist, hatte die bewunderte junge Schauspielerin geheirathet. Seit ich Kopenhagen verließ, waren dreizehn Jahr verschwunden. Ich hatte mit H.... früher in einem vertraulichen und freundlichen Verhältniß gelebt, sein jüngerer Bruder hatte sich mit herzlicher Innigkeit

an mich angeschlossen und blieb bis zu seinem Tode einer meiner innigsten Freunde. Ich aber konnte nur wenige Tage in Kopenhagen bleiben; die Spannung, in der ich lebte, und die der Leser begreifen wird, wenn er später die Ereignisse kennen lernt, die mich auf kurze Zeit nach Kopenhagen führten, erlaubte mir nicht, mit Ruhe frühere Verhältnisse in die Erinnerung zurückzurufen, und doch muß ich es mir vorwerfen, daß ich es versäumte, meinen Freund H.... zu besuchen. Er suchte mich auf, und ich versprach dem gekränkten Freunde, einen Abend in seiner Familie zuzubringen. Jetzt nun trat ich zum ersten Mal in die persönliche Nähe des Gegenstandes meiner ersten Liebe. Sie war Mutter mehrerer Kinder, die sie umringten, ich war Ehegatte und Vater. Der frische Lenz der Jugend war verschwunden, aber noch war sie sehr liebenswürdig, so still, bescheiden, ja schüchtern, in der Mitte ihrer Kinder so mütterlich anmuthig. Eine Thräne trat in meine Augen, der schönsten süßesten Erinnerung meines jugendlichen Lebens geweiht; eine Erinnerung, die ich, rein wie das ganze Verhältniß war, gern zurückrufe. Ich konnte der Lust nicht widerstehen, ich mußte es, neben dem

Mann sitzend, der Mutter, von ihren Kindern umringt, sagen, was ich damals für sie gefühlt hatte, und wie sie mich als ein warnender und schützender Engel lange Zeit begleitet habe. Ich glaubte, daß diese Neigung mein eigenes stilles Geheimniß war, denn wenn auch Freunde sie gemerkt hatten und mich gelegentlich neckten, so glaubte ich doch mit Gewißheit, daß sie die Tiefe meiner Leidenschaft nicht ahneten. Von dem Gegenstande meiner Liebe glaubte ich nie bemerkt zu sein. Mein Freund und seine Frau hörten mir mit Aufmerksamkeit zu. Vollkommen unbefangen und, wie es schien, unwillkürlich, sagte die Frau, nachdem ich meine Erzählung geschlossen hatte, die doch fast wie eine verspätete Liebeserklärung klang: „Ich erinnere mich, Sie wohnten damals nur wenige Häuser von mir.“ „Mein Gott!“ rief ich aus, „Sie wußten also, wo ich wohnte? Ich war Ihnen nicht unbemerkt geblieben? Wie ganz anders würde sich Alles gestaltet haben, wenn ich auch nur eine Ahnung gehabt hätte von meinem Glück, welches ich mir damals nicht zu träumen wagte.“ Eine schnelle Röthe überflog das liebliche Gesicht, und mir schien es, als kehrte alle Anmuth der Jugend und

das stille Glück der verschwundenen Tage zurück. Doch erschien sie bald wieder mit der stillen mütterlichen Ruhe, die ihr so wohl stand, und sprach leicht scherzend: „Glauben Sie, daß junge Mädchen ihre Anbeter nicht entdecken? In dieser Rücksicht sind sie alle scharfsichtig.“ —

Mein damaliger Aufenthalt in Kopenhagen hatte mich in Verhältnisse hineingezogen, die mich tief erschüttern mußten. Es war einer der bedenklichsten Momente meines oft unruhigen, bunten Lebens, aber dieses liebliche Ereigniß trat auf eine so milde, beschwichtigende Weise hervor, die aufgeregte Gegenwart schloß sich so unmittelbar an die schönsten Momente der Vergangenheit an, daß ich innerlich mit mir selber und mit der Welt versöhnt das Haus verließ. —

Wissenschaftliches Treiben.

Ich habe schon darauf aufmerksam gemacht, wie wohlthätig im Ganzen der Einfluß war, den Rahbek auf uns ausübte, wie wenig die Beschäftigung, in die wir hineingezogen wurden, unsere Studien störte.

Sie verhinderte nur die starre, oft geisttödtende vereinzelnde Einseitigkeit; und indem ich unser wissenschaftliches Treiben in dieser Zeit darzustellen suche, muß ich die Scene verändern. Wir versetzen uns also in die Familie meines Onkels, des Professor Bang. Ich habe seiner schon oft erwähnt, auch seine eigenthümliche Weise darzustellen gesucht. In seiner Familie trat diese besonders hervor. Er zeigte sich hier von Seiten seiner Persönlichkeit als eine innerhalb ihrer Schranken in sich abgeschlossene und von vielen Seiten unzugängliche Natur. Seine Frau war heiter, eine jüngere Schwester eben so, die Schwiegermutter, die im Hause lebte, und eine ältere Schwester, die eben keine Schönheit besaß, waren, wie die meisten, und ich wüßte nichts Besonderes von ihnen zu sagen.

Der alte Herr, mit seiner sehr ausgedehnten Praxis den ganzen Tag hindurch beschäftigt, erfuhr fast gar nicht, was im Hause geschah. Er war zufrieden, wenn wir uns zu Mittag zur rechten Zeit einfanden. Der Frau war Alles recht, was sie etwa erfahren mußte, und obgleich sie an einer sehr beschwerlichen Krankheit litt, war sie doch jederzeit, wenn diese ihr

Ruhe ließ, guter Laune und zu manchem Scherze geneigt. Die ansehnlichen Räume, die von Professor Bang bewohnt und nach der damaligen Art sehr stattlich eingerichtet waren, nahmen ein hohes Parterre ein. Er sah ab und zu bei sich eine große Gesellschaft, die sich gewöhnlich Mittags versammelte, und zwar so, daß die Frauen den Nachmittag hindurch bis spät Abends zusammenblieben, während die Männer sich entfernten, ihren Geschäften nachgingen und Abends sich wieder einfanden. In Kopenhagen herrschte damals die allgemeine, fast in ganz Europa verbreitete Sitte des Kartenspiels im höchsten Grade vor. Es war eine Kunst der Hausfrau, die ganze Gesellschaft auf eine, den Gästen angenehme Weise, an die Spieltische zu vertheilen; nicht einmal bei dem Essen wurde das Spiel unterbrochen. Kleine Tische, die eben deshalb in großer Anzahl vorräthig sein mußten, wurden gedeckt und an die Spieltische gesetzt. Ein jeder der Spielenden erhielt einen. In der ganzen Gesellschaft herrschte dann eine feierliche Stille, selten hier oder da von einem leisen Gespräch unterbrochen; wenn nicht etwa Mädchen oder Jünglinge, was selten der Fall war, an einer großen Tafel in der Neben=

stube, um die Spielenden nicht zu stören, mit Lotterie und allerlei sonstigen Gesellschaftsspielen beschäftigt waren. Meine Freunde saßen gewöhnlich wie die übrige Gesellschaft an irgend einem Spieltisch. Ich habe von jeher einen Widerwillen gegen alle Kartenspiele gehabt. Innerlich so unruhig, so mannigfaltig beschäftigt, war es mir unmöglich, meine Aufmerksamkeit auf den Fortgang der Spiele zu richten. Die Art, wie mir das Kartenspiel beigebracht wurde, mag auch dazu beigetragen haben, diesen Widerwillen zu steigern. Während ich mich auf dem Lande aufhielt, bemerkte die Großmutter und Mehrere als einen großen Fehler in meiner Erziehung, daß ich mit keinem der bekannten Spiele vertraut war. Ich erhielt nun, während um Rechenpfennige gespielt wurde, förmlichen Unterricht im L'hombre, Whist und Boston. Die langweiligsten Stunden des Schulunterrichts waren mir ergötzend, wenn ich an diese dachte. Fortdauernd wurde mein Mangel an Aufmerksamkeit strenge getadelt. Ich konnte dadurch das ganze Spiel verwirren und verderben. Die weiblichen Verwandten waren sehr geneigt, mich für durchaus einfältig zu erklären und verloren zuletzt alle Geduld. Ich ward

von dem mich quälenden Unterrichte befreit, vergaß schnell Alles, was ich gelernt hatte, und der Mechanismus der herrschenden Kartenspiele ist mir seitdem durchaus mein ganzes Leben hindurch fremd geblieben. Erst viel später zogen mich die Hazardspiele an und hätten mir leicht gefährlich werden können. In meiner eigenen Familie hat wohl ab und zu ein Kartenspiel dazu gedient, sich mit den Kindern durch jene leichteken Kinderspiele eine langweilige Stunde zu vertreiben; für die bei mir versammelten Gäste aber waren sie nie da. Es ward nie in meinem Hause gespielt. In Dänemark gab aber diese Unfähigkeit mir eine eigene Stellung zur Gesellschaft. Keiner wollte glauben, daß ich so unwissend wäre in einer Fertigkeit, die so allgemein verbreitet war und bei einem jeden jungen Mann vorausgesetzt wurde, der damals an der sogenannten guten Gesellschaft Theil nahm. Wenn ich des Abends unter die versammelten Gäste trat, kam mir die Hausfrau mit einer Karte entgegen, kaum wartete sie den Gruß ab. „Ich habe einen L'hombretisch für Sie arrangirt mit Herrn A. und Madame B., es wird Ihnen angenehm sein.“ „Ich bedaure,“ antwortete ich, „ich spiele nicht

L'hombre." „Es ist fatal," erwiederte die Frau, „wie konnte ich das vermuthen, ich muß jetzt ein anderes Arrangement treffen. Sie suchte es einzurichten, placirte einen Andern an den L'hombretisch und wies mir eine Whistpartie an. „Ich spiele nicht Whist," mußte ich sagen, „und überhaupt verstehe ich gar kein Kartenspiel." „Mein Gott!" rief die erschrockene Frau, „was wollen Sie den ganzen Abend hindurch anfangen?" „Ueberlassen Sie mich mir selbst," antwortete ich, setzte mich in der Ferne auf einen Stuhl, vergaß in der stillen, beschäftigten Gesellschaft zuletzt, in tiefe Gedanken versunken, wo ich war; kein lebendiges Gespräch, keine laute Stimme störte mich. Zuletzt wurde ich zu solchen Gesellschaften gar nicht mehr eingeladen, oder wenn eine Einladung der Art mir zukam, schlug ich sie ab, und mein Verhältniß zu den geselligen Kreisen trieb mich um so mehr zu den freieren, selbst in den lustigsten Versammlungen doch immer geistig beschäftigten Jünglingen. Ich bin öfters mit Menschen in Gesellschaft gewesen, ohne einen einzigen kennen zu lernen. Mehrere, besonders Damen, fanden sich wohl sogar beleidigt, wenn sie entdeckten, daß sie mir durchaus unbekannt waren, obgleich sie

mich öfters in dieser oder jener größeren Gesellschaft gesehen hatten; und ich war in diesen mir fremdartigen Versammlungen meist schüchtern und nichts weniger als unterhaltend; denn leider waren auch die geselligen Spiele der Jugend, Lotterie, Aufgaben Witz und Scharfsinn zu zeigen, indem man Aehnlichkeit und Unähnlichkeit zwischen willkürlich zusammengestellten Gegenständen entdeckt, Sprüchwörterspiele und dergleichen mir nicht weniger als die Kartenspiele zuwider. Ich besaß durchaus nicht die Fähigkeit, mich bei Unterhaltungen solcher Art mit Leichtigkeit zu benehmen und war mir meines Ungeschicks nur zu deutlich bewußt. Männer wie Frauen fanden mich unausstehlich, viele wohl sogar stupid, und selten kam eine Gelegenheit, die mich aufregte und in lebendige, mir natürliche Thätigkeit versetzte. Dann trat oft ein anderes und nicht geringeres Uebel hervor. Ich ergoß mich in Erzählungen, in leichte scherzende Gedankenspiele mit Allem, was erwähnt wurde, und wenn sich auch die Gesellschaft eine Zeit lang dadurch aufgeregt und unterhalten fand, ja wohl sogar für einige Augenblicke die Kartentische vergaß, so wurde ihr doch zuletzt die Gewalt, mit welcher ich, meist

mir selbst unbewußt, durch laute Rede die stille gewohnte Ordnung und die Unterhaltung, die fast pflichtmäßig erschien, unterbrach, lästig und störend. Es gab nicht leicht eine unangenehmere Empfindung für mich, als wenn ich doch nach einiger Zeit entdecken mußte, daß meine Lebhaftigkeit mich über die Grenzen der geselligen Ordnung hinaus gebracht hatte. Höchst selten geschah es, daß ein Zweiter oder vielleicht sogar ein Dritter zugleich hervortrat, daß auf diese Weise ein Wettstreit entstand, der auf längere Zeit die Gesellschaft unterhielt, und daß dadurch dieser Abend als ein besonders unterhaltender in der frohen Erinnerung blieb.

Ganz anders war das immer bewegliche, ja reiche Leben der jugendlichen Freunde, von diesen Kreisen der Alten getrennt. Die beiden Stiefsöhne bewohnten eine Stube, eine Treppe höher. Sie gehörte ursprünglich zu der Reihe der Krankenstuben, die für Kranke der höheren Klasse eingerichtet waren; sie war mit No. 8 bezeichnet, und es darf behauptet werden, daß diese Nummer selbst in der Literatur der damaligen Zeit eine nicht unbedeutende Rolle spielte. Hinter dieser Stube lag eine größere, die von den beiden

Schwestern der Frau bewohnt wurde. Sie mußten, wenn sie aus- und eingingen, durch die Stube der Söhne; es war kein anderer Ausgang vorhanden. In die Stube der Frauen habe ich kaum zwei Mal einen Blick hineingeworfen. Die ältere schritt ernst und stillschweigend durch die fast immer mit mehreren jungen Männern erfüllte Stube hindurch. Die jüngere, beweglicher und aufgeweckter, unterhielt sich wohl oft mit uns. No. 8 ist unter dieser Benennung lange Zeit hindurch das permanente Zeichen einer Zeit geblieben, die für einen jeden, der an ihr Theil nahm, als eine heitere und geistig reiche anerkannt und in der Erinnerung festgehalten wurde. Die klinischen Anstalten in Kopenhagen hatten damals nicht in Dänemark allein einen großen Ruf. Wie in Wien van Swieten und Brambilla, so zogen Bang und Saxdorf viele junge deutsche Aerzte nach Kopenhagen; auch die bei den Hospitälern thätigen Candidaten zeichneten sich meist durch gründliche praktische Studien aus. Wie Goethe in seinem Leben, durch das Interesse, welches die jungen deutschen Aerzte an ihrem Fache fanden, und wodurch sie sich von den übrigen Fachgelehrten der damaligen

Zeit vortheilhaft auszeichneten, lebhaft angezogen wurde, so riß auch mich die Unterhaltung der wohlunterrichteten jungen Leute hin. Ihre Gespräche schienen mir höchst lehrreich, und obgleich ich mich nie entschließen konnte, selbst Arzt zu werden, fing ich dennoch mancherlei medizinische Studien an, und der Vorwand, durch welchen ich eine Zeit lang Bang zu täuschen suchte, ward mir fast natürlich. In der That fanden sich unter den Aerzten, die sich auf No. 8 versammelten, nicht selten recht bedeutende junge Männer. Von der Pedanterie, die doch mehr oder weniger in den übrigen Fächern vorherrschte, war hier keine Spur. Ich erlebte es zum ersten Mal, wie später auf den größern Universitäten in Deutschland, wie sehr es einer reicheren und vielseitig geistigen Ausbildung zu statten kommt, wenn Jünglinge aus verschiedenen Ländern, aus sehr entfernten Gegenden, unter ganz anderen Verhältnissen erzogen, unter sehr abweichenden Lebensansichten gebildet, durch ein gemeinschaftlich wissenschaftliches Interesse verbunden werden; vor Allem dann, wenn die wissenschaftlichen Gegenstände selbst alle leere Abstraction verdrängen, wenn die strenge geistige Gesetzmäßigkeit

zugleich in lebendiger Wirklichkeit da ist und die forschende Seele ergreift.

Hier vernahm ich nun, neben den wissenschaftlichen Aeußerungen, Ereignisse aus einem ganz anderen, fremden Lande. Ich versetzte mich mit inniger Freude in die Verhältnisse eines entfernten Lebens und entfloh nicht ungern aus einem Lebenskreis, in welchem zwar Manches mich anzog, aber doch auch Vieles mich ängstigte und quälte. War doch das medizinische Studium, wenn es auch in seinem ganzen Umfange mir unbekannt blieb, dem meinigen nahe verwandt. Wenn gleich die praktische Heilkunde das hauptsächlichste Geschäft der jungen deutschen Aerzte in Kopenhagen ausmachte, so war doch der Sinn selbst, der sie nach einem ausgezeichneten klinischen Institut in ein fremdes Land hintrieb, die Folge eines vielseitigen Studiums. In Deutschland war damals der Sinn für eine höhere naturwissenschaftliche Richtung der Medizin wach geworden. Blumenbach fing eben an die Aufmerksamkeit auf die comparative Anatomie hinzulenken; Kielmeiers tiefer Geist versprach den physiologischen Untersuchungen einen bis jetzt nicht geahnten Umfang zu ertheilen, und physikalische und

chemische Lehren traten mit den Untersuchungen der lebendigen Natur in eine hoffnungsvolle Verbindung. Diese geistig viel versprechenden Keime, die noch nicht durch ihren großen Umfang abschreckten, zogen die Jugend auf eine höchst erfreuliche Weise an, und ich fand mich in die Mitte eines jugendlichen Strebens versetzt, durch welches meine eigenthümliche Natur und meine ursprünglich früh genährte Neigung auf eine heitere Weise gefördert wurden. Aber wo ein geistiges Interesse lebhaft erregt wird, da steht es nicht isolirt; die jungen fremden Aerzte waren mit der Literatur ihres eigenen Landes sehr vertraut, oft erfuhren wir etwas Neues, was uns hinreißend beschäftigte; bald war es eine neue physikalische oder anatomische Entdeckung, bald ein neues Gedicht. So brachte ich meine Zeit unter jungen Aerzten zu, aber diese waren nicht die Einzigen, die sich hier versammelten. Vahl's Schüler, die Zoologen und Botaniker fanden sich ebenfalls ein. Was Schriften und Vorträge mir schenkten, erhielt durch die freundliche Unterhaltung, durch neuere Ansichten, die mit Lebhaftigkeit mitgetheilt und aufgenommen wurden, Berichtigung, Bestätigung und Erweiterung. Es war ein

frisches, freudiges, ja lustiges wissenschaftliches Leben, es war innig verbunden mit jeder Lust des Tages. Wenn wir Geld hatten, was freilich nicht oft der Fall war, eilten wir aus der engen Stube hinaus, um an irgend einem öffentlichen Orte bei Frühstück und Wein den Unterhaltungen ein frischeres Leben mitzutheilen. Oft ward die Bibliothek revidirt, ob nicht ein Buch, hinlänglich benutzt, als überflüssig betrachtet werden konnte; es wurde zu einem Antiquar getragen und so eine kleine Summe für einen lustigen Tag mühselig genug zusammengebracht.

Hier auf No. 8 kamen auch viele der durch Borup's Gesellschaft Vereinigten zusammen; obgleich ich mich nicht erinnere, Rahbek selbst da gesehen zu haben. Hier wurde Manches überlegt und verabredet, und es gab keine Richtung meines Daseins, die nicht hier berührt, angeregt, auf eine bedeutende Weise gefördert wurde. Aber freilich mein innerstes, mir selber dunkles Geheimniß in seiner phantastischen Tiefe durfte sich hier am wenigsten hervorwagen. Wie durch einen geheimen Zauber wurde ich in den Kreis hineingezogen, aber je stärker dieser wirkte, desto entschiedener durchdrang mich das Gefühl, daß in mei-

nem Innersten der Keim einer andern Welt ruhte, die hier keinen Boden der Entwickelung fand.

Der junge Mann, der diese kleine Stube so wichtig machte, der nicht die wissenschaftlichen Aerzte allein, Inländer wie Ausländer, sondern auch die jungen Naturforscher, die Philosophen und Dichter in dem engen Raume versammelte, war O. H. Mynster, Bang's ältester Stiefsohn. Er war etwa zwei oder drei Jahr älter als ich, und beherrschte uns alle. Er war von schlankem Wuchs, mager, seine Gesichtszüge bedeutungsvoll, aber von einer in der That merkwürdigen Trägheit. Er liebte es, sich als einen faulen Menschen zu bezeichnen, und war unerschöpflich in Ausdrücken, welche die größte Indolenz als die höchste Seligkeit pries. Er konnte Stunden lang sitzen bleiben, ohne sich zu rühren, selbst wenn die Gespräche die lebhafteste Wendung nahmen. Meiner Allen auffallenden Beweglichkeit gegenüber bildete seine Ruhe einen merkwürdigen Kontrast. Die bequemste Stellung, in der man, ohne sich im Geringsten zu verändern, am längsten ausharren könnte, war ihm ein tiefes Studium. Jene grundlose Bedeutung des Worts: „Jeg gider ikke,“ wie ich sie

oben zu bezeichnen suchte, wurde mir vorzüglich durch ihn klar. Er sprach gut, seine Ausdrücke waren gewählt, aber nie gesucht, sie bezeichneten genau, was er sagen wollte und übten jederzeit auf uns alle eine große Gewalt aus. Wenn nun irgend ein interessanter Gegenstand behandelt wurde, der geeignet war, uns geistig zu bewegen, so verstand es keiner besser wie er, ihm eine pikante Wendung zu geben. Mehr oder weniger setzte er dann die versammelten jungen Männer in Bewegung, das Gespräch ward lebhafter, oft heftig, er blieb halb liegend, halb sitzend, völlig ruhig; während das Gespräch immer schneller wechselte, schwieg er, oder warf nur gelegentlich mitten in das laute Gespräch eine schneidende Bemerkung hin, die oft plötzlich eine Pause der Besinnung zurückrief. Wenn ich dann unter Allen, der am meisten Aufgeregte und Lebhafteste, aufsprang, heftig auf und nieder ging und mich in den wärmsten Ausdrücken ergoß, sah er mich mit seinen unbewegten, keineswegs aber starren Zügen an, trat mit irgend einem trockenen und treffenden Witz hervor. Die Worte erstarben auf meinen Lippen, und er verstand es, einen jeden Funken der Begeisterung plötzlich zu

vernichten. Friedrich Schlegel erinnerte mich oft an meinen dänischen Freund, doch war der Kontrast, wenn ich mit diesem in einen Streit gerieth, lange nicht so auffallend. D. H. Mynster zeichnete sich in der That durch Geist aus, er besaß die mannigfaltigsten Kenntnisse und verstand es auf eine meisterhafte Weise selbst da als ein Kundiger zu erscheinen, wo von einem ihm ganz unbekannten Gegenstande gesprochen wurde. Er lockte dann das Gespräch hervor. Während er sich von dem ihm fremden Gegenstande unterrichtete, schien er zu examiniren und nur erfahren zu wollen, wie der kundige Freund einen ihm sehr wohl bekannten Gegenstand aufgefaßt habe. Da er in der That wohl unterrichtet war, so übersah er, scharfsinnig wie er war, schnell den Zusammenhang des ihm Unbekannten mit dem Bekannten, behandelte jenes mit großer Leichtigkeit, wiederholte in veränderter Form, was er eben gehört hatte, so daß der weniger Aufmerksame glauben mußte, er spräche längst gehegte und tief gedachte eigene Gedanken aus. Ich, der ich zu sehr in meine eigenen Gedanken und Vorstellungen vertieft war, um auf Andere zu merken, wurde völlig getäuscht, und es dauerte sehr lange,

ehe ich bemerkte, daß er mir meine eigenen Ansichten in etwas veränderter Form wiedergab.

D. H. Mynster war innerlich ein ganz anderer, als er äußerlich erschien. Es war, als forderte der nie ruhende Geist die körperliche Ruhe. Alles, was wir unternahmen, ging von ihm aus, er war unerschöpflich in Anschlägen mancherlei Art, überließ uns aber gewöhnlich die Ausführung. Eine Verbrüderung von jungen Männern hatte in einem Lokal gemeinschaftlich eine Naturaliensammlung zusammengebracht, die das eigene Studium unterstützen sollte. Mynster wußte halb erwachsene Knaben, wohl auch einige ältere zu gewinnen. Sie bildeten sein Auditorium, und er trug die Naturgeschichte nach Blumenbach's Handbuch vor. Mir war dieses Wagniß fast unbegreiflich, denn, wie ich seine Verhältnisse kannte, sah ich wohl ein, wie er einige Stunden in der Woche Zeit für die Vorträge finden konnte, aber wo er den Inhalt hernahm, war mir ein Räthsel, denn mit der Naturgeschichte konnte er sich nur gelegentlich beschäftigen, und seine Kenntnisse in diesem Fache waren keineswegs bedeutend. Ich äußerte meine Verwunderung darüber und er schlug mir vor, für mich

allein einen Vortrag über einen Gegenstand aus Blumenbachs Handbuch in dem Naturalien-Kabinet zu halten, und überließ es mir, diesen zu wählen. Dieser Vorschlag schien mir nun fast impertinent, denn ich war mir bewußt, in diesem Fache viel besser unterrichtet zu sein als er. Er setzte sich hin, ich schlug eine Stelle auf und er begann. „Es ist, hub er an, gar nicht davon die Rede, daß das junge Volk mehr wissen soll, als in diesem Buche steht, wohl aber das, was es enthält; sie können zehn Mal das Buch in die Hände nehmen, und erfahren es gar nicht. Ich weiß freilich auch nichts weiter, als was ich eben lese, und was ich vortrage, lerne ich in der That erst jetzt kennen, aber ich kann über das nachdenken, was ich lese und kann meinem Nachdenken Worte geben. Ich hüte mich sehr wohl, über das hinauszugehen, was hier gedruckt ist. Selbst Erläuterungen könnten meine Unwissenheit aufdecken, ich wage sie selten" — und in der That, obgleich er nichts sagte, was nicht in dem Buche stand, so las er doch eine ganze Stunde über zwei Seiten auf eine, selbst mich unterhaltende Weise.

Der ältere Mynster ist mir unendlich wichtig ge-

wesen. Er konnte mich schonungslos behandeln, und dennoch hing ich mit ganzer Seele an ihm. Schon oben habe ich gesagt, in welcher Richtung er mich schlechthin zurückstieß, aber diese fand auch nirgends einen Anklang, und ich war von meiner frühesten Kindheit an gewohnt, sie als mein Geheimniß zu bewahren. In allen meinen wissenschaftlichen Beschäftigungen aber, selbst in solchen, die ihm fremd blieben, ward ich durch ihn ermuntert, aufgeregt, von neuem in Thätigkeit gesetzt, wenn mein nicht selten übertriebener Fleiß zu erlahmen begann. Ich kann kaum ohne Rührung daran denken, mit welchem Interesse er alle meine Arbeiten verfolgte. Er forderte mich zur Mittheilung auf und ich war nur zu geneigt, eine jede Idee dem Freunde gegenüber auszusprechen; diese ward dann freilich mit großer Strenge behandelt und viele in der That, kaum ausgesprochen, wurden auch sogleich vernichtet. Ich war in fortdauerndem Produciren begriffen. Freilich waren es nicht selten wilde Schößlinge, aus einem zu üppigen Boden hervorgewachsen. Er war sich seiner dialektischen Gewandtheit wohl bewußt und verstand es, die wilden Triebe zu beschneiden. Es blieb mir zwar nicht ver-

borgen, daß oft eine boshafte Ironie zu Grunde lag, kaum verbarg er, während ich warm und unbefangen eine jugendliche Ansicht vortrug, hinter der größten Aufmerksamkeit ein spöttisches Lächeln. Aber so wenig wie der saftvolle Baum durch das Beschneiden der üppigen Zweige leidet, selbst wenn sie bluten, so wenig ward ich durch die vorübergehende Verletzung entmuthigt; es war, als forderte meine unbändig fortwuchernde Natur eine Hemmung, und ich theilte in wissenschaftlicher Rücksicht mich Keinem unbefangener mit als ihm.

In einem ganz andern Verhältniß lebte ich mit dem jüngern Bruder J. Mynster, der, mit dem Botaniker Hornemann, der älteste meiner jetzt lebenden Freunde aus dieser Zeit ist. Auch er erschien mit äußerer Ruhe. Ich erinnere mich kaum, ihn jemals heftig aufgeregt gesehen zu haben; aber jene pikante Trägheit seines Bruders war ihm völlig fremd. Ein paar Jahre Unterschied bedeuten in der ersten Hälfte der Zwanziger sehr viel. J. Mynster war der Jüngste unter uns Allen, sein stiller geordneter Fleiß war wohl bekannt. Er war zum Theologen bestimmt und seine Studien blieben uns fast immer verborgen, aber eben

dadurch erhielten sie in meinen Augen einen ganz eigenthümlichen Werth. Hatte ich doch in meiner Kindheit so ganz entschieden mich selbst als einen zukünftigen Theologen betrachtet, knüpften sich doch an dieses Studium die frühesten und heiligsten Erinnerungen meines Lebens. Daß J. Mynster sich in geistiger Rücksicht mit uns allen messen konnte, war einem jeden klar, daß seine Gesinnung eine durchaus redliche, innerlich wahre genannt werden mußte, war meine innigste Ueberzeugung.

Meine Meinung von der Masse der Theologen war nicht die beste; ich beurtheilte sie sehr streng. Auf der Universität herrschte damals ein durchaus flacher Rationalismus. Er war mir fremd, aber ich tadelte ihn nicht. Daß aber ein jugendliches Gemüth in den Jahren der Begeisterung ein Fach wählen konnte, welches nach seiner eigenen Meinung einen ungeheueren Irrthum der Geschichte verbarg, schien mir furchtbar. Mein ganzes Dasein war von meinem Studium absorbirt, ich suchte in diesem, durch dieses, auch ohne daß es mir klar geworden war, Aufschlüsse über die eigenste innerste Wahrheit meines Daseins, und sie konnten dasjenige wählen, was ihnen eine Lüge war.

Vergebens suchten sie mich zu überzeugen von dem großen Verdienste, den Aberglauben zu besiegen: mir war es zu klar, daß alle Jugend, wenn sie schöpferisch und fruchtbar sein, wenn sie sich mit gesunder Zuversicht ausbilden soll, in irgend einem geistigen Glauben wie in dem geheimen nährenden Boden wurzeln muß; eine Jugend, die ihr eigenes Studium geringschätzte, war mir ein Gräuel.

Eine lebendige Persönlichkeit übte von jeher eine größere Gewalt über mich, als abstrakte Principien. Vermochte ich jene rein aufzufassen, wuchs mein Vertrauen zu ihr, je mehr sie sich innerlich aufschloß, so konnte ich sie als eine unmittelbare Offenbarung der Wahrheit betrachten, die für mich etwas tief Ueberzeugendes hatte. Zwei Theologen lebten in unserem Kreise, die mich nicht allein mit den übrigen versöhnten, sondern auch mir die Ueberzeugung gaben, daß jenes Studium noch immer den tiefen geistigen Schatz bewahre, der mir so theuer war. Der Eine, Laub, stand mir fern; er war ein stiller ernster Mann, der wahrscheinlich älter aussah, als er war. Er genoß unter uns einer allgemeinen Achtung, die noch dadurch gesteigert wurde, daß wir ihn als einen der vertrau=

testen Freunde Rahbek's betrachteten. Er trieb sein Fach mit großem Fleiß und mit Liebe, und aus seinem reinen Eifer trat mir auf eine innerlich beruhigende Weise die heilige Wahrheit seines Studiums entgegen, wenn sie mir schwankend zu werden drohte.

Deutschland besaß einen Schriftsteller, der damals viel dazu beitrug, die verglimmenden Funken der Religiosität in den höheren Klassen wieder anzufachen; es war der durch seine schneidende Originalität ausgezeichnete Claudius. Er war mir früher bekannt geworden, er blieb mir immer lieb, und sagte mir, wie der damaligen gebildeten Welt, zu; denn obgleich er den Rationalisten entgegen trat, so hatte doch die mysteriöse Unbestimmheit, in welcher er die Lehren der Kirche auffaßte, etwas Ansprechendes. Es lag in jener Unbestimmtheit eine Religion des Gefühls, die entschiedenen Lehren verschwammen in diesem, und der bedenkliche Kampf für das, was die Reflection im Christenthume Aberglauben nannte, ward zwar nicht abgewiesen, aber so viel wie möglich vermieden. In dieser Form ward nun das Christenthum selbst etwas Vornehmes. Die strengen Gedanken, die, einmal durch die Reflection erwacht, sich nicht abweisen lassen,

fanden diesem verschwimmenden Gefühle gegenüber keinen Gegner, denn der Gedanke kann nur das Bestimmte bekämpfen, und die orthodoxen Lehrer wagten sich in ihrer früheren Form nicht hervor. Der Wandsbecker Bothe war ein Buch, über welches ich oft mit J. Mynster sprach. Er mochte sich damals mit mir in Beziehung auf das Christenthum auf dem nämlichen schwankenden Standpunkte befinden, und die Jugend tröstet sich leicht, ja gefällt sich wohl gar in verschwimmenden Gefühlen, wenn diese als etwas Pikantes und Geistreiches hervortreten. Auch war die religiöse Erinnerung aus meiner Kindheit, dem Phantastischen und Dichterischen in jeder Richtung zu nahe verwandt; die widersprechendsten Elemente ruhten friedlich neben einander, und die Trennung, die doch einmal stattfinden mußte, verbarg einen bedenklichen, ja schmerzhaften Kampf, den ich gern zu umgehen suchte. Wenn ich die Kirche besuchte, was selten geschah, so war es, um zwei damals in Kopenhagen berühmte Redner zu hören; der eine war der reformirte Prediger Maurenbrecher, und ich will gestehen, daß es für mich etwas Pikantes hatte, dem Gottesdienste einer fremden Confession beizuwohnen, der dem Lande

fremd, nur geduldet wurde, und wenige Anhänger hatte. Der Zweite war Bastholm, der Schloßprediger und Königliche Confessionarius. Eine Predigt von ihm beunruhigte mich sehr. Er suchte nämlich durch ein geographisches Detail, nach der damaligen Art, weltliche Gelehrsamkeit auf die Theologie anwendend, darzuthun, daß, wenn am jüngsten Tage alle Seelen, die jemals gelebt haben, wieder aufstünden, auf der Erde für sie alle Platz genug sein würde. Ich hörte große Zahlen, eine ungefähre Berechnung der Anzahl der Seelen, die zum Vorschein kommen würden, eine Vergleichung dieser Zahl mit dem ganzen bewohnten und unbewohnten Raume der Länder auf der Erde, eine Untersuchung, wie viele Quadratfuß etwa ein jeder Mensch bedürfe, um sich bequem bewegen zu können. In dieser schneidenden Schärfe, mit welcher die Form der Sinnlichkeit festgehalten wurde, hatte ich mir das Problem der allgemeinen Auferstehung nie gedacht. Das Schiefe, ja Lächerliche in dieser Auffassungsweise überraschte mich desto mehr, da Bastholm nicht allein sich durch Rednergabe auszeichnete, sondern auch wegen der vernünftigen Klarheit und des geistigen Umfanges seiner Vorträge unter uns berühmt

war. Er hatte den Entwurf zu einer neuen Liturgie ausgearbeitet und drucken lassen. In diesem wies er eine Menge Ungereimtheiten in der Reihenfolge der Perikopen nach, eine Menge schneidender Inconvenienzen in der alten Liturgie, die sich freilich nicht ableugnen ließen, und die, bei dem damaligen Zustande der Kirche, aus welcher das geschichtliche Bewußtsein ihrer Entstehung verschwunden war, allen Sinn verloren hatten. Aus dem starr gewordenen Gebäude war der lebendige Zusammenhang der innern Organisation entwichen, und so mußte das Rohe der Anhäufung einem Jeden bei oberflächlicher Betrachtung in die Augen fallen, und was wir durch die Gewohnheit von der frühesten Kindheit an bisher ohne Ueberlegung geduldet hatten, erschien uns als ein Unverständiges, welches auf jede Weise eine neue Gestaltung nothwendig machte. Doch quälten mich diese Betrachtungen weniger, der Gottesdienst, der noch manches Eigenthümliche hatte, war mir zwar lieb und theuer, aber eine Veränderung desselben konnte mich nicht ängstigen. Ganz anders verhielt es sich mit dem Inhalte der oben erwähnten Predigt. Das Unpassende, ja Ungereimte der ganzen Ansicht war mir

völlig klar, aber die sinnliche Welt, in ihrer Totalität aufgefaßt, gereinigt, durch das Erkennen zum Geistigen gesteigert, wenn auch nicht mit der Bestimmtheit des Gedankens, so doch für die ahnende Betrachtung, konnte ich nicht aufgeben; sie hatte für mich eine bleibende, ja eine tief religiöse Bedeutung, und dennoch sah ich klar ein, daß ich sie auf eine so beschränkte Weise nicht fest halten durfte. Es schwebte mir eine Aufgabe vor, die ihre Lösung auf jede Weise forderte. Durch das jugendliche Leben, welches mich in dem Genuß der Gegenwart befriedigte, ward sie zwar zurückgedrängt, trat aber in den verschiedensten Epochen meines Lebens, mich beunruhigend, immer wieder hervor, und dann war es jene Predigt, deren Inhalt mir ganz deutlich vorschwebte, und mir die Bedeutung der Aufgabe schneidend nahe rückte.

Das religiöse Element sollte noch auf eine auffallende Weise angeregt werden. In der vornehmen Welt, besonders unter einigen mächtigen Familien in Holstein, hatte sich eine religiöse Gesinnung in entschiedener Opposition gegen die herrschende Aufklärung gebildet; sie war wohl zum Theil durch Claudius, wenn auch nicht entstanden, doch genährt, obgleich

dieser vielleicht auch als ein Produkt derselben betrachtet werden konnte. Uns berührte diese Bewegung wenig, sie war uns so gut wie völlig unbekannt. Wir freuten uns, als wir Lessing in einem freundlichen Verhältniß mit Claudius fanden, als dieser in dem Kampfe, der zwischen dem starr orthodoxen Götz und dem mild frommen Alberti entstand, und die Hamburger Gemeinden in Bewegung setzte, unbedenklich sich für den Letzteren erklärte. Ich konnte freilich keine Ahnung haben von der für mein späteres Leben so wichtigen Verbindung, in welche ich mit Alberti's Nachkommen treten sollte.

Nun geschahe es aber, daß Lavater seine vornehmen christlichen Freunde in Holstein besuchte und von da auf einige Wochen nach Kopenhagen kam. Man kann sich denken, daß er uns nicht unbekannt war. Wir kannten einige seiner Schriften; seine Physiognomik war von uns mit vielem Interesse durchgeblättert, sein Versuch, Moses Mendelssohn zu bekehren, hatte unsere Theilnahme erregt, und die Leidenschaft, mit welcher er von Einigen angebetet, von andern bekämpft wurde, war uns nicht unbekannt. Das war nun die erste bedeutende Notabilität, die aus dem geistig be-

wegten Deutschland in unsere Mitte trat, und wir erwarteten seine Ankunft mit großer Spannung. In der reformirten Kirche predigte er, und ich sah und hörte ihn. Seine Gestalt, wie sie mir vorschwebt, war höchst interessant. Der lange schlanke Mann ging etwas gebückt einher, seine Physiognomie war höchst geistvoll, die scharfen Züge zeugten von einer heftig durchlebten Vergangenheit und von inneren Kämpfen, seine Augen überraschten durch Feuer, Glanz und Klarheit. Wie ich mich erinnere, erschien er mir älter, als er damals sein konnte; er war, wie ich beim Nachschlagen finde, zwei und funfzig Jahr.

Die nicht große reformirte Kirche war gedrängt voll, in der Versammlung herrschte eine feierliche Stille. Wir erwarteten zwar eine harte Aussprache. Unter den deutschen Aerzten hatten einige den Schweizer-Dialekt nachzuahmen gesucht; der Contrast gegen die herrschende Aussprache war um so auffallender, da das weiche Dänische in Kopenhagen noch verweichlicht erschien; als daher die scharfe an dem Gaumen klebende Stimme, die hohlen, schneidenden Töne des berühmten Mannes sich vernehmen ließen, machten sie einen solchen Eindruck auf mich, daß ich das Gebet

fast überhörte. Ich mußte mit gespannter Aufmerksamkeit auf seine Rede horchen, wenn ich sie verstehen wollte. Nun war es aber höchst merkwürdig, wie diese Rede mich gewann und ergriff. Es sprach sich nicht allein die Zuversicht des Glaubens, sondern auch eine tiefe, gewaltig ergreifende, herzliche Innigkeit in seiner Rede aus. Es war mir, als hörte ich zum ersten Mal eine Stimme, nach der ich mich lange gesehnt hatte. Seine Predigt handelte vom Gebet. Jenes innere, tief verborgene und doch mächtige Leben meiner Kindheit, wie ich es in der stillen Kammer meiner Mutter kennen gelernt hatte, wie es tief das belebende Innere ergriff, nach außen aber nur leise flüsternd sich vernehmen ließ, schien plötzlich wach geworden zu sein, schien mich, den Schlummernden, aus dem langen Schlafe mit Donnerstimme aufzurütteln. Er schilderte mit jener ergreifenden Wahrheit, die nur da sich zu gestalten vermag, wo man ein innerlich selbst Erlebtes ausspricht, jene äußeren und inneren Kämpfe, in welchen der Sieg nur durch das Gebet zu erringen sei. Die Sprache, die mir anfangs so zurückstoßend erschien, klang mir zuletzt immer schöner, heller, ja anmuthiger, sie schien mir

mit dem belebenden Inhalte so innig verwoben, als wäre irgend eine andere unmöglich. Wenn er einen Zustand innerer Hoffnungslosigkeit geschildert hatte, hielt er einige Mal inne und rief dann mit lauter Stimme: — Betet! — das e wurde fast wie ein Diphthong ausgesprochen, die harte Aussprache verdoppelte das t und dennoch hatte, gerade so ausgesprochen, dieses Wort eine ungeheure Gewalt. Es rief laut, ja zerschmetternd in mein Innerstes hinein, und ich habe es in meinem ganzen Leben nicht wiederholen können, ohne wenigstens Etwas von dem tiefen Eindruck zu empfinden, der mich damals erschütterte.

Das eigentliche Gebet konnte ich freilich in dem Zustande, in welchem ich damals lebte, nicht wiederfinden, die Erschütterung, die mich ergriffen hatte, je heftiger sie war, verschwand desto schneller; aber ein Stachel war in meine Seele geworfen, der niemals ganz abgestumpft wurde.

Solche Ereignisse wurden nun mit J. Mynster besprochen. Seine milde Art zog mich unwiderstehlich an, es war eine freundliche Vertraulichkeit, ein mehr inneres als äußeres, mehr angedeutetes als ausgesprochenes Verhältniß, welches uns verband, so ganz ver-

schieden von dem mehr unruhigen, äußeren, ja von meiner Seite heftig aufregenden zu seinem älteren Bruder. Es ist mir eine Erinnerung geblieben von dieser schönen Zeit, in welcher wir uns täglich sahen, die mir mein ganzes Leben hindurch wichtig war und sich jedesmal erneuerte, wenn ich ihn in späteren Jahren wiedersah.

Ich selbst ward doch auch mitunter an meine frühere Neigung erinnert. Ein Student, welcher die beiden Präliminar-Examina überstanden hatte, durfte die Kanzel besteigen. In Odsherred hatte ich ein paar Mal gepredigt, in einer Dorfkirche, wo ein Verwandter Prediger war, ebenfalls. Von meinen Predigten weiß ich nicht viel zu sagen. Der geäußerte Beifall hatte nicht viel zu bedeuten. Es ist zwar nicht unwahrscheinlich, daß meine Reden gefielen, denn sentimentale Moralitäten bildeten den mehr oberflächlich rührenden, als wirklich religiös anregenden Inhalt. Eine Berührung mit einem Verwandten, die bei einer solchen Gelegenheit stattfand und sehr tragisch schloß, muß ich aber doch hier erwähnen.

Man wird sich erinnern, was früher erzählt wurde, daß ein Candidat, Namens C., durch Bangs Ein-

fluß in ein ansehnliches Collegium aufgenommen, der Gegenstand eines grausamen Spottes wurde. Dieser C. war Prediger im Pesthause geworden. So nannte man ein Gebäude vor der Stadt, welches im Anfange des vorigen Jahrhunderts, als eine pestartige Krankheit, die unter dem Namen „der schwarze Tod" viele Menschen hinraffte, durch Europa ging, in Dänemark eindrang, für die Angesteckten aus der ärmern Klasse errichtet wurde. Jetzt wurden die Geisteskranken hier in ihre grauenhaften Käfige eingesteckt. Wie man von einigen wilden Völkern erzählt, daß sie ihre Väter und Mütter, wenn sie nicht mehr arbeiten können, hilflos werden und Pflege bedürfen, in entfernte öde Gegenden setzen und sie da verhungern lassen, herrschte eine völlig ähnliche Barbarei damals noch immitten des civilisirten Europas, gegen die Geistesschwachen. Wer das Unglück hatte, durch den innern Kampf, der niemals ruht, in eine augenblickliche Verwirrung, die sichtbar ward, zu gerathen, war auf immer verloren. Ja alle Anstalten waren getroffen, um die innere Verirrung zu nähren, und bis zum Wahnsinn zu steigern. Es war ein schauerlicher Reiz, der mich zu diesem Hause und zu den Unglücklichen hinzog. Ich sprach

mit ihnen, wie sie in ihren dunklen Kammern dasaßen, durch das kleine Loch, durch welches allein es ihnen vergönnt war, hindurchzublicken. Ich kannte sie Alle.

Unter den so eingesperrten Wahnsinnigen zogen besonders Zwei meine Aufmerksamkeit auf sich; der Eine war früher ein junger Mann, dessen schöne Gestalt und Kenntnisse hervorgehoben wurden. Er lebte in seiner Jugend als ein armer Verwandter im Hause eines angesehenen und reichen Mannes. Die Frau haßte ihn, und als ein werthvolles Kleinod unter plötzlichen und bedenklichen Umständen verschwand, bezeichnete sie ihn als des Diebstahls verdächtig. Dadurch gerieth er in den schauderhaften Zustand, in welchem ich ihn sah. Er war völlig nackt, hatte sich so zusammengekrümmt, daß die Knie an die Schultern und die Hacken der Füße an das Gesäß anstießen. Er war in diesem Zustande mehrere Jahre hindurch geblieben und erstarrt, so daß es unmöglich war, die Glieder auseinander zu bringen. Die ganze Figur war ausgetrocknet, die Sprache verschwunden, er äusserte sich nur zuweilen durch ein schauderhaftes thierisches Geschrei. Die Augen ruhten nie, die dürren Arme schienen verlängert, so wie die Finger; man

konnte zu ihm hineintreten und er floh dann wie ein schüchternes Wild, in die Ecke des Behältnisses. Man versah ihn — und das war das einzige Zeichen menschlicher Theilnahme an dem Unglücklichen — wöchentlich einmal mit frischem Stroh und mit einem leinenen Gewande über den nackten Leib; unabläßig wühlte er in dem Stroh, der Wächter behauptete, er habe gleich, nachdem er in Wahnsinn verfallen, die Stellung angenommen, in welcher man ihn jetzt fand, er suche das verloren gegangene Kleinod. Als ich ihn sah, hatte er funfzehn Jahr in diesem Zustande zugebracht.

Es ist eine fast grauenhafte Erfahrung, daß Wahnsinnige oft sehr lange leben, ja ein hohes Alter erreichen. Man hat dieselbe Beobachtung mit Gefangenen gemacht, die in den schauderhaftesten engsten Gefängnissen, ganz vom Tageslicht getrennt, nur von Wasser und Brot genährt, erblindet in der fortdauernden Dunkelheit, von Feuchtigkeit und Moder umgeben, halbe Jahrhunderte zugebracht haben. Wenn erst das Bewußtsein sich selber überlebt hat, wenn der menschliche Körper in der unveränderten Umgebung bei der Wiederholung der nämlichen Nahrung in dieselbe Tem-

peratur wie hineingewachsen ist, da werden die wuchernden vegetativen Kräfte wach, es findet ein Bündniß zwischen dem Leibe und der auf gleiche Weise erwärmten Umgebung statt, und so erzeugt sich jene schauderhafte Zähigkeit des Lebens, die bei dem Menschen eine Erscheinung hervorruft, der ähnlich, die wir bei den Fröschen finden, die aus den hohlen, allenthalben verschlossenen Räumen zerschlagener Marmorblöcke lebendig hervorspringen, aber auch, so wie sie in der freien Luft dem Tageslichte ausgesetzt sind, plötzlich sterben. Ein Uebergang zu diesem furchtbaren Zustande bildet sich da, wo das dumpfe hohe Alter in derselben Stube, auf die nämliche Weise ernährt, von denselben alten Möbeln umgeben, von denselben Personen bedient, nicht eigentlich leben, aber auch nicht sterben kann. Es ist das Princip des vegetirenden Lebens, welches der Hufelandschen Kunst, lange zu leben (das Leben langweilig zu machen) zum Grunde liegt. Freilich ist ein hohes, thätiges, über sich selbst klares Alter, ein göttlicher Seegen zu nennen, aber auch dann soll die geistig verklärte Seele den Leib von sich werfen, nicht von ihm überwunden und beherrscht werden. Das Sterben ist dann der letzte,

höchste und bedeutendste Act eines wahrhaft gesunden Daseins; jenes dumpfe Fortleben aber ist eine furchtbare Krankheit, die an dem innersten Mark des ganzen Daseins zehrt. Der Zustand des unglücklichen Menschen verfolgte mich fortdauernd, ich konnte es nicht unterlassen, immer über die Qual der zertretenen Seele nachzusinnen, die der Körper, nachdem er das Bewußtsein gefangen genommen hatte, zu überleben vermochte. Noch mehr erschrak ich über die unmenschliche Barbarei, die den Unglücklichen, zusammengekrümmt, wie er hier saß, hilflos in das dunkle Behältniß warf, und ohne einen Versuch, den Körper und mit diesem die Seele beweglich zu machen, seinem entsetzlichen Elende preisgab. Man hob die Grausamkeit der Frau hervor, die den Menschen in Verzweiflung stürzte, von jener Barbarei aber sprach Niemand.

Der Zweite war ein Schulmeister, der, von religiösem Fanatismus hingerissen, seine Kinder, Abraham nachahmend, dem Herrn geopfert hatte. Auch dieses Grauen einer verirrten Religiosität trat mir als einer der vielen geheimen Unglücksfälle, die in dem Innersten der menschlichen Seele lauern, von der Umgebung, ja von dem Unglücklichen selbst unbemerkt, sich

heranschleichen und den verirrten Geist gefangen nehmen, als ein fast gefährlicher Gegenstand der Betrachtung entgegen. Der Mann war finster, ernsthaft, immer in sich hineingrübelnd, und schien auf den Zustand, in welchen er versetzt war, gar nicht zu achten. Er fing immer verworrene Gespräche religiösen Inhalts an, und dazwischen beklagte er sich wohl über die Schlechtigkeit der Speisen, die man ihm reichte, aber nur über diese. Obgleich er völlig verständig aussah, so äußerte er doch nie das Bedürfniß, aus seinem Behältnisse herauszutreten, oder frische Luft zu schöpfen. Die Einsamkeit schien ihm eben recht zu sein. Ich sprach nur einmal mit ihm über seine gräßliche That; seine Augen rollten, „ich hatte kein Brot im Hause", sagte er, „die Frau war todt, die Kinder hungerten, ich erwartete den Engel, der mir nicht ein Schaaf, wohl aber Brot bringen sollte; daß er nicht kam, merkte ich nur, als die Kinder todt waren." Ich brauche andere Worte, ich weiß es wohl, aber dieses war der Inhalt. Ein tiefes Entsetzen ergriff mich; der furchtbare Schmerz des menschlichen Daseins stieg aus seinem unergründlichen nächtlichen Dunkel

hervor, als wollte er mich packen, ich wagte nie, dieses Gespräch zu erneuern.

Aber ich sollte noch etwas Entsetzlicheres hier erleben. C. schien in seiner Beschränktheit immer zufrieden, er hatte etwas Hastiges, und so wie ich ihn sah und wie er sich darstellte, fühlte ich zwar eine Art Mitleiden mit ihm, glaubte aber doch, daß er sich keineswegs unglücklich fühle. Die Jugend, äußerlich durch die Mannigfaltigkeit des Lebens zerstreut, innerlich mit der eignen Ausbildung auf eine unruhige Weise beschäftigt, besitzt die kalte Ueberlegung nicht, die erfordert wird, um über den Zustand anderer Menschen Beobachtungen anzustellen. Ich hatte C. in sehr langer Zeit nicht wieder gesehen, und erhielt von ihm in wenigen Worten eine Aufforderung, am nächsten Sonntag für ihn zu predigen. Ich ging an einem schönen Sommersonntage langsam durch die Vorstadt und über das Feld, von meiner Predigt erfüllt, versunken im Andenken an die Zeit meiner Kindheit, in welcher Religion und Natur in einem heiligen Bündniß mich so zufrieden und glücklich machten. Ich achtete nicht auf die Zeit, und als ich ankam, erwartete mich C. mit Ungeduld. Ich hörte

die Glocken in der Stadt und in den Dörfern läuten, trat in die kleine Kirche hinein, eben als der Gottesdienst anging. Dieser war zu Ende; wir gingen über den Hof, wo einige Geistesschwache, welche die Kirche besucht hatten, auf und niedergingen. Diese Unglücklichen beunruhigten mich fast am meisten, ihre verworrenen Reden, die Aeußerungen eines Jeden, aus einer ganz andern Welt heraus, schnitten mir in die Seele. Wir traten in das Feld hinaus, wanderten dem Friedrichsberge zu, bis zum Mittag. Nach der Mahlzeit forderte C. mich auf, die Behältnisse der Wahnsinnigen zu besuchen. Die Aufforderung pflegte sonst von mir auszugehen, heute eben wünschte ich es nicht, ich weiß es selbst nicht warum. Bis dahin hatte ich an C. gar nichts Ungewöhnliches bemerkt; aber die Heftigkeit, mit der er auf den unglücklichen Gang drang, war mir befremdend. Der Wächter der Behältnisse kam mit dem Schlüssel, wir blickten in die dunkeln Räume einiger völlig Wüthenden hinein, die gefesselt werden mußten. Ich sah, wie der arme Zusammengekrümmte in dem raschelnden Stroh wühlte, als suchte er nach dem Bewußtsein, welches seit fünfzehn Jahren verloren gegangen war. Wir kamen zu

dem Behältniß des Schulmeisters; er trat an die kleine Oeffnung, die nach dem Gange führt, und schien den Prediger zornig anzublicken. Ich wandte mich zu diesem und erstaunte. Voll Erbitterung rief er: „Das ist ein nichtswürdiger, hartnäckiger, unausstehlicher Mensch, er ärgert mich alle Tage!“ Ich erschrak, eine furchtbare Ahnung ging mir durch die Seele. Ein heftiges Gespräch entspann sich nun zwischen dem wahnsinnigen Schulmeister und dem Prediger. Rede und Gegenrede wurden immer schneller, die wechselseitige Erbitterung immer heftiger, der Inhalt des Wortwechsels schien religiös zu sein. Aber das Gespräch wechselte so schnell, daß es sich nicht auffassen ließ. Ich war wie betäubt von einer innern Angst ergriffen, und entfernte mich. C. schien meine Entfernung kaum zu merken. Der Wärter der Behältnisse winkte mir auf eine bedenkliche Weise und deutete an, daß ich ihn am Ausgange des Hofes erwarten solle. Er schloß die Oeffnung, durch welche der eingesperrte Wahnsinnige hindurchblickte, suchte C. zu beruhigen und führte ihn halb mit Gewalt nach seiner Wohnung. Mich schien der Unglückliche ganz vergessen zu haben. Der Wärter kam nun nach einiger Zeit

zu mir, erzählte, daß man den bedenklichen Zustand des Predigers lange gemerkt und den Behörden angezeigt hatte. Ich eilte voll Entsetzen zur Stadt, erfuhr einige Zeit darauf, daß C. eben so wie sein Gegner eingesperrt war. So war sein Zustand, als ich Kopenhagen verließ, ich habe seitdem nie Etwas von ihm gehört.

Doch ich kehre zu meiner damaligen wissenschaftlichen Beschäftigung zurück. Die Naturwissenschaft beschäftigte mich zwar in allen ihren Richtungen, indessen war doch die Mineralogie das Fach, in welchem ich die gründlichsten Kenntnisse erwarb. Das ferne Gebirge in meinem Vaterlande schien mir zu winken, vielleicht war es auch der Umstand, daß die Fossilien in ihrer wechselnden Form sich leichter überschauen ließen. Wie ich das Geschick, hier die zarteren Unterschiede aufzufassen, erhielt, weiß ich kaum zu sagen. Es bildete sich instinktartig aus und auf eine völlig empirische Weise, etwa wie die Droguisten die zartesten Unterschiede verwandter Droguerien mit großer Bestimmtheit auffassen. Es war in dieser Grundlage

meiner mineralogischen Kenntnisse eigentlich nichts Wissenschaftliches. Ich war täglich in der Mineraliensammlung des früher erwähnten leidenschaftlichen Sammlers C. beschäftigt; ich besuchte Schumachers Vorträge über die Mineralogie, hörte sie aber kaum, ich war vielmehr selbständig beschäftigt mit den Fossilien, die er vorzeigte. Die prachtvolle Sammlung des Herrn Monrad von isländischen Chalcedonen und Zeolithen lernte ich genau kennen; allmälig war mein Ruf als Mineralog in Kopenhagen begründet, und in der That, ich glaube behaupten zu dürfen, daß die Oryktognosie, wie sie sich damals ausgebildet hatte, in ihrem ganzen Umfange mir hinlänglich bekannt war. Unablässig war ich bemüht, die empirische Grundlage, die ich instinktmäßig erworben hatte, zur schärferen wissenschaftlichen Bestimmtheit zu erheben. Schumacher war ein Schüler von Romé de l'Isle, und seine Krystallographie war für mich Gegenstand eines sehr ernsthaften Studiums. Ganz auf meine eigene Hand beschäftigte mich Werners Schrift über die äußeren Kennzeichen der Fossilien. Schon wurden mir seltene Fossilien gebracht, daß ich sie bestimmen sollte. Endlich ward im Sommer 1793 mir die Anordnung

einer der berühmtesten Sammlungen, der Gräflich Moltke'schen, anvertraut. Der Graf hatte das damals ausgezeichnete, durch Linné in einem eigenen Werke beschriebene und dadurch berühmt gewordene Museum Tessinianum angekauft. Seine Sammlung von Kongsberger Stufen war nebst der Königlichen die wichtigste in Europa. Ich machte Esmark's Bekanntschaft vor seiner Reise nach Freiberg. Man hatte sich in Dänemark, selbst in meiner näheren Umgebung, so daran gewöhnt, mich bloß als Mineralog zu betrachten, daß selbst in einer viel späteren Zeit, nachdem ich in ganz Deutschland unter die Philosophen gerechnet wurde, wenn von einer Anstellung für mich in Dänemark die Rede war, man nur an eine mineralogische Stelle dachte, und in einer Rücksicht hatte man Recht.

Diejenigen, die mich genauer kannten, waren voll Verwunderung, wenn sie sahen, wie der lebhafte und fortdauernd phantastisch aufgeregte Jüngling sich einem Fache mit ganzer Seele hingeben konnte, welches ihnen so leer, so trocken, so ganz von dem dumpfen Dasein der bloßen Masse beherrscht und von aller geistigen Bedeutung entfremdet zu sein schien. Ich

wußte mir kaum selbst, wenn mir die Frage vorgelegt wurde, von der geheimen Gewalt, die mich nach den Gebirgen hinzog, als wenn in diesen das tiefste Mysterium meines Daseins verborgen läge und gefangen gehalten würde, Rechenschaft zu geben: und dennoch, wenn ich jetzt diese freie Neigung betrachte, muß ich behaupten, daß diese rohen Massen die dunkle Stelle in der Natur bezeichneten, von welcher aus ich mich orientirte. So hatte man in meinem Vaterlande Recht und Unrecht zugleich. Ich wurzelte in dem finsteren Abgrunde der dunklen Masse: daß aber diese Wurzel einen lebendigen Stamm und grünende Zweige in einer freieren Atmosphäre entwickelte, schien man nicht fassen zu können.

In Deutschland fand ich später eine andere Ansicht, man glaubte da, daß ich ganz ohne Wurzel in einer formlosen Atmosphäre mich ausgebildet hätte, und in meinen jüngeren Jahren kränkte es mich nicht wenig, wenn man mir vorwarf, daß ich **a priori** construire; unruhig habe ich mich bis in mein hohes Alter in die Gestaltungen der Natur, wie in die Erscheinungen der Geschichte hineintauchen müssen. Sie, die lebendige Wirklichkeit in allen ihren mannigfalti-

gen Richtungen, sollte mir die Kunde geben von ihrem eigenen tiefsten Geheimniß; sie habe ich fortdauernd gefragt, die heiligsten Probleme meines Daseins ruhen in ihr, das Wort des göttlichen Willens ist mir klarer, wenn es Naturgestaltung erhält, wenn es abgeschlossen in sich in reifer Vollendung eine wirkliche Zukunft erzeugt, so in der Geschichte wie in der Natur im engeren Sinne.

Ein Ereigniß muß ich noch erwähnen, welches mich zufällig aus einer sehr bedenklichen Lage rettete. Daß der Auftrag, eine der vollständigsten und merkwürdigsten Mineraliensammlungen in Kopenhagen zu ordnen, die Fossilien zu bestimmen und einen Katalog zu entwerfen, mir äußerst angenehm war, ist natürlich. Es war der erste Beweis, daß ich mir als Mineralog schon einen gewissen Ruf erworben hatte. Die genaue wissenschaftliche Beschäftigung mit einer solchen Sammlung mußte meine Kenntnisse bedeutend erweitern, und die in meiner Lage nicht unbedeutende Summe, die mir angeboten wurde, kam mir nicht wenig zu statten. Die Sammlung war in einem sehr ansehnlichen Saale in dem Palaste des Grafen in großen Glasschränken aufgestellt. Es war einer

von den vier Palästen, die einander vollkommen gleich gebaut, den schönen Platz Amalienburg bilden, er ward nach dem Schloßbrande von dem Grafen dem König überlassen und ist noch immer seitdem, also jetzt von drei Königen bewohnt worden. Als der Inspektor den prachtvollen Saal öffnete und mich hinein führte, als ich bedachte, daß alle diese Schätze mir nun zum wissenschaftlichen Gebrauche anvertraut, der Schlüssel mir übergeben wurde, war ich außer mir vor Freuden. An irgend eine Vorsichtsmaaßregel bei der Uebergabe der Sammlung würde ich gar nicht gedacht haben. Glücklicher Weise war der Inspektor besonnener als ich. Obgleich er keine mineralogischen Kenntnisse besaß, kannte er doch die Schätze der Sammlung, die von hohem Werthe waren. Der Inspektor hatte zwar die Aufsicht über die Sammlung, wie über den ganzen Palast, aber seine Geschäfte waren doch mehr ökonomischer und finanzieller Art. Ein Mineralog hatte sich seit vielen Jahren gar nicht mit der Sammlung beschäftigt. „Wir müssen doch," sagte der Inspektor, ehe die Sammlung Ihnen übergeben wird, „eine Uebersicht über ihren gegenwärtigen Zustand haben. Sie werden selbst einsehen, wie nothwendig es ist,

denn sie ist leider in schlechten Händen gewesen.“ Er führte mich darauf zu einem Schrank, den er öffnete, und nahm eine Goldstufe hervor, ein Quarz, mit gediegenem Golde durchwachsen, von einer Größe und einem Reichthum, der mich überraschte. Eine Wagschale ward gebracht, das Gewicht der Stufe war in dem Katalog genau angegeben, und ich erschrak nicht wenig, als ich sah, daß ein bedeutender Theil des Gewichts fehlte. Er erzählte mir nun, wie ein früherer Aufseher, in beständiger Geldverlegenheit, bedeutende Theile des gediegenen Goldes abgeschlagen und verkauft habe; zuletzt hatte er die ganze Stufe versetzt; sie muß in ihrem ursprünglichen Zustande nicht allein von sehr hohem Werth, sondern auch eine der bedeutendsten Goldstufen in irgend einer Sammlung in Europa gewesen sein. Der Fundort war angeblich eine der Philippinischen Inseln. So wichtig und interessant es mir auch gewesen wäre, diesen Fundort zu constatiren, so war es mir doch nicht möglich, denn von der Geschichte dieser Stufe konnte ich nichts Zuverlässiges erfahren. Das jetzt gefundene Gewicht ward nun genau bemerkt, und von mir und dem Inspektor unterzeichnet. Aber diese Entdeckung machte mich äußerst

besorgt. Ein so gewissenloser Aufseher konnte wohl in der Sammlung Mehreres finden, was, veräußert, ihm einen bedeutenden Vortheil brachte. Meine Aufmerksamkeit war also gespannt, und wenn ich ursprünglich geneigt war, die Sammlung ohne alle Vorsicht zu übernehmen, so war ich jetzt desto besorgter, und wir sollten bald eine überraschende Entdeckung machen. Zu den Schätzen der Sammlung gehörte ein großes Stück heller, vollkommen makelloser Bernstein, welches, wie der Inspektor versicherte, dem in dem sogenannten Königlichen Kunstkabinette aufbewahrten, berühmten, in seiner Art einzigen, an Größe und Schönheit nur wenig nachstehen sollte. Dieses wollte er mir zeigen, und wie erstaunten wir, als wir an der Stelle desselben eine große derbe Masse gelben Steinsalzes fanden. Dieser bedeutende Verlust der Sammlung war selbst dem Inspektor nicht bekannt. Er mußte dem Grafen mitgetheilt werden, und eine grenzenlose Aengstlichkeit ergriff mich. Ich wußte wohl, daß die Mineralogen nicht sehr gewissenhaft zu sein pflegten, wenn eine Gelegenheit sich darbot, ihre Sammlungen durch eine Seltenheit zu vermehren. Ich selbst habe diese Gesinnung nie getheilt, und so viel-

seitig meine Schwächen sein mögen, ist mir doch das Stehlen, in welcher Form es auch stattfinden mag, mein ganzes Leben hindurch so fremd geblieben, daß ich von Entsetzen ergriffen werde, wenn ich etwa darüber in Zweifel gerathen bin, ob irgend Etwas, ein Buch z. B., welches aus Nachläßigkeit in meiner Bibliothek geblieben ist, mir wirklich zugehöre oder nicht. Noch immer setzen mich, der ich leider das Talent der strengen Ordnung nicht besitze, anvertraute Geldsummen, so lange sie in meinen Händen sind, in eine fortdauernde peinliche Angst. Ich selbst besaß eine für meine Lage sehr bedeutende Mineraliensammlung. Einem jeden leidenschaftlichen Sammler ist das Glück günstig, er entdeckt, wie durch einen Instinkt, eine jede, selbst die entfernteste Gelegenheit, seine Schätze zu vermehren. Durch Tausch, durch Kauf, durch Geschenke wuchs meine Sammlung täglich. Jetzt war mir nun eine große Sammlung anvertraut, die früher in den schlechtesten Händen gewesen war, und nicht allein was auf unrechte Weise aus dieser verschwunden war, auch falsche Bestimmungen konnten mir eine Verantwortlichkeit zuziehen, für welche ich zitterte. Ich forderte daher den Inspektor auf, sich

genau mit meiner eigenen Sammlung bekannt zu machen, ich drang darauf, daß, so lange ich die gräfliche in meiner Gewalt hatte, er sich unterrichten lassen mußte von einem jeden Zuwachs der meinigen. Den Katalog meiner Fossilien übergab ich ihm, und unter seinen Augen ward ein jedes neue Fossil in diesen eingetragen und über die Art, wie ich es erworben hatte, ihm Rechenschaft abgelegt. Es dauerte lange, ehe ich ihn überreden konnte, sich dieser peinlichen und ihm beschwerlichen Vorsichtsmaaßregel zu unterwerfen. Aber meine Angst war selbst durch diese noch nicht vollkommen beschwichtigt, und ich erklärte auf das Bestimmteste, daß, so angenehm und wichtig, ja vortheilhaft in jeder Rücksicht, das mir anvertraute Geschäft wäre, ich dennoch genöthigt sei, es abzulehnen, wenn man die vorgeschlagenen Bedingungen nicht annehme. Als nun aber diese unerwartete und verdrießliche Sache in Ordnung war, als mir der Schlüssel der Sammlung übergeben wurde, und ich mich lange Zeit hindurch als Herr derselben betrachten konnte, fand ich mich auf eine Weise beglückt, wie damals, als ich den ersten Blick in die große Suhm'sche Bibliothek warf.

Kopenhagen ist durch seine ansehnlichen Bibliotheken ausgezeichnet.

Die große königliche Bibliothek hat über 400,000 Bände, die Universitäts-Bibliothek über 100,000. Von der Suhm'schen habe ich schon gesprochen; eine eigene Bibliothek von naturwissenschaftlichen, mathematischen und ökonomischen Werken von mehr als 30,000 Bänden hatten die Gebrüder Classen, (der älteste nach seinem Tode durch testamentarische Verfügung (zum öffentlichen Gebrauch bestimmt; sie war in einem neuen schönen Gebäude aufgestellt, eine jährliche Summe zur Vergrößerung fundirt. Eine zoologisch-anatomische Sammlung war mit der Veterinärschule, eine botanische mit dem botanischen Garten verbunden.

Ich habe schon früher erzählt, wie ich als Knabe den Zutritt zu der Bibliothek des Kammerherrn Suhm erlangte. Ich war noch nicht Student, als ich auf dieser Bibliothek mit dem ältesten Mynster zusammentraf. Ich erhielt die verlangten Bücher, entfernte mich, und Nyerup, der Bibliothekar, fragte neugierig, wer der kleine Knabe sei und für wen er die naturwissenschaftlichen Bücher abhole. So groß war

die fast zu tadelnde Liberalität bei dieser Bibliothek, daß die Bücher unbedenklich einem völlig unbekannten Knaben übergeben wurden, obgleich man voraussetzte, daß er nur der abgesandte Bote eines Ungenannten war. Mynster versicherte, daß ich diese Bücher für mich selbst benutzte, und mag Einiges über mich geäußert haben; dadurch mag nun Nyerup's Aufmerksamkeit auf den Knaben hingezogen worden sein, der klein von Wuchs, jünger aussah als er war. Als ich nun nach einiger Zeit wieder erschien, erschrak ich nicht wenig, als Nyerup mir sagte, daß er den Auftrag habe, mich zu dem von mir hochverehrten Besitzer der Bibliothek zu führen. Ich trat fast zitternd hinein, der alte freundliche Herr rief mich zu sich und seine ermunternde Zusprache vertrieb bald alle Furcht. Er unterhielt sich lange mit mir. „Du wirst Dich doch gern," sagte er, „selbst unter den Büchern herumtreiben wollen, Du lernst sie so besser kennen, und findest dann auch leichter heraus, was Dir nützlich sein kann." Ich war so gerührt über dieses unerwartete Vertrauen, daß ich die Thränen nicht zurückhalten konnte. Von da an stand mir nun die Bibliothek ganz offen, und als ich vom

Lande zurückkam und freier über meine Zeit verfügen konnte, erhielt ich eine Art Aufsicht über den naturwissenschaftlichen Theil derselben. Ich war nun mit allen Bibliothekaren bekannt; wenn ich mich mit irgend einer Arbeit beschäftigte, waren von den verschiedenen Bibliotheken die wichtigsten Werke mit Leichtigkeit zusammengebracht, und dieser Reichthum von Naturgegenständen und Schriften, über welche ich ohne Schwierigkeit gebieten konnte, hätte mir gefährlich werden können, wenn ich nicht, so wie irgend eine Aufgabe mich beschäftigte, so ganz von dieser angezogen gewesen wäre, daß ich Alles vergaß, bis ich die vorliegende so weit gelöst hatte, wie der damalige Zustand der Wissenschaft es erlaubte.

Ich arbeitete mit einer unruhigen Eile; obgleich ich geselliger Natur war, obgleich ich mich unter meinen Freunden glücklich fand, konnte mich dennoch eine plötzliche Angst ergreifen, als verlöre ich unnütz meine Zeit, die sich nicht wieder ersetzen ließ.

Ich habe gefunden, daß viele junge Menschen in einer bestimmten Epoche an Gemüthskrankheiten leiden, die Durchgangspunkte in ihrem Leben bilden; durch diese mußte ich mich nun eben in dieser Zeit

hindurch arbeiten. Der Jüngling ist vorerst, wie sich von selbst versteht, verliebt, und daß ich eine stille Liebe geheimnißvoll trug und pflegte, habe ich schon gestanden; dann aber fühlt er sich von so vielen Gegenständen angezogen, eine Welt eigenthümlicher Gedanken regt sich in ihm, er vermag sein inneres Dasein selbst nicht zu beherrschen, besonders glaubt er sich von seiner Umgebung verkannt. Daß solche Momente mich manchmal ängstigend überfielen, wird ein jeder leicht einsehen, der mein Verhältniß zu meinen Freunden erwägt. Aber eine dritte Angst ist in dieser Epoche eben so natürlich. Der Blutumlauf ist schneller, es drängt sich aufregend nach dem Kopfe wie nach der Brust; mein ganzer Körper war in einer nicht gewöhnlichen beständigen Aufwallung; wenn ich meinen ärztlichen Freunden selbst in äußerlichen ruhigen Momenten die Hand hinreichte, zählten sie nicht selten 120 Pulsschläge in einer Minute, und fast bis in mein dreißigstes Jahr glaubten diejenigen, die mich nicht kannten, daß ich stets in einem fieberhaften Zustande lebe. Eine solche Constitution erzeugt leicht den Gedanken an einen schnellen Tod, und schon als Knabe glaubte ich kaum das fünf und

zwanzigste Jahr erreichen zu können: auch jetzt überfiel mich öfters derselbe Gedanke, ich glaubte das Athmen beschwert zu fühlen, die Lungen schienen mir nicht Platz genug in der Brust zu haben, ich athmete schneller, kürzer, ängstlicher, ein psychisch erzeugtes Asthma schien mir eine gefährliche Krankheit, die Gedanken, die mich dann quälten, entsprangen aber nicht so sehr aus Angst vor dem nahe bevorstehenden Tode, sondern mehr aus der quälenden Ueberzeugung, daß ich sterben sollte, ohne in der Geschichte genannt zu werden, ohne in der Wissenschaft einen Ruf erworben zu haben. Mit J. Mynster hatte ich oft über das harte Schicksal gesprochen, unbemerkt sterben zu müssen. Beide glaubten wir, dieses sei das größte, ja fast das einzige Unglück im Leben. Die Jugend glaubt leicht alle Widerwärtigkeiten überwinden zu können, wenn das Dasein eine höhere Bedeutung erhalten hat, wenn die Persönlichkeit mit der Geschichte im Bündniß, selbst den bedenklichsten Kampf besteht. Auch die Niederlage gewährt dann einen Genuß. In solchen Augenblicken nun betrieb ich die Studien mit ununterbrochener Anstrengung, als wäre mir nur eine kurze Zeit zugemessen, als hätte ich in dieser eine

unübersehbare Aufgabe mit Aufbietung aller meiner Kräfte zu lösen. Und das war mein Glück, denn die Beschäftigung riß mich ganz hin, das Gefühl jugendlicher Kraft und Gesundheit trug mich desto sicherer und zuversichtlicher, je weniger ich darüber reflectirte. In einer solchen Lage hatte ich mich einmal mit einer Menge von Büchern aus allen Bibliotheken versorgt. Eine Summe, über die ich zufällig gebot, machte es möglich, daß ich allem äußeren Erwerb entsagte. Die Schriften und meine eigene Naturaliensammlung beschäftigten mich allein. Schon oft hatte ich mir vorgeworfen, daß die Gegenstände, die in meinem Besitze waren, mich am wenigsten in Anspruch nahmen; diese mußt du zuerst, sagte ich mir, durchaus kennen lernen und ergründen; ich hatte ein Herbarium von etwa 1200 Pflanzen, eine Menge Amphibien, Fische und Mollusken in Spiritus, eine Sammlung von Insekten, die nicht ganz unbedeutend war; ich hatte mich durch Göze's Naturgeschichte der Eingeweidewürmer ermuntert gefühlt, diesem Zweige der Zoologie eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Ich hatte selbst schon während meines Aufenthalts in Odsherred eine Sammlung angelegt

und sie hier selbständig vergrößert. Sie war nach dem damaligen Stand der Wissenschaft nicht unbedeutend; vor allem aber hatte meine Mineraliensammlung eine gewisse wissenschaftliche Vollständigkeit erhalten. Ich schloß mich zwei Monate lang ein, war aus dem Kreise meiner Freunde verschwunden, ich nahm gar keinen Besuch an, die Wissenschaft hielt mich auf meiner Stube streng gefangen, nur die Magd brachte mir stillschweigend die Mahlzeit; ich schlief wenig und unruhig, ein jeder Augenblick der Ruhe schien mir verloren, und dennoch war diese Zeit eine der glücklichsten meines Lebens. Eine tiefgreifende Vorstellung von der reichen Welt, die in der stillen Studirstube eingeschlossen ist, erwachte damals und ist mir mein ganzes Leben hindurch geblieben. Noch immer kann mitten in der Gesellschaft die stille Einsamkeit der abgelegenen und ruhigen Wohnung mich so gewaltsam ergreifen, daß die ganze äußere Welt, daß eine jede Berührung mit andern Menschen mir störend und hemmend erscheint.

D. H. Mynster schlug vor, eine Gesellschaft zu bilden, die nur aus wenigen Freunden bestehen und sich alle vierzehn Tage versammeln sollte. Der Reihe nach sollte für diesen Tag eine Abhandlung über einen Zweig der Naturwissenschaft ausgearbeitet werden, diese müßte so früh fertig sein, daß sie in der Zeit, von einer Versammlung zur andern, unter den Mitgliedern circuliren könnte. Wir versammelten uns Nachmittags, die Abhandlung ward vorgelesen, und dann von den sämmtlichen Mitgliedern gegen den Inhalt schonungslos opponirt. Gewöhnlich zog sich dieser ernsthafte Theil der Beschäftigung der versammelten Freunde sehr in die Länge; doch mußte sie um sieben Uhr beendigt sein. Dann versammelten sich die eingeladenen Gäste, die sogenannten essenden und trinkenden Mitglieder. Gesetze waren entworfen. um bei den Mahlzeiten jeden Luxus zu vermeiden Die erste Versammlung war bei dem Stifter der Gesellschaft, D. H. Mynster. Die Gesetze wurden hier sorgfältig beobachtet. Der Zweite, welcher die Gesell-

schaft bei sich sah, zeigte schon eine bedenkliche Neigung, die Genüsse zu steigern; ich war der Dritte. Butterbrot, mit geräuchertem Fleisch, Käse u. dgl. m. belegt, und eine Terrine Punsch war den Gesetzen gemäß. Ich hatte den Einfall, Sardellen und Heringe hinzuzufügen, um den Durst zu steigern; dadurch ward schon die zweite und dritte Bowle nothwendig. Ich ward nun zwar den Gesetzen gemäß condemnirt, doch war die Geldstrafe zu gering, um den Nachfolger abzuschrecken, ein jeder wollte seinen Vorgänger überbieten. Die Zusammenkünfte wurden gegen Mitternacht lärmender. Der Dichter Frankenau brachte jedesmal ein neu von ihm verfertigtes Trinklied mit, und mehrere von diesen haben sich in der dänischen poetischen Literatur erhalten. Ich habe früher schon bemerkt, daß Trinklieder, damals wenigstens, einen wesentlichen Theil der dänischen poetischen Literatur ausmachten, auch habe ich zwanzig Jahr später einige von diesen Liedern in den Liedersammlungen des Studentenvereins in Kopenhagen wieder gefunden; so wie sie auch in Frankenau's poetischen Schriften aufgenommen sind. Ein Jeder arbeitete mit großem Eifer und Fleiß an seiner Abhandlung, ein Jeder wollte auch

in dieser Rücksicht sich auszeichnen und seinen Vorgänger überbieten. Durch die Opposition, auf welche die Mitglieder sich sorgfältig vorbereiteten, wurden die Aufsätze wesentlich ergänzt, berichtigt und verbessert. Es entstanden auf diese Weise einige von wahrem wissenschaftlichen Werthe. Gegenstände, die hier von einigen Mitgliedern behandelt waren, wurden Aufgaben ernster Art, auch für das reifere Alter, und veranlaßten Schriften, Untersuchungen, ja Entdeckungen, die einen bleibenden Werth erhielten. Es war uns Allen Ernst. Meine ersten Arbeiten sind verschwunden. Es war, erinnere ich mich, zuerst ein Aufsatz, der Untersuchungen enthielt über einige seltene Thiere und über die Lebensweise anderer, die ich in Odsherred angestellt hatte, der zweite über die Boraxsäure. Beide waren wahrscheinlich nicht von großem Werth, durch den dritten Aufsatz aber gelang es mir die Aufmerksamkeit der Gesellschaft in einem höheren Grade zu erregen.

Zwar hatte Lavoisier schon vor mehreren Jahren den Grund gelegt zu einer völligen Umwandlung der Chemie; sie hatte sich zuerst zu einer exacten Wissenschaft umgestaltet, die sich mit den übrigen Doctrinen

der Physik in gleiche Reihe stellen konnte. Man erinnert sich aber auch, wie lange es dauerte, ehe diese Ansicht sich einen Weg in Deutschland bahnte. Noch immer dauerte dieser Streit fort, und Girtanner's Lehrbuch der Chemie, in welchem die antiphlogistische Lehre zuerst in ihrem ganzen Zusammenhange behandelt wurde, war eben erschienen. In meinem Vaterlande bildete die Stahl'sche Lehre noch immer die Grundlage für alle chemische Vorträge. Mich hatte die neue Lehre schon früher beschäftigt, ja hingerissen. Während der zweimonatlichen wissenschaftlichen Gefangenschaft hatte ich ihr einen großen Theil der Zeit gewidmet. Der Scharfsinn der Combinationen, die Genauigkeit der Untersuchungen, die Klarheit der Darstellungen erschienen mir bewunderungswürdig. Eine Folge dieser Studien war nun ein Aufsatz: Ueber die Hypothesen, durch deren Hülfe man die Verkalkung der Metalle zu erklären versucht hat. — Es war von jeher meine Neigung, eine jede wichtige Ansicht in der Wissenschaft nicht bloß kennen zu lernen, wie sie in ihrer Vollendung erschien, sondern auch wie sie entstanden war, wie sie sich aus früheren beschränkteren Ansichten entwickelt hat. Nur so, nach einer

solchen geschichtlichen Untersuchung glaubte ich sie verstehen zu können. Ich las daher alle die frühesten Aufsätze Lavoisier's, ich verfolgte rückwärts die Ansichten bis zu den ältesten Zeiten, in welchen Scaliger, Farsius, Caesalpin, Libaw und Cardan die Zunahme der Schwere bei der Verkalkung bemerkt hatten. Die tiefe Begründung, welche die wachsende Ansicht durch Priestley's Entdeckung des Sauerstoffgases und durch Cavendish's Zerlegung des Wassers erhielt, überraschte mich; zuerst drängte sich mir mit aller Gewalt eine Ansicht auf von einer geheimen Macht der Gedanken, die wie eine verborgene leitende Hand durch die Geschichte schreitet; was jetzt freilich allgemein bekannt ist, was als elementare Grundlage aller Ansichten der Chemie ein Faktum des allgemeinen Bewußtseins geworden ist, das sah ich sich wunderbar und hoffnungsvoll entwickeln. Ich war mit der phlogistischen Chemie nicht unbekannt, die deutschen und schwedischen Chemiker, Bergmann besonders, hatten mich vielfältig beschäftigt. Scheele's Aufsatz: Ueber Luft und Feuer hatte ich mit Bewunderung studirt; doch als nun der Sauerstoff in der Einseitigkeit, in welcher seine Thätigkeit aufgefaßt wurde, ich möchte sagen als ein con=

struirendes Prinzip der ganzen Chemie hervortrat, ging mir ein plötzliches Licht über eine verborgene geistige Einheit in den vielfältig verschlungenen Prozessen der Natur auf. Es war nicht mehr eine dürftige Erklärung eines einzelnen Prozesses, es war ein großer Gedanke, der alle umschlang und vereinigte. Was mich auf eine solche Weise anregte, hatte nicht einen bloß abstrakten Werth des Denkens, es verband sich mit dem tiefsten Mysterium meines Daseins, wie es unklar, aber mächtig in meinem Innersten schlummerte. Es war verwandt, ich wußte selbst nicht wie, mit dem melodischen Klange der Poesie, der aus den Tiefen der Seele heraustönte, ja mit den religiösen Erinnerungen meiner Kindheit. Es war ein Licht, welches hoffnungsvoll hineinschien in die tiefste Dunkelheit meines Geistes, und ich glaubte wunderbare Schätze dort zu entdecken, wenn ich sie auch in der unklar dämmernden Beleuchtung nicht zu unterscheiden vermochte. Es war mir dann ein Genuß, eine Freude, ja eine Seligkeit des Erkennens gegeben, die mich bis zu Thränen erschüttern konnte. Gewiß, es waren die reinsten, ja religiösesten Momente meines ganzen jugendlichen Daseins. Daß ich Aufregungen

der Art geheim halten mußte, das ist klar, aber die oben genannte Abhandlung, so wissenschaftlich besonnen sie auch erscheint, ist dennoch aus solchen geheimen und genußreichen Stunden entstanden.

Der jugendliche Uebermuth, der bis in die späte Nacht uns zusammenhielt, nachdem die wissenschaftliche Unterhaltung mit Ernst und Gewissenhaftigkeit vollendet war, hatte freilich nichts mit dem stillen Genuß meiner einsamen Studien gemein; er bildete sich immer wilder, immer ungestümer aus. Aufgeregt hoben wir die Gesellschaft in später Stunde auf, stürzten vereint, laut jubelnd auf die Straße; Leitern wurden genommen und mit Hülfe derselben die Schilder der Handwerker verwechselt, und viele andere Jugendstreiche ausgeübt, die einen grellen Kontrast bildeten mit dem Ernst unserer wissenschaftlichen Beschäftigung. Wir mußten einige Mal die Nachtwächter, die uns überraschten und nach der in Kopenhagen herrschenden Sitte ihre durchdringende Pfeife erschallen zu lassen drohten, zu bestechen suchen, wenn einige unter uns Besonnenheit genug dazu behalten hatten. Ein Mal gerieth die ganze verehrte naturwissenschaftliche Gesellschaft in die größte Gefahr, die

Nacht auf dem Rathhause zubringen zu müssen und den Morgen darauf vor ein Polizeigericht gestellt zu werden. Nur mit Mühe gelang es uns, den Händen der Wächter zu entgehen. Unsere Gesellschaft hatte schon, obgleich öffentlich von uns noch nichts erschienen war, große Hoffnungen erregt; es galt allgemein für eine Auszeichnung, ein Mitglied zu sein; jetzt aber konnte es nicht fehlen, daß der Ruf von unserer Nachtschwärmerei auch laut wurde, daß er bis zu den Eltern, Verwandten und Freunden drang und uns manche Unannehmlichkeit und Verdruß bereitete.

Eine ernsthafte Berathung fand statt, die Abendschmausereien wurden ganz eingestellt, die essenden und trinkenden Mitglieder und mit diesen die Trinklieder verschwanden. Es durfte von jetzt an bei unsern Zusammenkünften nur Bier und Tabak gereicht werden. Dieser vernünftige Beschluß stellte schnell das Ansehen der Gesellschaft wieder her, ja erhöhte es. Ausdrücklich muß ich bemerken, daß Rahbek an unsern Bachanalien keinen Theil nahm, sie hätten in der Art nie stattfinden können, wenn er in unserer Mitte gewesen wäre.

Wir waren nun völlig zur Besinnung gekom-

men, wir gingen ernsthaft und nüchtern, wie wir zusammen kamen, wieder auseinander; aber es ist leider nur zu wahr, der Eifer, mit welchem wir uns früher versammelten, war auf eine bedenkliche Weise erkaltet. Wie diese Gesellschaft sich später fortsetzte, wie lange sie vereinigt blieb, weiß ich nicht, denn ein paar Monate nach unserer Reue und Bekehrung verließ ich Kopenhagen.

Die Gesellschaft bestand aus jungen Männern, von denen die meisten dem Entschlusse, das Leben der rein wissenschaftlichen Beschäftigung zu widmen, treu geblieben sind. Einer der ältesten unter uns, der, erinnere ich mich recht, erst später zutrat, war der als Physiolog und Arzt bekannte scharfsinnige Herholdt. Raffen fing als Mitglied der Gesellschaft seine physiologischen Untersuchungen der Pflanzen an, die ihm nachher einen bedeutenden Ruf erwarben; Ratje setzte nach Müller und Abildgaard die **Zoologia danica** fort und hat eine zoologische Reise unternommen vom hohen Norden der scandinavischen Inseln längs der

Westküste von Europa bis Teneriffa. Hornemann ist der Fortsetzer der **Flora danica.** Ich muß freilich gestehen, daß Herholdt erst Mitglied der Gesellschaft ward, nachdem sie wieder zur Besinnung gekommen war; daß Ratje, der ein stiller ernsthafter junger Mann war, höchst wahrscheinlich sich von uns trennte, wenn unser Uebermuth ein zu wildes Gepräge annahm; daß Hornemann, wenn er uns auch treu blieb, uns zu warnen und zu mäßigen suchte. Ich gehörte leider nicht zu diesen Besonneneren. Von allen Mitgliedern leben noch drei; Ratje als Professor der Botanik und Director des Gartens in Christiania und mein Freund Etatsrath Hornemann in hohem Alter, allgemein geliebt und geehrt, in der nämlichen Qualität in Kopenhagen.

Diese Vereinigung von jungen Männern war aber auch für die dänische wissenschaftliche Literatur nicht ohne Bedeutung. D. H. Mynster schlug vor, eine wissenschaftliche Zeitschrift herauszugeben. Wenn auch die zur Mitarbeitung aufgeforderten Gelehrten nicht alle Mitglieder der Gesellschaft waren, so ging die Zeitschrift doch entschieden aus der Mitte derselben hervor. Sie führte den Titel: „**Physicalsk-**

oekonomisk og medico-chirurgisk Bibliothek for Danemark og Norge. Udgivet af et Selskab.“ Sie ward spottweise das Journal mit dem langen Titel genannt, aber dieser war unvermeidlich. Ein rein naturwissenschaftliches Journal würde im Lande ein so kleines Publikum gefunden haben, daß es die Kosten der Ausgabe nicht hätte decken können. D. H. Mynster hatte die Redaction übernommen; das erste Heft erschien im Januar 1794, und liegt vor mir. Aus den Abhandlungen, die in der Gesellschaft vorgelesen wurden, ward mein Aufsatz über die Verkalkung der Metalle aufgenommen, und ich erschien dadurch als der erste Schriftsteller der antiphlogistischen Chemie in Dänemark. Mynster liebte es, in den französischen, englischen, deutschen und italienischen Journalen herumzublättern und sich dadurch mit allen Neuigkeiten des Tages bekannt zu machen. An Abhandlungen fehlte es im Anfange auch nicht, aber die beschwerlicheren Arbeiten, die Uebersetzungen u. s. w. wurden für die ersten drei Hefte mir zugetheilt. Mynster war zu indolent, ich aber war in einer wahren Angst, bis das nothwendige Manuscript für das nächste Heft beisammen war. Auch hielt sich der Verleger, mit dem

ich auch sonst in Verbindung stand, schon deswegen vorzüglich an mich, weil ich ihm näher, Mynster aber entfernt wohnte. Und so habe ich denn die Qual der Redaction einer wissenschaftlichen Zeitschrift einige Monate hindurch in meiner Jugend hinlänglich kennen gelernt, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß ich zu nichts weniger tauge. Meine inneren zusammenhangenden geistigen Arbeiten waren nun unterbrochen: andere interessirten mich wenig. Noch immer lasse ich selbst wichtigere Entdeckungen unbeachtet, oder bemerke sie mir nur flüchtig, bis sie durch irgend eine Aufgabe, die mich beschäftigt, eine Bedeutung für mich erhalten. Mein Dasein war mir zerrissen, ich fühlte mich innerlich unglücklich. Im April gab ich jede Theilnahme an dem Journal auf; im Mai verließ ich Kopenhagen. Das Journal wurde fortgesetzt, es beschränkte sich nachher mehr auf die Naturwissenschaft. Man sah die Wichtigkeit einer solchen Zeitschrift ein, und sie erschien mehrere Jahre hindurch mit königlicher Unterstützung; sie war die erste naturwissenschaftliche Zeitschrift im Lande, und enthielt mehrere bedeutende Aufsätze von den Mitgliedern der Gesellschaft, später von Oersted.

Eine andere Schriftstellerei, freilich von minder bedeutender Art, beschäftigte mich schon früher. Ich übersetzte, von Vahl dazu aufgefordert, Willdenow's Handbuch der Botanik. Die Terminologie ward aus Persoons Elenchus vervollständigt, und ein Anhang von der Geschichte der Botanik in Dänemark beigefügt. Diese war ich zwar genöthigt aus den Quellen etwas mühsam zusammenzutragen, denn sie war die erste. Außerdem war ich fleißig im Kritisiren, einige Rezensionen, bezeichnet: *κς* erschienen in den gelehrten Nachrichten (Lärde Efterretninger) und eine Opposition bei einer Promotion, deren Doctordissertation ein chemisches Thema behandelte, erregte etwas Aufsehen und ward von dem medizinischen Vielschreiber, Professor Tode, öffentlich erwähnt. Uebersehe ich nun meine literarische Thätigkeit in dieser Epoche meines Lebens, so ist es klar, daß ich nicht den Muth hatte, irgend etwas Eigenthümliches auszusprechen. Ich war, wie ich äußerlich erschien, durchaus nur ein Schüler der Zeit.

Noch muß ich aber mein Verhältniß zur Philosophie erwähnen. Hornemann, ein älterer Bruder meines Freundes, des Botanikers, war von seiner Reise im Auslande zurückgekehrt. Er hatte sich mehrere Jahre in Jena aufgehalten, um unter Reinholdt die Kant'sche Philosophie zu studiren. Im Winter-Semester 1793 hielt er Vorträge über die Kant'sche Kritik. Eine Krankheit zwang ihn, später anzufangen, und die ganze Zeit brachte er mit Vorträgen über die transcendentale Aesthetik zu. Es war das erste Mal, daß Vorlesungen über diese neue Richtung des philosophischen Studiums in Dänemark gehalten wurden. Kant war bis dahin im Lande so gut wie ganz unbekannt. Hornemann's Vorlesungen machten Aufsehen. Er ward seines Scharfsinns, seiner gründlichen Kenntnisse, wie seiner redlichen Gesinnung wegen, sehr geehrt und geschätzt. Sein Schwager Birkner erwarb sich später mit vollem Recht einen großen Ruf durch seine philosophischen Schriften, die ebenfalls von Kant'schen Grundsätzen ausgingen und die Gegen=

stände seiner Betrachtung klar erschöpfend mit großer geistiger Freiheit behandelten. Unter den älteren galten, wie ich schon erwähnt habe, besonders Tygo Rothe, Tetens, für Philosophen. Der erste hatte mich besonders angezogen; zwar wird man ihn jetzt nicht mehr für einen Philosophen gelten lassen, dennoch enthält seine Schrift: über den Einfluß des Christenthums auf die europäische Kultur, manches wahrhaft Tiefsinnige, was noch Aufmerksamkeit verdient. Auch seine Naturbetrachtungen nach Bonnet's Weise ergötzten mich, belehrten mich aber freilich nicht sehr. Tygo Rothe hatte sich eine Zeit lang in Genf aufgehalten. Er hatte mit Bonnet und Saussure im vertrauten Verhältniß gelebt, und bekleidete einen ansehnlichen Posten. Ich lernte ihn auf eine für mich sehr schmeichelhafte Weise kennen. Kurz darauf, nachdem der Aufsatz über die Verkalkung der Metalle erschienen war, ward ich von ihm eingeladen. Nicht leicht habe ich einen alten Mann gesehen, der mir durch ein gewisses vornehmes und zugleich höchst bedeutendes, bei dem ersten Anblicke strenges Aussehen so imponirte. Die starken Augenbrauen bedeckten die noch klaren scharfen Augen, die Lippen waren strenge verschlossen, er schien

in tiefes Nachdenken versunken; ich fand ihn in einem grünseidnen Schlafrock, der in weiten Falten ihn leicht umhüllte, den Kopf mit einer rothen Sammetmütze bedeckt; er saß in einem weichen, zierlichen Lehnstuhl, vor ihm lagen Bücher und Papiere, aber, obgleich zum Gebrauch bestimmt, ohne eine Spur von Unordnung. Schön eingebundene Bücher standen an den Wänden, die hohe helle Stube war elegant, ja reich verziert; es war ein Bild, wie es mir vorschwebte, wenn ich die Portraits stattlicher Gelehrten vor ihren Werken betrachtete. Ich ward durch einen Bedienten hineingeführt, mußte mich in seiner Nähe niedersetzen, und ich hörte nun von diesem, schon als Schriftsteller von mir sehr verehrten Manne, dessen ehrwürdiges Ansehen meine Verehrung noch steigerte, wie der genannte Aufsatz sowohl, als was er sonst von mir erfahren hatte, ihn hoffen ließ, daß ich einst mich um die Wissenschaft verdient machen würde. Nun besaß ich zwar eine große Zuversicht und traute mir nicht wenig zu, aber wie ein junger Mann auch mit sich selbst zufrieden sein mag und wie mächtig auch oft die Selbsttäuschung ist, die ihn glauben läßt, daß die ersten Zeilen, die von ihm gedruckt wurden,

bedeutend genug sind, um Aufsehen zu erregen, so liegt dennoch im Hintergrunde dieser jugendlichen Täuschung ein Zweifel, der sich nicht verdrängen läßt. Ich möchte diesen mit dem Jubel vergleichen, in welchen ein Schulknabe sich verliert an einem fröhlichen Abend, während ihm dennoch ein inneres peinigendes Bewußtsein sagt, daß er die Schulaufgabe für den nächsten Morgen verabsäumt habe. Wie mächtig dieser Zweifel in meinem Innern war, das hätte ich erkennen können an der mich wunderbar belebenden Freude, von welcher ich durchdrungen wurde, als dieser hochverehrte Greis sich so vortheilhaft über mich äußerte. Es war, als würde eine zweifelhafte Zukunft mir auf einmal klar, als träten die widerstrebenden Verhältnisse in ein freundliches Bündniß, um mich zu fördern. Dieser Mann hatte tiefe Worte über das Christenthum mit religiös gläubigem Sinne ausgesprochen; die ermunternden Worte klangen mir aus dem Munde des ehrwürdigen Greises wie ein Segen. In der That war ich wie von einer schweren Last befreit, obgleich ich ihren Druck bis jetzt nicht gefühlt hatte. Ich hätte dieses erkennen müssen, wenn die Jugend überhaupt fähig wäre, Reflectionen

der Art anzustellen. Ich aber glaubte nur eine Bestätigung meiner leichtsinnigen Zuversicht zu finden. Ich blieb lange, der Alte hielt mich fast zwei Stunden fest, sie vergingen mir wie Minuten. Er arbeitete eben in dieser Zeit an einer Schrift, die Betrachtungen über geologische Verhältnisse enthielt. „Wenn man nicht selbst," sagte er, „in den Gebirgen gelebt hat, kann man sich keine Vorstellungen von solchen Verhältnissen machen. In Genf lagen die hohen Alpen vor meinem Fenster, die Structur naher Gebirge lernte ich, geleitet von meinem Freunde Saussure, kennen; so glaube ich über Verhältnisse sprechen zu dürfen, die den meisten meiner Landsleute unbekannt sind. Das Norwegische Gebirge ist den Einwohnern verschlossen."

Die Gewalt, die das persönliche Ansehen eines so ehrwürdigen Mannes auf mich ausübte, rief mir die frühere Beschäftigung mit religiös-theologischen Schriften in die Erinnerung zurück. Bonnet, der mir natürlich bekannt war, hatte mir, insofern er allgemeine Betrachtungen über die Natur anstellte, nie sonderlich zugesagt. Ich hatte den Muth, obgleich mit großer Schüchternheit, einige meiner Zweifel gegen



Rothe zu äußern. Die Worte, in welche ich diese Zweifel einzukleiden suchte, sind mir nicht gegenwärtig, ich befürchte, wenn ich sie wiederholen sollte, Ausdrücke zu brauchen, die einer späteren Entwickelungsepoche meines Lebens zugehören; wohl aber glaube ich behaupten zu können, daß mein Haupteinwurf sich besonders darauf gründete, daß ich nicht einzusehen vermöchte, wie wir, da unser ganzes Erkennen sich innerhalb der Sinnlichkeit bewege und wir auf eine solche Weise nur ein Sinnliches mit einem andern zu vergleichen fähig wären, das Zweckmäßige in der Natur zu begreifen im Stande wären; denn dieses läge doch in der Einrichtung des Ganzen, keineswegs erkennbar in dem Verhältniß der einzelnen Theile zu einander, die wir allein aufzufassen vermöchten. Das schwebt mir mit großer Bestimmtheit vor: daß die Nothwendigkeit, die ich empfand, mich einem so ehrwürdigen und geschätzten Manne gegenüber so klar und bestimmt wie möglich auszudrücken, sehr heilsam gewesen ist; daß ich, durch ihn angeregt, etwas aufgefaßt hatte, was mich entschiedener als bisher über die Natur meiner eigenen Zweifel aufklärte. So viel weiß ich auch gewiß, daß die Antwort und die Lösung

meiner Zweifel, die Rothe zu geben versuchte, mich keineswegs befriedigte; daß aber um diese Zeit die Nothwendigkeit, Natur und Geschichte auf irgend eine Weise als ein Ganzes zu betrachten, um es zu begreifen, mir vorschwebte; daß die bestimmtere Auffassung meiner Zweifel, anstatt mich in Verzweiflung zu bringen, mir diese zu lösen die Hoffnung gab. Daß ich niemals durch eine Epoche der trostlosen Verzweiflung, die eine neuere Speculation als einen nothwendigen Durchgangspunkt, um zur wahren Speculation zu gelangen, betrachtet, hindurchgegangen bin, muß ich bekennen. Rothe behauptete, daß aller Räthsel Lösung in der Religion läge, und obgleich die Art, wie er mir dieses klar zu machen suchte, mir keineswegeѕ genügte, so hatte er doch durch alle Zweifel hindurch den Punkt meines innersten Daseins gefunden, der mich bei allem Grübeln aufrecht erhielt und die lebendige Hoffnung immer von Neuem anfachte.

Indessen waren meine Freunde, die alle Hornemann's Vorlesungen besuchten, sämmtlich mehr oder weniger in Philosophen verwandelt. Ich hörte um mich herum eine Zeit lang von Raum und Zeit, von

dem Dinge an sich und Erscheinungen, von Kategorieen und absolutem Imperativ sprechen, aber auf eine so verworrene Weise, daß ich ganz entschieden von dieser Richtung des Philosophirens abgeschreckt wurde. Ich fand keinen Trieb, Hornemann's Vorträge zu hören. Die Philosophie, wenn es eine gab, durfte mir nicht die Wirklichkeit in Erscheinung verwandeln, sollte jene vielmehr durchsichtig machen für ein höheres Erkennen. Ich hatte ein eigenes Problem zu lösen, ich konnte mir kein fremdes aufdringen lassen; vor Allem war es mir vollkommen klar, daß dieses Problem und seine Lösung in einer Region lag, die mich fortdauernd von meiner Umgebung entfernte; daß sie mit dem tiefsten Geheimniß meines ganzen Daseins innerlich verwandt war. Eine hartnäckige Opposition gegen die Philosophie, die immer lauter um mich herum ertönte, bildete sich entschieden aus, und ich ließ es mir gefallen, daß meine Freunde mich für unfähig erklärten, jemals ein Philosoph zu werden. Ich selbst war geneigt, von mir dasselbe zu glauben, denn Alles, was ich von dieser Wissenschaft seit ich Riisbrigh's Vorträge besuchte, von der bloß abstract reflectirten Richtung der Philosophie hörte, überzeugte

mich immer mehr davon, daß das, was ich suchte, im Princip von dem, was die Wissenschaft uns gäbe, verschieden wäre. Und doch muß ich gestehen, daß ich vielleicht aufmerksamer geworden wäre auf die Kant'sche Philosophie, und zwar durch eine recht in die Augen fallende Albernheit, wenn das Licht, welches mir eben durch diese aufging, mich nicht gerade in den letzten Tagen meines Aufenthalts in Kopenhagen, und während ich äußerlich und innerlich aufs Tiefste bewegt war, getroffen hätte. Ein gewisser Bischof Böye fand sich berufen, in einer Schrift „der Freund des Staats" (Statens Ven) die Kant'sche Philosophie zu widerlegen. Gegen die bekannte Behauptung derselben, daß, wenn der Mensch sich Alles aus dem Raume wegdenke, ihm doch die Anschauung des Raumes als ein Ursprüngliches seines Bewußtseins übrig bleibe, wandte dieser Vortreffliche ein: „daß man ja dasselbe, wenn von einem Grönlän„der die Rede wäre, von der Kälte behaupten „könne. Dieses Gefühl der Kälte würde ihm fort„dauernd bleiben, wenn er sich auch alles Uebrige „seiner Umgebung hinwegdächte."

Ich glaube, daß der populärste Commentator lange

vergebens nach einer allgemein verständlichen Exposition, um die Kant'sche Lehre vom Raume Jedermann zugänglich zu machen, suchen wird, die sich vergleichen ließe mit dieser thörichten Einwendung. Der Unterschied zwischen einem empirisch subjectiven Gefühl und jener, das menschliche Bewußtsein als solches in seiner reinen Allgemeinheit begleitenden Anschauung leuchtete mir plötzlich ein; von jetzt an erwartete ich etwas von der Kant'schen Philosophie. Ich habe es erlebt, wie ein solcher Stachel in die Seele geworfen werden kann, wie er gleich einem Pflanzensaamen Jahre lang in ihr ruhen kann, ohne zu keimen, und dennoch sein Lebensprinzip in sich bewahren. Dieser treffliche und in seiner Art zugleich treffende Einwurf ist mir so wichtig erschienen, die Wirkung, die er auf mich äußerte, war so entschieden, daß ich ihn fortdauernd und noch immer in meinen Vorträgen über die Kant'sche Philosophie benutze.

Doch ich besitze ein schriftliches Zeugniß von der Art, wie ich die allgemeineren Erscheinungen des Lebens geistig aufzufassen suchte. Zwar ist, was ich besitze, nicht in Kopenhagen, sondern einige Monate später, nachdem ich die Stadt verlassen hatte, niedergeschrie-

ben. Aber die Gedanken, die durch diesen Aufsatz hindurchgehen, hatten mich gerade in Kopenhagen selbst beschäftigt; ich hatte sie einigen Freunden mitgetheilt und sie haben mir manche trübe Stunde vor meiner Abreise verscheucht.

Die Universität in Kopenhagen stellte, wie es jetzt noch auf preußischen Universitäten Gebrauch ist, Preisfragen zur Beantwortung für die Studirenden auf. Der Gegenstand einer solchen Frage war nun damals: daß ein Kopenhagener Student versuchen sollte, die Vorsehung zu rechtfertigen bei dem scheinbar zwecklosen Steigen und Sinken der Kultur und Aufklärung in der Geschichte. Ich war unerschöpflich in Spöttereien über diese Preisfrage, eine Frage, die Alles enthielt, was mich quälte, die höchste und tiefste, wie es mir schien, die überhaupt nicht ein Professor einem unreifen Studenten, vielmehr die Geschichte sich selber vorzulegen und zu lösen habe: freilich in einer geschickteren Form; denn eine göttliche Vorsehung, die doch in der Frage angenommen wird, und die der Rechtfertigung durch einen Studenten bedarf, ist doch ein gar zu armseliger Begriff. Aber eben indem ich diese Frage bespöttelte, ward ihr Inhalt mir immer wichtiger.

Ich hatte, obgleich die Naturwissenschaft mich hauptsächlich beschäftigte, die historischen Studien nicht vernachlässigt. Rahbek ermunterte uns fortdauernd zum Lesen der klassischen römischen Schriftsteller. Rollin's Geschichte, die englischen Klassiker Gibbon, Robertson, ja selbst Montesquieu waren mir bekannt; besonders zogen mich Livius und Tacitus an. Wenn ich den ganzen Tag über mit Naturgegenständen beschäftigt war, so ruhte ich gleichsam aus, indem ich mich mit geschichtlichen Werken beschäftigte. Allerdings waren mir die detaillirtesten die liebsten. Alte Chroniken z. B., wenn sie nicht zu mühsam zu lesen waren, zogen mich vorzüglich an; ja im Stillen mochte die Ansicht keimen, daß das ganze Dasein sich zur Geschichte verklären müsse, wenn es eine geistige Bedeutung annehmen sollte. Freilich fühlte ich den Gegensatz zwischen Natur und Geschichte, wie er scharf, schneidend und unvermittelt vor mir lag, nur zu deutlich. Das schlechthin Abgeschlossene der Natur, die starre Nothwendigkeit ihrer Formen schloß die innere Bewegung der Geschichte aus und machte eine gemeinschaftliche leider unmöglich, so wie die Beweglichkeit der Geschichte keine in sich ruhige Gestaltung

zu gewinnen vermochte. Auch ward mein geschichtliches Studium viel zu fragmentarisch, zu launenhaft getrieben; einzelne Epochen bis in das genaueste Detail verfolgt, andere oberflächlich und unvollständig kennen gelernt, und zwischen beiden große Lücken, die durch gar nichts ausgefüllt waren. Und doch war das, was ich mit Unruhe suchte, eben der Zusammenhang. Wären damals Herder's Ideen zur Geschichte der Menschheit mir in die Hände gefallen, sie würden mir unbeschreiblich wichtig geworden sein. Ich sollte einen mühsameren Weg gehen; als ich Herder viel später kennen lernte, genügte er mir nicht mehr, und doch mußte ich gestehen, daß er die frühere Aufgabe meines Lebens, gerade so wie sie mich ängstigte, in ihrem ganzen Umfange aufgefaßt und mit geistreicher Leichtigkeit zu lösen gesucht hatte.

Nun drängte sich mir die genannte Frage auf, und obgleich es durchaus nicht meine Absicht war, als Preisbewerber hervorzutreten, so beschäftigte sie mich dennoch fortdauernd. Allerdings ist die Auffassung höchst ungeschickt. Man könnte sagen, der Entwurf, wie er vor mir liegt (es ist das einzige Fragment meiner schriftlichen Aufsätze, welches mir

aus dieser Zeit übrig geblieben ist), sucht einen Inhalt, ohne ihn zu finden, und spricht das Bedürfniß eines Inhaltes auf eine höchst naive Weise aus. Der Gedanke, welcher durchgeht, ist nun folgender:

Die ganze Geschichte stelle eine fortdauernde geistige Entwickelung dar. Die frühesten orientalischen Zeiten, deren Bildungsmomente nach der damaligen Art aufgefaßt waren, enthalten noch immer, in einseitiger Wurzel-Bildung, den nährenden Stoff der ganzen Geschichte, der innerlich assimilirt sich nie an das Tageslicht wage; ein fortdauerndes Geheimniß der Geschichte, wie ein solches in einem jeden menschlichen Gemüth unentwickelt ruht und uns zuerst in der Kindheit ganz umfängt, aber auch später nie verschwindet. Von da bilde sich die Geschichte in tiefsinniger Einseitigkeit aus, nach verschiedenen Richtungen, eine nach der andern folgend, durch Griechen, Römer und durch die europäischen Völker der neueren Geschichte. Was die höchste Vollendung erhielt und dadurch als ein Unsterbliches der Geschichte erschien, das trat in den geheimen Fortgang der Entwickelung hinein, und je vollendeter in sich, desto entschiedener verwelkte es in der äußerlichen Geschichte.

Daher versank Griechenland so ganz abgeschlossen und geründet in sich, am tiefsten; das unfertige Rom weniger. Die Völker der neueren Geschichte würden, glaubte ich, nie vollkommen versinken, aber eine neue Welt, die ein reiferes Geschlecht entwickeln sollte, eine höhere gemeinschaftliche Durchdringung aller früheren Momente des griechischen, römischen und neueren europäischen Lebens würde sich in Amerika ausbilden. Bekanntlich war die Hoffnung, daß das perfectible Menschengeschlecht vors Erste in Nordamerika, nachdem es zu Verstande gekommen wäre und alle Uebereilungen und Thorheiten der früheren Geschichte von sich abgestreift hätte, sich häuslich niederlassen würde, die allgemein herrschende der damaligen Zeit. Man betrachtete die Geschichte, als fehle ihr der Kopf, und als hätte daher ihre Seele noch den eigentlichen Sitz (ihre glandula pinealis), von wo aus sie Alles regieren könne, nicht gefunden. Diese herrschende Meinung der Zeit hatte auch mich ergriffen.

Wenn ich diesen Aufsatz betrachte, so ist es mir merkwürdig, wie gar keine Anstalten gemacht wurden, um zu bezeichnen, welche Functionen nun die nach ihrem Tode in der fortschreitenden Entwickelung auf-

genommenen Völker zur Förderung der ferneren Ausbildung auszuüben haben würden, daß ich nur zufrieden war mit der Einsicht, daß die verschiedenen hinterlassenen Schätze, jeder in seiner Art, etwas Vortreffliches enthalten müßten. Wenn man aber die herrschende Art, die Geschichte zu behandeln und zugleich meine besondere damalige Entwickelungsstufe betrachtet, so wird man eingestehen müssen, daß eine dunkle Ahnung von einer geistigen Einheit aller Zeiten mir vorgeschwebt haben muß. In der That war ich, während diese Gedanken mich beschäftigten, wunderbar glücklich; ich war mir bewußt, daß sie aus meinem eigensten Innersten entsprungen waren. Die Hoffnung, die Bedeutung des eigenthümlichsten Lebens der Völker, in der geistigen Einheit geschichtlicher Entwickelung aufzufassen, schwebte mir vor; selbst der Schlüssel zur höheren Naturkenntniß mußte hier gesucht werden. Hatte ich es doch erlebt, wie die Gedanken, die in den Gestaltungen der Natur schlummern, sich, immer tiefer aufgefaßt, in die fortschreitende Geschichte hineindrängen, die Menschen immer mehr und mehr über sich selbst aufklären, indem ihr eigenes innerstes Verständniß immer klarer wird. Merk-

würdig sind die Schlußworte dieses alten Aufsatzes: „Wird man nicht," so lauten sie, „bald einsehen, daß man zu einseitig, abstract denken, zu oberflächlich glauben, zu frei sein kann." In Beziehung auf die Bedeutung meines ganzen Lebens waren diese Worte prophetisch, doch wußte ich wohl kaum, was ich sagte.

Indessen kam die Zeit meiner öffentlichen Prüfung heran. Vahl hatte gehofft, mich zu einem tüchtigen Botaniker auszubilden; er glaubte, daß ich hinlängliche Kenntnisse in der Zoologie besäße, um neue Thiere von den bekannten zu unterscheiden und genau zu beschreiben. Er hatte sich geirrt. Meine Kenntnisse der Botanik und Zoologie waren keineswegs bedeutend, es fehlte mir alle Sicherheit.

Die Prüfung fand in einem großen Saale statt, ich war der Erste, der sich einer solchen unterwarf, die Neugierde trieb eine Menge Menschen hinzu und ich saß nun meinem geliebten und verehrten Lehrer gegenüber, von ausgestopften Thieren, Insekten, Fischen, Mollusken in Spiritus, und Pflanzen umgeben. Ich sollte sie bestimmen, und wenn sie neu waren, ihre

Stelle im System bezeichnen und beschreiben. Die Prüfung fiel erträglich aus, sie dauerte lange, und ich mußte zuletzt gestehen, daß ich erschöpft war. Sie schloß, ich hatte mit einer ängstlichen Aufmerksamkeit einen jeden Gegenstand, der mir zum Bestimmen oder Beschreiben vorgelegt wurde, ins Auge gefaßt, und mein Lehrer mußte selbst gestehen, daß eine viel geringere Menge von Pflanzen oder Thieren, wenn sie erschöpfend behandelt werden sollten, ein völlig ruhiges, ungestörtes, einsames Studium erfordern; doch erklärte er sich mit mir zufrieden. Schumacher examinirte in der Mineralogie; hier erholte ich mich nun völlig, es war mehr ein freundschaftliches Gespräch, als eine Prüfung. Der Ruf, den ich mir als Mineralog erworben hatte, wurde durch die Prüfung bestätigt.

Politisches Treiben.

Die Bewegung, die durch die Revolution in allen Ländern Europas hervorgerufen wurde, hatte zwar allenthalben den nämlichen Ursprung, drehte sich um die nämlichen, dem gebildeten Mittelstande vorschwe-

benden dunkelen Wünsche, trug aber doch an einem jeden Orte ein verschiedenes Gepräge. Vielleicht giebt es keine Gelegenheit, die Eigenthümlichkeit eines Volkes entschiedener zu erkennen, als wenn man diese Aeußerungen verfolgt; denn weil die abstracten Principien, die zur Sprache kamen, allenthalben dieselben waren, rührte die verschiedene Art, wie sie sich dem Volke hineinbildeten, lediglich von den eigenthümlichen Verhältnissen her; es gab vielleicht kein Land in Europa, in welchem die Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten vor der Revolution geringer war, als in Dänemark. Seit der Regentschaft des Kronprinzen war das Land zufrieden, und hatte Grund es zu sein. Ein allgemeines Fortschreiten in allen Administrationsverhältnissen ward erkannt. Die große Unabhängigkeit der Gerichtsverfassung gewährte eine persönliche Sicherheit, die Ruhe des Landes ließ keine Ausnahme-Gesetze zum Vorschein kommen, wachsender Wohlstand herrschte in allen Klassen. Die wenigen öffentlichen Blätter benutzten vielleicht die Preßfreiheit, um bescheidene Wünsche in einer gemäßigten Sprache laut werden zu lassen, bei weitem die meisten aber suchten auf die Sittlichkeit, auf den Fleiß und das

stille, beschränktere Familienleben mit mehr oder weniger Glück einzuwirken. Eine behagliche Ruhe herrschte allenthalben, besonders auf dem Lande, wo man mit sichtbarer Freude die Gegenwart genoß, und die in allen menschlichen Angelegenheiten nie zu verdrängende Unzufriedenheit, die Klagen, die man hier und da hörte, entsprangen aus den engsten persönlichen Verhältnissen, wurden nur in den nächsten Kreisen vernommen und verschwanden in diesen.

Und dennoch keimten schon in dieser äußeren Ruhe ausgedehntere und unruhigere Wünsche und Hoffnungen. Die Elemente einer zunehmenden Gährung, durch welche die Revolution hervorgerufen wurde, fehlten in keinem gebildeten Staate in Europa ganz, denn sie waren ein Produkt der allgemeinen europäischen Bildung überhaupt. Ein jeder ausgezeichnete Geschichtsforscher hat dieses schon längst erkannt, und wenn er die Ereignisse prüft, welche die Revolution in Frankreich zum Ausbruch brachten, wenn bei dieser Untersuchung verschiedene Ansichten zur Sprache kommen, je nachdem der Betrachtende aus einem oder dem andern Gesichtspunkte die geschichtlichen Ereignisse in Frankreich erwägt; wenn zugestanden werden muß, daß die

allenthalben zerstreuten Elemente schon seit mehreren Jahrhunderten einen gefährlichen Concentrationspunkt in Frankreich gefunden hatten: so wird doch ein jeder umsichtige Geschichtsforscher den Keim der Revolution nie aus einzelnen geschichtlichen Erscheinungen oder aus einem Compositum von mehreren erklären. Die eigentliche geschichtliche Bedeutung der Revolution liegt in diesem anfangslosen Geheimniß ihres Ursprungs, der nirgends in sinnlicher Bestimmtheit aufgefaßt werden kann, eben weil er allenthalben als schon daseiend erkannt werden muß.

In Dänemark konnten jene Ansichten einer geschichtlichen Bewegung sich ungehemmter als in vielen andern Ländern äußern. Handelsverhältnisse hatten dieses Land mit England innig verbunden und die Verfassung des englischen Volks ward wohl von vielen Gebildeten bewundert und beneidet. Indem man die sich unwillkürlich aufdrängende deutsche Literatur abzuwehren suchte, gestattete man der französischen einen großen Einfluß. Der bedeutende Vortheil, den das Land aus dem Nordamerikanischen Kriege zog, erzeugte unvermeidlich eine lebhafte Theilnahme an dem Kampfe, und um so leichter drangen sich auch die

Ansichten auf, die diesen Kampf hervorriefen, unterhielten, und zuletzt den Sieg errangen. Die Preßfreiheit erlaubte Aeußerungen, die anderswo unterdrückt wurden; ja selbst die lobenswerthe Regierung, die, was für den fortschreitenden geschichtlichen Geist eine tiefere und allgemeinere Bedeutung erhalten hatte, zwar zu beherrschen, zu leiten suchte, aber doch zugleich anerkannte, unterstützte eine freiere Ansicht der geschichtlichen Verhältnisse, ja förderte ihre Entwickelung. Denn sie glaubte keinen Grund zu haben, diese zu fürchten.

Die Theilnahme, welche die Revolution in Dänemark erregte, verhinderte die dänische Regierung nicht, die politische neutrale Stellung einzunehmen, die ihr für das Land die vortheilhafteste zu sein schien. Wer mit den leidenschaftlichen politischen Schriften der damaligen Zeit, mit den Parlamentsverhandlungen in London bekannt ist, der weiß, wie das Seltsame stattfand, daß die durch die Verfassung absoluteste Monarchie in Europa, von der liberalen Opposition in England, von den Jakobinern selbst, in Frankreich, von den Anhängern der Revolution in Deutschland, gelobt wurde. „Gebt uns euren Bernstorf", hieß es im Parlament von der Seite der Opposition, „und

wir schenken euch unsern Pitt und noch vieles dazu." Eine solche Aeußerung der heftigen Partei ward in Dänemark mit Freuden vernommen; die beschränkte Bedeutung, die sie in einem vorübergehenden Moment in England hatte, ward übersehen, und sie drang als eine Anerkennung der würdigen Stellung des Volks in Europa, in alle Winkel hinein, wo nur ein politisches Interesse sich regte.

Wenn man alle diese Verhältnisse erwägt, so muß man erstaunen über die Ruhe und die innere Zufriedenheit mit der Regierung, die dennoch herrschte. Die Schriftsteller zwar traten kühn genug hervor; Aufsätze erschienen, die mit einer großen Heftigkeit geschrieben waren: aber ich brauche wohl kaum zu sagen, daß solche Flugschriften keinenwegs einen Maaßstab der Gesinnungen des Volks abgeben. Unter den Schriftstellern, die sich in dieser Rücksicht auszeichneten, verdienen bloß zwei genannt zu werden: Heiberg und Malte Brun.

Der Erste war ein in vieler Hinsicht merkwürdiger Mann, von einer strengen, schonungslosen Gesinnung; er besaß sehr gründliche philologische Kenntnisse, handhabte mit großem Geschick alle lebendige

europäische Sprachen, in Rede wie in Schrift; er gehörte zu den sicheren, in sich abgeschlossenen Naturen, die nicht von einem unbändigen Wissenstriebe geängstigt und eben daher sich ihrer erworbenen Fähigkeiten bewußt werden. Eine düstere Bestimmtheit erregte in seiner Nähe bei denen, die ihn wenig kannten, eine geheime Scheu; er war seiner innersten Gesinnung nach ein strenger Demokrat; nie schmeichelte er weder den Höheren noch seiner Umgebung, am wenigsten sich selbst; seine Popularität schrieb sich her, von dem, was er in Uebereinstimmung mit den Schriftstellern des Tages bekämpfte, nicht davon, daß er etwa nationale Schwächen vertheidigte; er ward als Gelehrter geachtet, als Bürger geschätzt, als polemischer Schriftsteller allgemein gefürchtet. So war er unter allen revolutionären Schriftstellern der bedeutendste, und seine Angriffe völlig rücksichtslos. Heiberg würde unter einem gährenden Volke bei der imposanten Stellung, die er einnahm, bei der unerschütterlichen Festigkeit seiner Gesinnung, für jede Regierung ein gefährlicher Mann gewesen sein. Gegner, die gegen ihn auftraten, wurden völlig zermalmt. In einem kleinen Staate, in dessen Hauptstadt sich alle Bewe-

gung concentrirt, steht man sich nahe, kennt sich genau. Eine jede persönliche Schwäche seiner Gegner hob er mit Strenge, ja mit schonungsloser Grausamkeit hervor, und er schien alle seine Gegner so durchaus zu kennen, daß sie, in sich verschüchtert, befürchteten, er möchte auch das wissen, was er noch verschwieg, aber wohl auch gelegentlich ans Licht ziehen würde. Dadurch lähmte er eine jede Feder, die sich gegen ihn erhob, und selten ward ein Angriff beantwortet. Gegen ihn konnte man ähnliche Waffen nicht brauchen. Seine strenge äußere Rechtlichkeit schien keine schwache Seite für den Angriff darzubieten; dennoch war er in engeren freundschaftlichen Verhältnissen treu, und der leicht bewegliche, selbst furchtsame Rahbek war einer seiner genauesten Freunde. Ich habe von jeher solche eiserne Naturen, die sich in einem abstracten Principe völlig ruhig verhalten, die von der leeren Allgemeinheit aus, auf alle bewegliche menschliche Verhältnisse, wie auf Nichtigkeiten herabsehen, nie so sehr bewundern, mich nie mit ihnen befreunden können. Es giebt Menschen, deren Schwächen mir wohl bekannt sind, die oft und mit Recht getadelt werden, und die mir dennoch in ihrer leicht angreifbaren

Menschlichkeit nicht allein liebenswürdiger, sondern auch bedeutender, größer erschienen, als solche versteinerte Naturen. Freilich nur dann, wenn eine große, von aller scheinbar unruhigen Bewegung unberührte Idee der Liebe ihr ganzes Wesen durchdringt und läutert. Ich habe Heiberg in Kopenhagen kaum gesehen; ich kam mit ihm in keine persönliche Berührung. Seine Flugschriften, die fast alle Angelegenheiten des Tages berührten, bald diese, bald jene Behörde, bald die frühere, bald die jetzige Regierung, ja selbst den Hof angriffen, habe ich kaum gelesen. Ein junger Mensch, unruhig bewegt, mit seiner eigenen Bildung fortdauernd beschäftigt, ist wenig geeignet, auf das Detail äußerer Verhältnisse aufmerksam zu sein; seine inneren Angelegenheiten verschaffen ihm genug Gegenstände der nie ruhenden Sorge. Und doch war auch ich als junger Mann gewissermaßen ein Jakobiner wie die Uebrigen, wenigstens im Anfange der Revolution, und es ist mir noch jetzt unbegreiflich, wie die Greuel derselben mich nicht sogleich zur Besinnung brachten. Aber das ist das Furchtbare einer jeden gewaltsamen Bewegung der Geschichte, in einer jeden Richtung, sowohl, wenn sie das be=

spotische, als wenn sie das demagogische Element derselben hervorhebt, daß sie den Menschen vollkommen verblendet, daß sie, wo sie eindringt, ja wo sie das ruhigste Gemüth nur berührt, doch niemals den starr einseitigen fanatischen Charakter ablegt. Selbst die Hinrichtung des Königs und der Königin in Frankreich brachte mich nicht sogleich zur Besinnung. Alle die verschiedenen Phasen der Revolution habe ich innerlich durchlebt; die dämonische Begeisterung, die Macht der wahnsinnigsten Ideen rissen mich hin, betäubten mich. Zu meiner innern Unruhe gesellte sich diese äußere. So muß ich sie nennen, denn ich duldete die ganze politische Bewegung nur wie ein Aeusseres, es war ein Wiederhall der mächtigen Zeit, ein Echo ihres Geistes, ein Fremdes, welches ich in mich aufnahm und gewähren ließ, nicht ein eigenthümlicher Ton, der aus meiner innersten Seele erklang.

Ich erinnere mich, wie einmal der gute Rahbek von der Zeit sprach, in welcher eine Nationalversammlung berufen werden sollte, als könnten wir jetzt Lebenden wohl an dieser Zeit Theil nehmen. Die populären Minister Bernstorf und Schimmelmann fanden einen Platz in dieser Versammlung, natürlich

neben den lautgewordenen demagogischen Schriftstellern. Doch war die ganze Ansicht eine gemäßigte; den ausgezeichnetsten Beamten ward ein entschiedener Einfluß zugestanden; vor Allen dem allgemein geschätzten Generalprokurator Colbiörnsen. Alles war nach französischen Ansichten gemodelt, doch sollte es ruhig und friedlich zugehen. Wir sprachen uns in diese Ansicht wie in einen Traum hinein; und wie es zu geschehen pflegt, Alles schien uns so natürlich, so nothwendig; ein jedes kleine Ereigniß des Tages erhielt eine Bedeutung, und zuletzt schien mir die Zusammenberufung der Stände so unvermeidlich, so nah, daß ich fast darüber erschrak. Dieser Gedanke verfolgte mich in meine Einsamkeit, aber da gestaltete er sich ganz anders. Wie in unruhigen Träumen die Gestalten sich unwillkürlich verzerren, die Füße, die Arme, die Nase, sich verlängern, der Kopf sich riesenhaft ausdehnt, so bildeten sich alle Greuel der Revolution in den ruhigen Gang der erwarteten Entwickelung hinein; ich hörte das wilde Geschrei der Menge; mir schauderte, wenn ich mir dachte, daß auch ich mich in ihrer Mitte bewegen sollte, ich hörte mein eigenes Jubelgeschrei aus der Menge des Volks

hervortönen und bebte vor mir selber, wie vor einem Gespenst, zurück. Ich liebte den Kronprinzen; treue Anhänglichkeit an das Königliche Haus war eine stillschweigend vorausgesetzte Bedingung meines ganzen Daseins; Bernstorf vor Allen schien mir so innerlich mit dem Schicksale des Landes verknüpft, daß ein wilder Zwang, gegen ihn ausgeübt, alle Verhältnisse des Landes, die Ruhe einer jeden Familie erschüttern und zerstören mußte; und dennoch sah ich den empörten Haufen gegen das geheiligte Haupt des Landes, gegen den verehrten Diener desselben sich verletzend erheben.

Träume der Art beunruhigten mich zwar öfters, aber meine Theilnahme für die Revolution litt dennoch nicht.

Heiberg verließ Kopenhagen, schloß sich in Paris Talleyrand an; ich traf ihn 1814 dort. Von politischen Gegenständen war nicht die Rede. Ich hatte ihn früher zu wenig gekannt und die vielen Modificationen politischer Verhältnisse, die er durchlebt hatte, schlossen mir den Mund. Sein Schicksal war freilich an den gewandtesten Diplomaten in Europa geknüpft, stieg und fiel, wie der Einfluß seines Principals ab oder zunahm; daraus aber zu schließen, daß der in Dänemark stolze und strenge Demokrat, in Frankreich

seine politischen Gesinnungen so oft geändert hätte wie Talleyrand, wäre sehr unbillig. Selbst das Urtheil, welches über den Letztern gefällt zu werden pflegt, scheint mir sehr zweifelhaft.

Talleyrand war der kälteste, besonnenste, klügste in seiner Umgebung, er übersah die Lage seines Vaterlandes im Innern wie nach außen. Nimmt man nun an, daß er durch das Talent, welches ein Jeder ihm willig zuschreibt (auch diejenigen, welche ihn am höchsten tadeln), die Zustände schärfer auffaßte; daß er klarer erkannte, ob sie zu halten waren, oder aufgegeben werden mußten; nimmt man an, daß er sein Vaterland mehr liebte, als abstracte Principien, und scharf richtend und zeitgemäß wie Keiner, weder an den mächtig leidenschaftlichen Napoleon, der einer unsicheren Zukunft, noch an die Bourbons, die, wie er glauben mußte, einer abgestorbenen Vergangenheit angehörten, wohl aber an sein Vaterland sich anschließen wollte: dann wüßte ich in der That nicht, wie er anders hätte handeln können. Er gab sich, das kann offenbar, wenn man billig sein will, zugleich heißen, er gab sein Vaterland nie auf, und daher endigte eine jede Niederlage des Letzteren mit einem

Siege für ihn, und das heißt doch zugleich, mit einer neuen Hoffnung für Frankreich. Allerdings, wenn man ihn auf die gewöhnliche Weise nach der herrschenden Ansicht mit Lafayette vergleicht, die beide den langen Zeitraum zwischen der ersten Revolution von 1789 und der letzten von 1830 durchlebten, so kann man diesen das Schaaf und jenen den Fuchs aller wechselnden Zustände in Frankreich nennen, und dennoch wären wohl beide Bezeichnungen einseitig uud ungerecht. Ich will mich keinesweges zum Vertheidiger der Gesinnungen Talleyrands aufwerfen, aber man muß bekennen, daß es zu voreilig wäre, über den Mann, der noch in seinem ungewöhnlich hohen Alter als der scharfsichtigste Rathgeber seines Vaterlandes starb, der der siegreichste Meister aller wandelbaren Verhältnisse blieb, so entschieden den Stab zu brechen. Lafayette und Talleyrand bilden allerdings zwei lehrreiche Gegensätze. Der Erstere blieb der Ansicht, ein patriarchalisches Verhältniß zwischen dreißig Millionen Menschen einzurichten, sein ganzes Leben hindurch getreu, und so mußte es geschehen, daß das, was er wollte, nie gelang; der andre glaubte, daß das geschichtliche Leben, daß die lebendige Gegenwart ein Recht habe, daß man,

um politisch thätig zu sein, überhaupt zu herrschen, zuerst die unüberwindlichen Verhältnisse kennen, ja ihre faktische Gewalt anerkennen müsse, wenn man sie beherrschen, wenn man überhaupt regieren will. Beide Momente sind in ihrem Gegensatze unrichtig, beide in ihrer Wechseldurchdringung bilden das eigentliche Leben der Geschichte. Lafayette blieb fortdauernd revolutionär, denn das abstracte Princip, welches er fest hielt, hatte in steter Trennung von der geschichtlichen Wirklichkeit keine nährende Wurzel; Talleyrand ließ der mächtigen Gegenwart ihr Recht widerfahren, aber die Siege, die er scheinbar errang, waren vorübergehend, wie die Momente der Geschichte, aus welchen sie entsprangen. Beiden fehlte die Base, die mächtiger als ein abstrakter Traum und beständiger als eine wechselnde Klugheit, durch eine tiefe Vergangenheit das Leben der Gegenwart und die Entwickelung der Zukunft gestaltet. Lafayette aber und Talleyrand stellten die getrennten Momente der französischen Geschichte dar. Die Revolution fing an, als sie von einander getrennt wurden, und kann nur endigen, wenn auf irgend eine Weise die Trennung aufhört.

Heiberg, der eine passive und untergeordnete Rolle

als Translateur spielte, konnte wohl seine ursprüngliche Ansicht in allen Verhältnissen festhalten. In seinem kleinen Vaterlande mochte er sich berufen fühlen, einen freieren Zustand zu begründen: die Macht, die ihn hier umgab, die convulsivische Bewegung eines mächtigen Landes mußte er, der Fremde, wohl anerkennen. Er schwieg, aber ich habe allen Grund zu glauben, daß er seine alte Gesinnung fortdauernd fest gehalten hat. Mir erschien er gütig, gastfrei, wohlwollend, und daß ich ihn nur im Anfange meines Aufenthaltes in Paris und später nicht wieder sah, lag in seinem Verhältniß zu Malte Brun. Er haßte diesen, und es war bei seiner Gesinnung unvermeidlich. Später sah ich seinen Namen unter mehreren Notizen und Kritiken in einem Journal, dessen Titel mir nicht gegenwärtig, welches während der Restauration erschien. Es fand selbst dadurch eine persönliche Berührung statt. Eine kleine Schrift, in welcher ich die Verhandlungen des norwegischen Storthings im Jahre 1824 bekannt machte und mit historischen Betrachtungen begleitete, ward von ihm wohlwollend angezeigt. Er machte dabei nur eine tadelnde Bemerkung, welche mich in einer Rücksicht überraschte.

Als Anhang waren die Statuten der Universität in Christiania und die norwegische Staatsverfassung abgedruckt, jene zuerst, diese folgte nachher. Er schloß daraus, daß ich als ein pedantischer Professor die Statuten einer Universität höher schätzte, als die Constitution des Landes. Ich hatte in der Schrift selbst an einer Stelle von der Universität gesprochen und schloß an diese Bemerkungen die Statuten im Anhange an, die ganze Schrift aber endigte mit allgemeinen Betrachtungen über die Verhältnisse des Landes und zu diesen gehörte der letzte Anhang, so daß man wohl die kritische Bemerkung mehr als Folge einer diplomatischen Pedanterie betrachten konnte, die ich bei einem so festen, seiner Gesinnung treuen, von den äußeren Verhältnissen zwar gebundenen, aber nicht beherrschten Manne, keineswegs voraussetzte.

Malte Brun war eine ganz andere Natur. Er war mit mir ohngefähr zu gleicher Zeit Student geworden, wir sahen uns oft, es herrschte ein freundliches Verhältniß zwischen uns: ein vertrauliches konnte es freilich nicht werden, denn ein solches war für mich nur möglich, wo mein innerer Bildungsprozeß auf irgend eine Weise Theilnahme und Förderung fand.

Malte Brun hatte ein fast knabenhaftes Ansehen, und wenn er auch, so wie er sich darstellte, leicht Vertrauen erregte, so entdeckte man doch bald etwas Schwankendes und Unbestimmtes in seiner Persönlichkeit. Er war stark blond, sein Körper selbst hatte etwas Weichliches, sein Gang wie seine Haltung waren unsicher, dabei aber war er höchst beweglich, unruhig, ohne heftig zu sein; er galt für einen jungen Mann von guten Schulkenntnissen, und die Neigung, sich schnell und auf die leichteste Weise bemerkbar zu machen, beherrschte ihn ganz. So ward er, nachdem er die ersten Prüfungen überstanden hatte, bald politischer Schriftsteller und erhielt als solcher einen gewissen Ruf. Wo eine Jugend versammelt ist, die nur einige Bedeutung hat, da zeigt sich auch eine widerstrebende Unruhe, eine gährende Bewegung, die zwar höchst gefährlich ist, wo sie die Oberhand gewinnt, und die Zeit wie die Gesinnung der Jugend ganz in Anspruch nimmt, die aber doch auch nirgends vollkommen fehlen darf. Was am Schlusse des vorigen Jahrhunderts noch die Streitigkeiten zwischen den Landsmannschaften und geheimen Verbindungen, was die Opposition gegen die akademische Behörde und das

Einwerfen der Fenster des Prorektors waren, das war nach der Revolution in Kopenhagen damals die Sucht, die mächtigsten Männer und den Hof anzugreifen. Ich will gestehen, daß ich von dieser jugendlichen Schwäche nicht frei blieb. Von den eigentlichen Staatsverhältnissen wußte ich zwar nichts, so viel ohngefähr, wie Malte Brun; ich ergriff sogar die Feder, wie der übermüthige deutsche Bursche den Stein, aber dieser Versuch war mir, ich darf es sagen, heilsam. Ich war von jeher, worauf ich irgend Forschung oder Nachdenken hinwandte, von einem zu reichen Inhalte, der sich mir aufdrängte, beherrscht. Man hat mir in meinem höchsten Alter nicht mit Unrecht vorgeworfen, daß ich ihn nie vollkommen zu bewältigen lernte; jetzt sollte ich nun das Inhaltlose darstellen, Freiheit, Gleichheit, Menschenrecht; jene in ihrer Allgemeinheit durchaus leeren Worte sollten einen künstlichen Inhalt erhalten. Einen solchen vermochte ich ihnen nicht zu geben, und was ich niederschrieb, kam mir höchst armselig und albern vor. Es war natürlich, daß ich darüber nachdachte, ob dieses Mißlingen aus meinem Ungeschick entsprang, oder in der Natur des Gegenstandes lag. Es ist eben so natür-

lich, daß ich das Letztere annahm, und so legte die eitle Selbstzufriedenheit vielleicht den ersten Grund zu einer gemäßigteren politischen Gesinnung. So viel ist gewiß; daß ein Gegenstand, der für mich keinen Keim der Entwickelung in sich enthielt, mir immer gleichgültiger werden mußte, und wenn ich äußerlich noch heftig demagogisch erschien, so war es nur, weil ich den Ruf, als ein kühner und freimüthiger Jüngling zu erscheinen, nicht aufgeben wollte. So wie meine Freunde mit mir einen literärischen Vereinigungspunkt in Borups Gesellschaft, einen wissenschaftlichen durch den oben erwähnten Verein der Naturforscher fanden, so bildete sich auch eine politische Gesellschaft in einem Kaffeehause (Neergaard's Kaffeehuus). Hier ward bei Punsch politisirt; die Gesellschaft hieß in der Stadt der „Kopenhagner Jakobinerklub", und ich besuchte sie, wie mehrere meiner Freunde, wenn auch nicht oft, doch nicht ganz selten. Auch hier war ein kleiner junger Mann, der vorzüglich damals das Wort führte, und sich gar seltsam und grausam stellte. Er mochte gern die Rolle eines Marat und Robespierre unter uns spielen. Die bekannte Aeußerung des Letzteren: „Ihr wollt eine Constitution haben, ihr

müßt aber erst noch eine Revolution erhalten!" aus-
gesprochen, als schon Ströme von Blut geflossen und
alle Verhältnisse aufgelöst waren, bildeten seine Devise
bei der demagogischen Schilderhebung. Ich weiß nicht,
was aus diesem kleinen Wütherich geworden ist, der
eigentlich ein schwaches Schaafsherz unter dem Wolfs-
pelze trug — kaum etwas Bedeutendes. — Indessen
habe ich genug erlebt, um zu wissen, wie gerade solche
schwächliche Naturen sich selbst in eine metzgerartige
Gesinnung hineinreden, und von einer wahnsinnigen
Masse getragen, bei aller innern Erbärmlichkeit, die
Gefährlichsten werden können. Hier trat nun die
Inhaltslosigkeit der Demagogie mir als persönliche
Fratze entgegen. Ich opponirte, und leider nur gar zu
häufig, mit der unbesonnensten Heftigkeit. Eine Op-
position, welche mit Ruhe und Festigkeit durchgeführt,
mir und Anderen hätte nützlich sein können, verlor
dabei nicht allein für diese, sondern auch für mich,
allen Einfluß, und der Streit endete mit Selbstvor-
würfen, die nur zu verdient waren.

Indessen schrieb Malte Brun eine Flugschrift nach
der andern. Als man wenig auf die ersten achtete,
ward er immer kühner. Einige Mal, wenn eine An-

klage laut ward, verschwand er, verbarg sich bei Freunden; ich kannte gewöhnlich seinen Aufenthalt; und es versteht sich von selbst, daß die polizeilichen Verfolgungen eine große Theilnahme an seiner Person erregten, die er durch seine Angriffe nie erlangt hätte. Letztere habe ich kaum gelesen; daß ich aber seinen Aufenthalt wußte, daß ich ihn in seinem geheimen Zufluchtsorte besuchte, das hatte für mich einen gefährlichen Reiz, wie ein jedes politische Geheimniß für die Jugend. Zuletzt fand man seine Lage so gefährlich, daß man eine Flucht nach Schweden für nothwendig hielt. Seine Freunde überlegten, wie man ihn fortbringen solle. Malte Brun war seiner persönlichen Furchtsamkeit wegen sehr bekannt. Einer, der an der Deliberation Theil nahm, fand es nothwendig, ihn mit geladenen Pistolen zu versehen. „Um Gottes Willen", rief Rahbek, „wollt ihr seinen Feinden Waffen in die Hände geben?" —

Ich traf Malte Brun 1799 in Leipzig. Er hatte nun, wie Heiberg früher, sein Vaterland auf immer verlassen, um in Paris sein Glück zu machen. Er besaß wie jener die Fähigkeit, die lebenden Sprachen in Rede wie in Schrift, mit Leichtigkeit zu handhaben.

Der junge Mann beweinte sein Vaterland, prophezeite aber den Sturz der Regierung und die nahe Befreiung. Wie er gesinnt war, fehlte ihm nur der rechte, kühne, rücksichtslose Herrscher; seiner Gesinnung nach ward er durchaus von der herrschenden Meinung seiner Umgebung getragen. Wenige Jahre waren vergangen, als sein Ruf aus Paris erscholl; als er keine Flugschriften mehr schreiben konnte, halfen ihm Talent und Kenntnisse durch. Er ward der erste Begründer einer allzeitigen und wissenschaftlichen Geographie in Frankreich, er half zuerst in diesem Lande einem nationalen Bedürfnisse ab, ja nicht dort allein; freier, umsichtiger, allzeitiger behandelte er seine Wissenschaft, als sie bis dahin selbst in England oder Deutschland behandelt wurde. Als Humboldt eine neue Wissenschaft (die physikalische Geographie) begründete, war er der Erste, der sie für die allgemeine Geographie, wenn auch nicht durchgreifend, benutzte. Es entstand ein Wetteifer in Frankreich, den Fremden, dessen Verdienste anerkannt wurden, zu überbieten. Es ist gelungen; geographische Vereine bildeten sich allenthalben, aber lange war er der anerkannte Mittelpunkt dieser Unternehmung. Aber auch sein frühzeitig aus=

gebildetes politisches Geschick ruhte nicht; er verkaufte sich an Napoleon und nahm Theil an dem Journal des Debats, welches eine Zeitlang Journal de l'Empire hieß. Als nach der Schlacht bei Epernay Blücher sich zurückzog, um seine Macht zu concentriren, erschien dieses Journal in Napoleons Hauptquartier. Die Berichte, welche die Schlachten von Brienne und Epernay als vollständige, von den französischen Armeen errungene Siege, und das Blüchersche Heer als in völlige Auflösung gerathen, darstellten, waren, wie versichert wurde, von Malte Brun verfertigt. Mir traten, als ich dieses im Blücherschen Hauptquartier hörte, lebhaft die Erinnerungen an die früheren Tage in Kopenhagen entgegen, und nun fanden wir uns, in die mächtigen Kämpfe fremder Völker hineingerissen, auf eine so seltsame Weise einander gegenübergestellt.

Ich traf Malte Brun in Paris, in dem Quartier der Gelehrten, in Rue St. Jacques, und er trat mir noch immer mit einem einigermaßen kindlichen Aussehen und einer weißen Kokarde entgegen. Er wohnte sehr anständig, seine kleine Frau, aus Laon gebürtig, war eine anmuthige und liebliche Gestalt. Ich erin=

nere mich nicht, ob sie schon lange verheirathet waren, wenigstens waren sie noch immer sehr zärtlich gegen einander. Er gab den Tag darauf ein glänzendes Dejeuner; mehrere Gelehrte waren zugegen, Cuvier, den ich schon besucht hatte, unter diesen; Humboldt hatte sich entschuldigen lassen. Er freute sich ungeheuchelt darüber, mich nach so langer Zeit wieder zu sehen, und äußerte sich sehr offen über seine Lage. Daß er das Kaiserliche Hauptquartier begleitet hatte, wollte er nicht gestehen, obgleich ich es von mehreren Gelehrten bestätigen hörte. Ich merkte bald, daß er einen großen Theil der Summe, über die er zu gebieten hatte, zu dem Frühstück verschwendet haben mußte. Es war sichtbar, daß er sich auf's Aeußerste einschränkte. Zuletzt machte er gegen mich kein Geheimniß daraus. „Brun," sagte ich, „es muß Dir doch unangenehm sein, so oft politische Gesinnungen zu wechseln. Du gingst als ein Demokrat, ja fast als Demagog aus Dänemark, um in Paris ein Diener der Politik Napoleons zu werden; du trägst jetzt die weiße Kokarde, und wenn die Schonung, ja fast Verehrung, mit welcher die Sieger Frankreich behandeln, fortdauert, so wird es sich in wenigen Jahren

erheben, als ein mächtiges Reich dastehen, sich durch eine aufgedrungene Dynastie verletzt fühlen und diese verdrängen. Du wirst dann wieder eine andere Kokarde tragen müssen, so wie Du die weiße, wie mir scheint, etwas zu frühzeitig und voreilig aufgesteckt hast. Ob Du dich unter den Bourbons wirst erhalten können, bleibt doch immer zweifelhaft. Verlasse Paris, in Bonn wird man eine neue Universität errichten, ich zweifle nicht, daß Du bei Deinem Rufe als Geograph eine ansehnliche Anstellung erhalten würdest. Du kannst selbst Deine Forderungen stellen; eine solche Stellung ist für Dein ganzes Leben eine gesicherte; Du bist allen Wechselfällen Deines zukünftigen Lebens entrissen, wie aller Politik; lebst in der Nähe von Frankreich, und kannst Dich Deiner Wissenschaft ganz widmen.“ Ich durfte ihn damals zu einem solchen Schritt ermuntern. Sein Ruf, als der Erste in seinem Fache in Europa, war so entschieden, daß, wenn ich nur gegen Hardenberg geäußert hätte, daß er wohl zu gewinnen wäre, ein Anerbieten ohne allen Zweifel an ihn ergangen sein würde. „Freund“, antwortete er, „es ist wahr, meine Lage ist hier keineswegs eine gesicherte, jetzt eine bedrängte, für die nächste Zukunft

eine ungewisse, aber Du irrst Dich, wenn Du glaubst, daß dies mich sonderlich quält. Wenn man Geld genug hat, kann man nirgends angenehmer leben als in Paris, aber auch nirgends weniger unangenehm mit wenigem Gelde, als hier. Ich habe keine Kinder, ich liebe meine Frau, die nicht verwöhnt ist, die eigentliche Noth ist noch fern, und so wie die Verhältnisse sich nur einigermaaßen geordnet haben, und die Ruhe wieder eintritt, wird meine Stellung auf jeden Fall verbessert. Ich kenne das Pariser Publikum und kann als Schriftsteller unabhängig leben. Aber Paris verlasse ich nie, ich kann meine junge Frau nicht nach einem fremden Lande bringen, ich kann nirgends leben als in Paris; die Atmosphäre dieser Stadt ist mir wie die Lebensluft, der Athem würde mir ausgehen an einem jeden andern Orte; Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens wie hier, findet man, man mag arm oder reich sein, nirgends." Er konnte sich nicht stark genug über die Nothwendigkeit, nur in Paris zu leben, ausdrücken. Er versicherte, daß die glänzendste Stellung ihn nicht bewegen könnte, diese Stadt zu verlassen. Ich fand ihn während seiner bedrängten Lage selten zu Hause, aber wir gaben uns

Rendezvous in dem Tuilerien-Garten, in den Champs-Elysees, in verschiedenen Cafés, und er, wie seine Frau, waren immer aufgeräumt und guter Dinge. Das Journal des Debats ruhte wahrscheinlich, aber er gab ein Journal heraus, dessen Titel ich vergessen habe, wahrscheinlich sind nur ein Paar Hefte davon erschienen; ich durfte es benutzen, um einige Aufsätze einzurücken, die von ihm ins Französische übersetzt, die Franzosen belehren sollten über ihre Stellung zu den siegreichen Heeren. Sie mußten nach der damaligen Lage der Sachen nur zu gemäßigt sein, sie sind in der Verwirrung, die noch herrschte, wohl kaum gelesen, gewiß nicht beachtet worden.

Malte Brun ließ seinen Kaiser, dem er eben gedient hatte, auf eine so unbefangene Weise fallen, daß mir diese Gesinnungslosigkeit doch höchst unangenehm auffiel, daß sie einem Manne von stark befestigten Grundsätzen, wie Heiberg, empörend war, konnte man voraussetzen. Heiberg haßte diesen schwachen Menschen, Malte Brun schien seinen Landsmann zu fürchten, sie sahen sich nie.

Einige Jahre nach dem Kriege las ich in irgend einem französischen Blatte, wie Malte Brun einen

stark besuchten Salon eröffnet hatte. Er starb bekanntlich während der Restauration.

Ich muß hier noch einen dritten Schriftsteller erwähnen, obgleich er ein Theolog war und die Schrift, die er heraus gab, „das theologische Repertorium“, die Politik nicht berührte. Aber diese Zeitschrift behandelte die theologischen Angelegenheiten meist äußerlich und vermehrte auf jede Weise die stillgährende Bewegung in der Literatur. Schon das erste Heft machte ein ungewöhnliches Aufsehen, welches durch ein jedes folgende noch vermehrt wurde. Die Zeitschrift erschien anonym. Keiner konnte den Verfasser errathen, aber er schien mit den Verhältnissen der Geistlichkeit in Dänemark und Norwegen genau bekannt zu sein. Zwar enthielt die Zeitschrift theologische Aufsätze, besonders exegetische, nach Ansichten, wie sie in den Schriften des berühmten Paulus herrschen, aber, was allgemeines Aufsehen erregte, waren die Nachrichten von allerlei Ungebührlichkeiten, die unter der Geistlichkeit im Lande stattfanden. Kein Landprediger, selbst in den entferntesten Gegenden Jütlands, wenn er sich etwas zu Schulden kommen ließ, war sicher. Oft erinnerten diese Angriffe an Bahrdt's berüchtigten Kirchen- und Ketzer-

Almanach. Wie die Verhältnisse der geistlichen Angelegenheiten damals waren, mußte man gestehen, daß eine solche Kontrole, die ganz unerwartet von einer unbekannten Hand herrührte und drohend über einem jeden schuldigen Haupte schwebte, heilsam genannt werden konnte. Die Begierde, den Verfasser zu entdecken, war grenzenlos. Nyrup, ein leidenschaftlicher Literat, hatte keine Ruhe; endlich wußte er sich aus der Druckerei Manuscript zu verschaffen: aber die Handschrift war Jedermann unbekannt. Man rieth hin und her, keine einzige Vermuthung hielt Stand; die Persönlichkeit des Verfassers ward immer räthselhafter, und in einer so begrenzten Literatur, wie die dänische, schien eine so unzugängliche Anonymität völlig unbegreiflich. Aber Nyrup setzte seine Untersuchungen unverdrossen fort. Endlich gelang es ihm zu ermitteln, daß die Handschrift die eines theologischen Kandidaten war, der Malte Müller hieß und der sich seit einigen Jahren in Jena aufhielt. Im nächsten Hefte erschien nun eine Notiz folgender Art: „Der Verfasser der Zeitschrift habe erfahren, daß ein gewisser Malte Müller in Jena sich als den Herausgeber des Repertoriums zu nennen erkühne. Dieser Mann sei

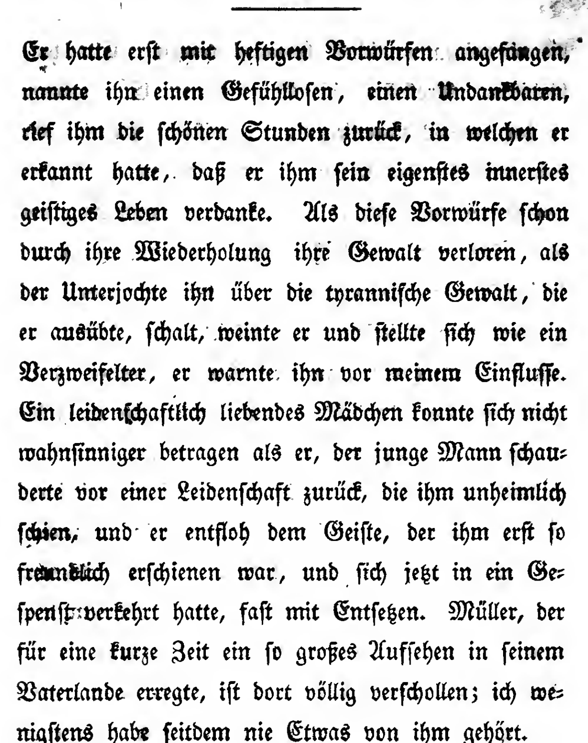
dem wahren Verfasser sehr wohl bekannt, man wisse von ihm so Vieles, was er nicht wünschen könnte öffentlich besprochen zu sehen, und warne ihn." Diese Anzeige machte Nyrups Entdeckung wieder zweifelhaft, da man ohnehin nicht gut einsah, wie ein bis dahin wenig bekannter Kandidat außerhalb des Vaterlandes, in einer solchen Entfernung, so genaue Nachrichten über die engsten persönlichen Verhältnisse erhalten konnte. Und doch war dieser Malte Müller wirklich der Verfasser. Eben die Hülfe, die ihm in Dänemark nothwendig war, verrieth ihn zuletzt. Der Reiz der Anonymität war nun verschwunden; die Angriffe erschienen durch ihre Wiederholung abgestumpft, oft waren sie wohl auch nicht zu rechtfertigen. Die Zeitschrift verlor alle Bedeutung und ging ein.

Diesen Malte Müller traf ich nun noch 1798 in Jena. Mehrere von denen, die damals in Jena studirten, werden sich seiner noch erinnern. Es war ein etwas düsterer verschlossener Mensch, gewiß nicht ohne Kenntnisse, am meisten aber in den literarischen Klatschgeschichten bewandert. Als ich ihn sah, nährte er sich noch von dem Aufsehen, welches ihm durch seine Zeitschrift in seinem Vaterlande zu erlangen ge-

lungen war. Es war eine durch seine Lage nothwendig gewordene Finanzspeculation. In Jena war es leicht Credit zu erhalten, besonders waren die Dänen als gute Zahler bekannt. Sein Repertorium mag ihm eine für seine Lage nicht unbedeutende Summe verschafft haben. Die angekommenen Wechsel vermehrten seinen Credit, und als die Zeitschrift aufhörte, als die Rimessen ausblieben, konnte er noch lange von Schulden leben. Seine Wohnung während meines Aufenthaltes in Jena war ansehnlich; als Landsmann sah ich ihn natürlich oft. Mit den Professoren hatte er gar keinen Umgang, aber er besaß eine Gewalt, Jünglinge an sich zu ziehen, fest zu halten und dann tyrannisch zu beherrschen, wie ich sie fast nie gekannt habe. Mir war er dadurch ein interessanter Gegenstand der Beobachtung geworden. Daß ein Mann, der damals in dem, durch bedeutende Geister aufgeregten Jena, selbst nicht ohne geistige Fähigkeiten, lebte, eine gewisse Gewandtheit erhalten konnte, über Gegenstände der Philosophie und Poesie zu sprechen, begriff ich wohl; daß ein solcher, der nicht verpflichtet war, in seinen Mittheilungen strenge Ordnung und Gründlichkeit vorherrschen zu

lassen, den jungen Männern zugänglicher erscheinen mußte, als die Lehrer, ist auch nicht schwer einzusehen: dennoch blieb mir der Zauber, den er ausübte, ein Geheimniß. Er konnte einen solchen jungen Mann völlig absorbiren, und bewachte dann seine Schritte mit einer leidenschaftlichen Eifersucht. Eine jede Zuneigung, gegen einen Andern geäußert, wenn er diesem einen geistigen Einfluß zutraute, der dem seinigen gefährlich werden konnte, suchte er durch jedes Mittel zu unterdrücken. Er saß Schulden halben im Karzer, als ich Jena verließ. Als ich 1802 nach meinem Vaterlande zurückkehrte, fand ich ihn in Kopenhagen. Ich weiß nicht, wie er von Jena losgekommen ist. Seine Stellung in seinem Vaterlande ist mir unbekannt geblieben. Aber ein geistreicher und begabter junger Mann aus einer ansehnlichen Familie, der sich lebhaft an mich anschloß und den ich sehr lieb gewann, war schon lange Zeit vorher auf eine zauberhafte Weise beherrscht. Er erzählte Wunderliches von der Gewalt, die Müller über ihn ausgeübt hatte. Wie er erst durch interessante Mittheilung solcher Ansichten philosophischer, wie ästthetischer und religiöser, die in Dänemark vollkommen fremd klangen, seine Aufmerk=

samkeit gefesselt, wie er seine Gespräche über wissenschaftliche Gegenstände durch Erzählungen aus dem Leben der berühmtesten Gelehrten und Dichter zu beleben gewußt hatte; wie er sich angeregt, immer tiefer bewegt fühlte, wie in eine andere Welt versetzt, wie Alles, was er bisher erfahren, gelernt, gedacht hatte, ihm dürftig, armselig erschien. Anfänglich hätte er sich glücklich gefühlt, aber nachdem er ganz in seiner Gewalt war, bemerkte er mit immer größerer Angst, wie Müller alle seine Schritte belauerte, wie er ihn von seinen früheren Freunden zu trennen suchte; die schöne freie geistige Welt, die er ihm eröffnet hatte, schien ihm jetzt ein Gefängniß zu sein; oft suchte er sich loszureißen, aber er vermochte es nicht. Als ich nun diesen jungen Mann kennen lernte, als sein lebendiger Sinn für tiefere geistige Beschäftigung, auch manche ideenvolle und geistreiche Ansichten, die er ohne allen Zweifel dem Müller zu verdanken hatte, mich anzogen, beschloß er, wie er gestand, nach vielen inneren Kämpfen, sich ganz von Müller und seiner Herrschaft loszureißen. Er erzählte mir wunderliche Scenen, die stattfanden während dieser Zeit, und durch welche die Trennung freilich immer nothwendiger erschien.



Er hatte erst mit heftigen Vorwürfen angefangen, nannte ihn einen Gefühllosen, einen Undankbaren, rief ihm die schönen Stunden zurück, in welchen er erkannt hatte, daß er ihm sein eigenstes innerstes geistiges Leben verdanke. Als diese Vorwürfe schon durch ihre Wiederholung ihre Gewalt verloren, als der Unterjochte ihn über die tyrannische Gewalt, die er ausübte, schalt, weinte er und stellte sich wie ein Verzweifelter, er warnte ihn vor meinem Einflusse. Ein leidenschaftlich liebendes Mädchen konnte sich nicht wahnsinniger betragen als er, der junge Mann schauderte vor einer Leidenschaft zurück, die ihm unheimlich schien, und er entfloh dem Geiste, der ihm erst so freundlich erschienen war, und sich jetzt in ein Gespenst verkehrt hatte, fast mit Entsetzen. Müller, der für eine kurze Zeit ein so großes Aufsehen in seinem Vaterlande erregte, ist dort völlig verschollen; ich wenigstens habe seitdem nie Etwas von ihm gehört.

Zur Darstellung des politischen Treibens der Zeit, die ich in Kopenhagen damals zubrachte, gehören auch einige Ereignisse, die das Publikum bewegten, und

die ein eigenthümliches Gepräge tragen. Ein holländischer Professor in Groeningen, E., gehörte zu der damals unterliegenden oranischen Partei. Er war Professor der Chemie. Gedrängt von der siegenden Partei, wünschte er auszuwandern, und man bot ihm eine Stelle als Professor der Chemie bei der Universität in Kopenhagen an. Er hatte eine nicht unbedeutende politische Rolle gespielt; man konnte ihn als ein Haupt der oranischen Partei, wenigstens in seiner Provinz, betrachten, und man hatte wohl die Hoffnung genährt, daß eine Menge reicher Familien, welche seine politischen Gesinnungen theilten, mit ihren bedeutenden Kapitalien ihm folgen und in Dänemark einwandern würden. Dieser Beschluß der Regierung erregte bei der Universität einen großen Unwillen, und zwar aus einem doppelten Grunde: erstens fanden sich die Gelehrten in ihrer Nationalität angegriffen. Manthey hatte sich von rechtswegen den Ruf eines tüchtigen Chemikers erworben; das allgemeine Mißvergnügen, welches immer lauter ward, wenn Ausländer die Einheimischen von den wenigen Stellen bei der Universität verdrängten, ließ sich leidenschaftlich vernehmen; dann aber ward auch die oranische Partei

als eine antiliberale betrachtet, und der politische Haß verband sich mit dem nationalen, und ward gesteigert, als man entdeckte, daß die Berechnung der Regierung eine irrige war. C. kam allein, von keiner reichen Familie begleitet.

Als C. nach Kopenhagen kam, ließ der Professor der Geschichte, Kall, eine Darstellung der letzten politischen Ereignisse drucken. Er nahm in dieser die heftigsten Angriffe gegen C. mit auf, und ein Prozeß fing gegen ihn an, der, als er in der letzten Instanz vor dem höchsten Gericht verhandelt wurde, das allgemeinste Interesse auf sich zog. Daß alle Sachen vor diesem Gericht öffentlich und mündlich ausgeführt werden, habe ich schon erwähnt. Die alterthümliche Art, mit welcher das höchste Gericht des Landes eröffnet wird, ist merkwürdig. Zwei Herolde in dem Kostüme vergangener Jahrhunderte, verkündigen auf den großen Plätzen und auf den Ecken der Straßen, indem sie durch Trompetenschall das Volk um sich versammelt haben, auf eine feierliche Weise die Eröffnung des Gerichts. Die Verkündigung findet im Februar statt. Im März fängt das Gericht seine öffentlichen Sitzungen an. Der könig-

liche Thron ist im Hintergrunde des ansehnlichen Saals angebracht. Während aller Sitzungen wird der König, obgleich abwesend, doch als gegenwärtig, von dem plaidirenden Advokaten angeredet. Bei der Eröffnung des Gerichts, als eine Sache, welche zum Urtheil reif war, zum letzten Male plaidirt und zugleich das Urtheil gesprochen wurde, hatte ich mir einen Platz zu verschaffen gewußt, und diese feierliche Scene hat auf mich den tiefsten Eindruck gemacht. Obgleich die Sache, welche verhandelt wurde, mir völlig gleichgültig war, verfolgte ich dennoch die Rede und Gegenrede der Advokaten mit der größten Aufmerksamkeit. Bei den Verhandlungen, die der genannte Prozeß hervorrief, fehlte ich natürlich nicht. Es war freilich vorauszusehen, daß der Professor den Prozeß verlieren mußte. Dieser war keineswegs ein fruchtbarer Schriftsteller; außer einem Handbuche der Weltgeschichte, welches in den Schulen gebraucht wurde, hatte er nichts drucken lassen, etwa einige Aufsätze in den Schriften der Königlichen Akademie ausgenommen. Die Behauptung daher, daß seine Geschichte der neuesten Ereignisse in Holland, ohne alle Beziehung auf C. bloß aus einem wissenschaftlichen Interesse für sein Fach entstanden

sei, ließ sich um so weniger durchführen, da die Darstellung zu sehr im Sinne der antioranischen Partei abgefaßt war. Sein Advokat hatte daher eine schwierige Sache zu vertheidigen, die Plaidüre erschien mir im höchsten Grade meisterhaft und ich erwähne diese Sache schon deswegen, weil der Eindruck, den die Verhandlung auf mich machte, ein bleibender war. Ich hatte so viele Auszüge aus öffentlichen Verhandlungen in der Pariser Kammer, wie im englischen Parlament gelesen. Hier war ich nun Zeuge lebhafter Reden der beiden Parteien und der allgemeinen Theilnahme, die sie erregten. Zwar waren es gerichtliche Verhandlungen in der gewohnten Art, aber die Natur der Sache selbst ertheilte diesen eine politische Bedeutung. Der große Gerichtssaal war gedrängt voll von Zuhörern, die mit der größten Spannung besonders die Vertheidigung des Angeklagten verfolgten. Dieser war wegen seiner liberalen Gesinnung bekannt. So viel ich mich erinnere, lag der Hauptnerv seiner Vertheidigung darin, daß er das rein Geschichtliche des Aufsatzes hervorhob, daß er den Gerichten das Recht absprach, über die Absichten, welcher die Abfassung veranlaßt hätten, zu richten; daß die behaup=

tete Parteilichkeit, die in der Darstellung stattfinden sollte, Gegenstand einer wissenschaftlichen Kritik, aber nicht einer gerichtlichen Untersuchung sei; daß er endlich mit großer Beredsamkeit die Nachtheile hervorhob, die für eine jede wissenschaftliche Geschichtsforschung entstehen würden, wenn diese auf irgend eine Weise die Gegenwart berührte, in dem Falle, daß das Gericht sich für kompetent erklärte. In der vorliegenden Schrift, sagte er, fände man keine von dem Verfasser ausgehende Beschuldigung gegen den Kläger. Alles, was ihm unangenehm sein könnte, war in den holländischen Blättern, die man als geschichtliche Quellen ansehen mußte, schon öffentlich geworden. Auch hatte der Verfasser keinesweges die Widerlegungen der oranischen Partei, so weit sie ihm zugänglich waren, unerwähnt gelassen. Ich habe es bei dieser Gelegenheit erfahren, welch ein unermeßlich erregendes Princip in solchen öffentlichen Verhandlungen liegt; wie in diesen mündlichen Vorträgen die einmal herrschende Parteiung sich jedesmal steigert. In Sachen, die nicht durchaus rein gerichtlicher Art sind, wie diese, wird in den modernen Staaten die Wuth der Parteien nur zunehmen; eine jede wird sich den Sieg

zuschreiben, und führen die Discussionen zu keinem entschiedenen Endresultate, so werden sie jederzeit einen endlosen Kampf herbeiführen; die Niederlage durch eine Majorität wird den Kampf nicht beendigen, sondern nur die Anstrengungen der Besiegten concentriren; wo aber, wie hier, durch einen Gerichtsspruch die Sache auf immer entschieden ist, da wird dieser, wie er auch ausfällt, jederzeit von der einen Partei als ein ungerechter beurtheilt werden. Der Professor verlor die Sache, doch war der Richterspruch äußerst gelinde, und diese Milde der Gerichte hatte einen sehr guten Erfolg. Wenn wir den Verfasser auch als einen Märtyrer der nationalen und liberalen Interessen während der Verhandlungen betrachteten, so glaubten wir doch auch, daß das Gericht selbst durch die Gelindigkeit des Spruches so viel wie möglich auf unsere Seite getreten wäre. Die ganze Sache war schon, ehe ich Kopenhagen verließ, vergessen. C. blieb seitdem völlig unangefochten und genoß Ansehen und Achtung. Er trug zwar die Chemie vor, ich glaube aber nicht, daß er diese Vorträge lange fortsetzte.

Ein zweites Ereigniß, welches einige Tage hindurch die ganze Hauptstadt in unruhige, ja, wie Einige glaubten, selbst gefährliche Bewegung versetzte, und wenn gleich ursprünglich ohne alle Beziehung auf Politik, dennoch durch eine in der Jugend herrschende Gährung eine beunruhigende Bedeutung erhalten konnte, darf hier um so weniger mit Stillschweigen übergangen werden, als ich persönlich mit in dieses Ereigniß hineingezogen und durch das Resultat einer commissarischen Untersuchung, sogar nebst einem zweiten Jüngling allein bestraft wurde. Es kann nicht meine Absicht sein, eine jugendliche Unbesonnenheit zu vertheidigen. Ich will das ganze Ereigniß, und wie ich hineingezogen wurde, unbefangen erzählen.

Nr. 8, jene mir so wichtige Stube der Gebrüder Mynster im Friedrichs-Hospital, lag in einer sehr entfernten Gegend der Stadt. Es war ein schöner heiterer Sommertag, irre ich nicht, im Juni. D. H. Mynster und ich beschäftigten uns sehr ernsthaft und mit irgend einem wissenschaftlichen Gegenstande. Ganz

voll von diesem eilte ich nach Hause. Meine damalige Wohnung war zwar in einer kleinen Straße, aber in dem lebhaftesten Theile der Stadt. Lange ging ich in meinen Gedanken vertieft, sah zwar wie eine Menge Menschen über den großen Platz alle in einer Richtung hin eilten, aber ohne dadurch gestört zu werden. Kleine Straßen-Aufläufe waren zu der Zeit in Kopenhagen nicht selten. Als ich aber jenseit des großen Platzes in die Straße hineintrat, erschien der Menschenstrom immer mächtiger. Einige, die sich begegneten, besprachen sich mit großer Lebhaftigkeit; die herrschende Aufregung ward mir nun völlig klar. Die Ersten, an die ich mich wandte, antworteten nicht, eilten vielmehr schnell weiter. Ich ließ mich von dem Menschenstrome forttragen, der immer dichter ward, und kam in die Nähe des Posthauses. Hier drängte sich nun Alles gewaltsam zusammen. Vor dem Posthause, wo zwei Straßen sich kreuzen, stand eine ansehnliche Wache, die den unruhigen Menschenhaufen zurückhielt. Offenbar war hier der Schauplatz eines bedeutenden Ereignisses gewesen, und ich erfuhr nun, daß ein Streit zwischen einem Studenten und einem Garde-Offizier stattgefunden hätte.

Der Letztere habe den Degen gezogen und seinen Gegner bedeutend verwundet. Einige nannten die Wunde tödtlich, andere versicherten mit großer Zuversicht, daß der Student todt auf dem Platz geblieben sei. Das Volk nun, welches Zeuge eines so empörenden Auftritts gewesen war, wollte den Offizier ergreifen. Dieser hatte sich nach dem Posthause zurückgezogen, man hatte das Thor, so bald er innerhalb desselben war, fest verschlossen. Das empörte Volk behauptete, man wolle den Schuldigen beschützen, verbergen, um ihn nachher ungestraft entschlüpfen zu lassen. Es forderte, daß eine Wache geholt werde, die den Schuldigen als einen Verbrecher abführen sollte. Das Volk habe, erzählte man, das Posthaus stürmen wollen, die Studenten des nahe liegenden Collegiums (die Regenz) wären mit vielen Andern, die aus den Hörsälen herbeigeeilt waren, mehrere Hundert an der Zahl, nachdem man für den Verwundeten oder Todten Sorge getragen, nach dem Posthause vorgedrungen, Alle in der heftigsten Aufregung und durch das empörte Volk mächtig unterstützt. Jetzt war der Platz vor dem Posthause gesäubert. Schon seit ein Paar Stunden war die ganze Stadt in Aufruhr gewesen;

ich hatte auf der entfernten Stube nichts davon gehört. Das von der Wache zurückgedrängte Volk sprach zwar heftig, äußerte seinen Unwillen laut, verhielt sich aber sonst ruhig. Es war klar, daß, wenn ein Heerd der Unruhe noch irgendwo brannte, dieser jenseits der Wache sein mußte, etwa nach der Regenz zu. Sie hatte offenbar den Auftrag, das Volk von diesem Mittelpunkt der gährenden Bewegung abzuhalten. Ich hätte ein ganz Anderer sein müssen, als ich wirklich war, wenn diese Erzählungen, wenn die Entrüstung einer großen Menschenmasse, in deren Mitte ich mich befand, mich nicht aufs heftigste aufgeregt hätte. Ich blickte mit einer ungeheuren Spannung nach der durch die Wache abgesperrten oberen Straße hin. Alle Fenster in den Häusern waren geöffnet, eine Unzahl von Menschen blickte heraus; aber die Straße war auf seltsame Weise leer. Diese Leere hatte für mich etwas wunderbar Imposantes. In der Nebenstraße, dem früher erwähnten runden Thurm gegenüber, in welcher Professoren wohnen, Collegien, am andern Ende das Universitätsgebäude, lagen, dachte ich mir das zusammengedrängte Heer der unzufriedenen Stu-

denten, Bürger, Matrosen der Königlichen Marine, die, wie um mich her erzählt wurde, von allen Seiten dem Studenten zu Hülfe geeilt waren. Ich war überzeugt, daß dieses Heer dort versammelt, noch immer zum gefährlichen Widerstand entschlossen war. Ich war aufgeregt, ich theilte die Ueberzeugung des Volks, daß man auf eine empörende Weise den Offizier zu beschützen suche, aber man würde sich sehr irren, wenn man glaubte, daß ich mit dem Benehmen der Studirenden zufrieden war. Vor einem jeden, selbst ruhigen Volkshaufen, hatte ich von jeher eine gewisse Scheu; ein persönlicher Stolz verbot mir, mich unter das Volk zu drängen. Wo eine Wache zu gebieten hat, bleibe ich, wo möglich, immer in der Ferne, ein jedes Abweisen verletzt mich. Ich habe mich eben daher mein ganzes Leben hindurch von allen Aufzügen, bei welchen das Militair die Ordnung erhalten mußte, fern gehalten; ein wild bewegter aufrührischer Volkshaufe aber stößt mich durch das unsäglich Widerwärtige mehr ab, als daß er mir Furcht erregte. Es ist mit diesem Widerwillen eine Art von Ekel verbunden, den ich fast physisch nennen möchte. Ich habe gefährliche Ueber-

schwemmungen erlebt, Feuersbrünste drohten in meiner Nähe, ich habe in einem heftigen Sturme Schiffbruch erlitten: aber alle drohende Gefahr der Natur hat etwas Großartiges, Bewunderungswürdiges, ja Herrliches, was selbst, wo sie mit Untergang droht, den Geist erhebt und aus ihr heraus wie eine mächtige geistige Musik ertönt; es liegt jederzeit, wo ihre unwiderstehliche Macht unaufhaltsam vordringt, etwas Versöhnendes in dieser Gefahr; eine geheime Verwandtschaft thut sich kund, wir fühlen uns erhoben, indem wir besiegt werden, wir fühlen uns bestätigt, indem wir unterliegen. Aber wenn das fratzenhafte, vielköpfige Ungeheuer eines empörten Volkes, in widerwärtiger Bewegung, seine vielfältigen Glieder regt, wenn es in ekelhaften Windungen, tausendfach in einander gewundener Schlangen ähnlich, sich biegt und krümmt, so liegt in dieser Masse nichts Versöhnendes, nichts Großes, und wir fühlen uns wie in den Schmutz des Daseins getreten, wenn wir unterliegen. Es giebt nichts Furchtbareres, als wenn man sich gestehen muß, daß der Geist selber von dem Wahnsinn einer schreienden, heulenden, sich ungestüm gebärdenden Menge ergriffen wird. Trotz meiner Auf-

regung gewann dieses Gefühl die Oberhand, das unruhige Gerede um mich her fing an mir widerwärtig zu werden; es verwirrte mich immer mehr, ich sehnte mich nach der einsamen Ruhe meiner Stube, die in der Nähe war, und beschloß fortzugehen.

Da meine Wohnung in sehr geringer Entfernung jenseit der Wache lag, und zwar in einer Richtung, die mich von dem Platze des Zusammenlaufs entfernte, so glaubte ich den hier kommandirenden jungen Offizier, der mich kannte, dahin zu bringen, mich durchzulassen. Der junge Mann, der sehr erhitzt war, antwortete kurz und schmähend; ich war gereizt, hoffte aber doch immer noch, durch vernünftige Vorstellungen meinen Zweck zu erreichen. Das Gespräch hatte die Aufmerksamkeit der Umstehenden erregt, die, wie fast immer bei solchen Gelegenheiten, meine Bitte höchst billig fanden und dem Offizier immer härtere und lautere Vorwürfe machten. Ich hätte mich nun stillschweigend entfernen, ja den Offizier dem Volke gegenüber rechtfertigen sollen, ich hätte dann in der That eine Rolle gespielt, auf die ich ohne Beschämung zurückblicken konnte. Ich that es nicht, ich glaubte mich nun einmal beleidigt, es steckte etwas

vom Pöbel in mir. Vielleicht hatte der Offizier darin nicht ganz Recht, daß er, ohne mich zu warnen, einen Schritt that, durch welchen die Unruhe vermehrt werden mußte. Ein Soldat trat hervor und stieß mich mit dem Kolben seiner Flinte auf die Brust, daß ich in die Arme der Umstehenden zurücktaumelte. Ein lautes Geschrei des Unwillens hörte ich um mich her. Ich hätte es beschwichtigen können, ja sollen, aber ich handelte leider wie ein ganz geringer Mensch.

Der plötzliche Zorn, der einen Menschen wie im Wahnsinn ergreift, und ganz das Bewußtsein überwältigt, wird oft als ein Entschuldigungsgrund, selbst für Verbrechen, betrachtet; in juridischer Hinsicht mag man nicht ganz Unrecht haben, denn dort gilt die Unsittlichkeit als solche nicht als das zu Bestrafende, sondern nur die That, wie sie mit ihren nahe liegenden, in der Erscheinung hervortretenden Motiven dem Richter vorliegt. Der Zorn selbst aber ist in der That als ein tiefes Verderben zu betrachten; das nie zu verdrängende sittliche Gefühl zeigt uns in dem Moment des Zornes die eigene Nichtigkeit, und diese ist es, die sich behaupten will, es ist die Energie der

wohlbewußten Lüge, die niemals in der Form eines geordneten Bewußtseins hervortreten kann, denn der entsetzliche Kampf ist eben gegen dieses gerichtet. Wie mannigfaltig die Arten des Wahnsinns auch sein mögen, auf ähnliche Weise entspringen sie alle, und selbst, wo der zerstörte Zustand ein bleibender ist, liegt ein verborgenes geordnetes Bewußtsein, als das zurückgedrängte, im Hintergrunde, und der Wahnsinn erhält sich nur als ein fortdauernder Kampf gegen dieses. In der psychischen Heilkunde ist diese Ansicht von der höchsten Wichtigkeit. Sie vorzüglich vermag die falsche Ansicht zu verdrängen, als müsse man sich an den Wahnsinn selbst wenden, ihn unterstützen, mit ihm ins Bündniß treten und sich nach den Grillen des Wahnsinnigen richten. Man soll vielmehr diese nie gelten lassen, man soll mit allen Waffen, besonders denen des Lächerlichen, sie bekämpfen, und sich unmittelbar an das verdrängte, geordnete Bewußtsein wenden. Ich spreche nicht bloß aus einer theoretischen Ansicht heraus, sondern auch aus Erfahrung. Ich habe in Irrenanstalten, die ich nicht selten in meinem Leben besuchte, eben, wo diese Ansicht vorherrschte, die glänzendsten Erfolge erlebt.

Freilich erfordert eine solche Heilmethode eine große Virtuosität; eine jede Art des Wahnsinns eine andere Behandlungsweise. Der Arzt muß völlig ruhig, durchaus unerschütterlich handeln, einer gesetzlichen Naturgewalt ähnlich, welcher gegenüber, der Wahnsinnige sich in seiner völligen Ohnmacht und Nichtigkeit erblickt.

Mein Wahnsinn ward nun leider durch einen ähnlichen des aufgeregten Pöbels unterstützt, ich gehörte ihm völlig zu. „Auf dem Rathhause," rief man mir zu, „sind Gerichtspersonen versammelt; dort müssen Sie hineilen, da Ihre Klage vorbringen." Mir mußte Recht geschehen. Ich stürzte erhitzt und völlig bewußtlos fort. Auf dem weiten Wege bis zum Rathhause fand ich mich allenthalben von einem dichten, aufgeregten, schreienden Menschenhaufen umgeben. Ich hatte nicht einmal die Ueberlegung, mich darüber zu wundern, es fiel mir gar nicht ein, daß ich nun den Mittelpunkt des Aufruhrs bildete.

Das alte, bei dem großen Stadtbrande später abgebrannte Rathhaus lag völlig isolirt, mitten auf einem großen Platze; eine hohe Treppe führte zu dem Eingange, und von diesem überblickte ich den dicht zu-

sammengedrängten unruhigen Menschenhaufen, der den Platz erfüllte, sah alle Fenster der Häuser geöffnet und mit Zuschauern besetzt. Es war, als wollte ein strafendes Bewußtsein mir die Rolle klar machen, die ich hier spielte; ich kämpfte es gewaltsam nieder und trat mit trotzigem Zorn in den Saal ein, worin ernsthafte Richter, in ruhiger und besonnener Haltung, um einen Tisch versammelt saßen. Ich war zu heftig aufgeregt, um in geordneter Darstellung meine Klage vorbringen zu können. Mit stiller, ja mit höflicher Ruhe ersuchten mich die Richter, mich zu fassen, mich zu besinnen. „Wäre mir," sagten sie, „Unrecht geschehen, so würde ich Genugthuung erhalten. Es wäre aber nothwendig, die ganze Lage der Sache zu kennen, und dazu wäre eine kaltblütige Darstellung erforderlich." Ich sah dies ein. Die Ruhe um mich her beschwichtigte mich allmälig, und als ich nun meine Erzählung anfing, schien ich mir keineswegs so unschuldig, wie während meines Zorns; indessen erzählte ich Alles mit diplomatischer Genauigkeit. Einige Fragen jedoch entrüsteten mich. Aus meiner Erzählung ging klar hervor, daß ich nichts von dem Ereignisse wissen konnte, welches die Auf-

regung veranlaßt hatte. Dennoch wurden in diesen Theil meiner Aussage Zweifel gesetzt. Man ermahnte mich die Wahrheit zu sagen, man erinnerte mich, daß ich aufgefordert werden könnte, meine Aussage eidlich zu bestätigen. Diese Ermahnung empörte mich. „Sie belieben, meine Herrn," sagte ich, „mich als einen Lügner zu behandeln. Die Wahrhaftigkeit dem Gericht gegenüber ehrenhaft zu behaupten, gilt mir so viel, ja mehr als ein Eid. Dieser hat nur ein Gewicht, wie eine Bedeutung für einen abergläubischen Pöbel." — Diese Ansicht, die aus der Verbindung eines abstract sittlichen und eines eben so leeren allgemeinen politischen Prinzips entstanden war, hatte mich in der letzten Zeit sehr beschäftigt. Als ich sie nun hier öffentlich vor Gericht trotzig auszusprechen wagte, erschien ich mir nicht wenig gehoben. Ich hatte ein Mittel gefunden, um mich wenigstens momentan aus der demüthigen Stellung zu retten, in welche ein strafendes Bewußtsein mich versetzt hatte. Während nun meine Aussage protokollirt wurde, ward der Tumult auf dem Platze immer heftiger. Ein Unterbeamter wurde herausgeschickt, um sich nach der Ursache zu erkundigen. Er brachte die Nachricht, daß

das Volk, in dem Wahne, daß der Student arretirt wäre, immer unruhiger würde. Während der Zeit ward das Geschrei immer lauter, ein Paar Steine fuhren durch die Fensterscheiben, und die Richter sahen sich bedenklich an. „Eilen Sie hinaus," rief eine der Gerichtspersonen. Ich stand nun auf der hohen Treppe, winkte mit der Hand und rief so laut als ich vermochte: daß ich der Student wäre, daß ich meine Anklage angebracht, daß man mir Genugthuung versprochen hätte, daß ich mit den versammelten Gerichtspersonen sehr zufrieden wäre. Ein lautes Hurrah ertönte, und das vernichtende Bewußtsein der armseligen Rolle, die ich spielte, überwältigte mich. Ich schlich mich so unbemerkt wie möglich in den dichten Haufen hinein. Ich riß mich von Einigen gewaltsam los, die mich fest halten wollten, ohne allen Zweifel, um für die Aufmerksamkeit des Volkes einen Mittelpunkt zu bilden. Es gelang mir endlich, unbekannt durch das Gedränge zu schlüpfen. Ich eilte beschämt durch die immer stiller werdenden Straßen und erreichte betäubt meine Stube. Ich vermag das Gefühl, was mich hier niederschmetterte, nicht zu schildern. Ich versetzte mich in den

ruhigen Augenblick zurück, als ich, erfüllt von wissenschaftlichen Betrachtungen, erheitert durch den schönen warmen Tag, in einem stillen Frieden mit mir und der ganzen Welt lebend, den Freund verließ. Nur wenige Stunden waren seitdem verflossen. Es war mir, als läge ein dunkler, nächtlicher Abgrund zwischen dieser nahen Vergangenheit und der Gegenwart, als hätte sich in der kurzen Zeit das Innerste meines ganzen Daseins fratzenhaft umgekehrt; ich beurtheilte jetzt meine Heftigkeit, meinen Zorn sehr hart, ich fand den Offizier völlig gerechtfertigt. Wer bei solcher Gelegenheit sich unter die Masse mischt, gehört ihr zu, sagte ich, und hat alle Ansprüche auf Persönlichkeit verloren. Die Forderung, daß er in mir den Freund — doch eigentlich nur den entfernten Bekannten — hätte erkennen sollen, schien mir lächerlich. Immer wieder von neuem dachte ich mir, wie ich hätte handeln müssen, hätte handeln sollen; ich zwang mich zu der Vorstellung, als wäre ich in der That so vernünftig gewesen; es gab Momente, wo diese Vorstellung, als wäre das Thörichte auch wirklich nicht geschehen, mich vorübergehend beruhigte, aber nur um mich gleich darauf noch viel härter zu

demüthigen. Leider war dieser Auftritt nicht der letzte, den ich in dieser Art erlebt habe. Auf eine so vernichtende Weise aber wie hier, erlebte ich ihn zum ersten Male. Dem Volke, der öffentlichen Stimme gegenüber, wollte ich von jeher würdig erscheinen. Die Hoffnung, meinen öffentlichen Ruf, den ich von jetzt an vernichtet glaubte, wieder herzustellen, hatte ich fast aufgegeben. So schlief ich nun zuletzt, von unruhigen Betrachtungen erschöpft, gegen Morgen ein. Wie es zu geschehen pflegt, der Morgen fand mich ruhiger, die heftigen Uebertreibungen nach entgegengesetzter Richtung waren verschwunden; aber ein stilles Mißbehagen ließ sich nicht verdrängen, ich mußte die Freunde aufsuchen. Gegen Mittag war ich wieder auf Nr. 8, und wie erstaunte ich nun, als meine Freunde mir heftig aufgeregt, offenbar aber nicht mißbilligend, entgegentraten. Das Gerücht meiner That war durch die ganze Stadt gegangen. Einige aus dem Hause hatten mich erkannt, mein Name war von Munde zu Munde gegangen, ich war der Held des Tages geworden — es war natürlich. — Diejenigen, welche den Aufstand veranlaßt hatten, waren sich der Gefahr ihrer Lage sehr wohl bewußt,

und hielten sich verborgen. So ward ich allein genannt. Nun sollte ich Alles erzählen, alle Glieder der Familie drängten sich um mich her, man hatte meine Ankunft mit großer Ungeduld erwartet. Dieser Empfang vernichtete nun plötzlich alle mein Bedenklichkeiten. Ich hatte erwartet, daß alle meine Freunde mir vorwerfen würden, was ich mir selber vorwarf: aber, was alle Welt zu billigen schien, glaubte ich nicht mißbilligen zu dürfen, ich war nun völlig heiter, und erzählte. Vor den Gerichtspersonen war mein Bericht, nachdem ich mich besonnen hatte, diplomatisch treu. Hier aber stand ich nun freundlich gesinnten Menschen gegenüber, die meine That als eine Heldenthat betrachteten. Ich erfuhr, daß die öffentliche Stimme sie eben so bezeichnete; ja, was ich gethan hatte, erschien mir fast selbst in dem vortheilhaften Lichte der öffentlichen Meinung. Ich blieb im Ganzen zwar der Wahrheit getreu, aber ich erschien dem Offizier gegenüber trotziger, herausfordernder. Als Professor Bang nach Hause zurückkehrte, mußte ich meine Erzählung wiederholen, und war nun völlig beruhigt und zufriedengestellt, da ich sah, daß auch

dieser besonnene Mann sich über die Rolle, die sein Neffe spielte, sogar zu freuen schien.

Um dieses zu begreifen, muß man die in Kopenhagen herrschende Stimmung kennen. Man fand allgemein, nach einem langen Frieden, das große stehende Heer überflüssig, ja betrachtete es als eine drückende Last für das Land. Dieser Gegenstand ward mit der größten Freimüthigkeit eben in dieser Zeit behandelt. Der Kammerherr von Hennings, Amtmann in Ploen, auch sonst als freier politischer Schriftsteller bekannt, hatte öffentlich gegen die Größe des stehenden Heeres geschrieben; seine Schrift machte ein großes Aufsehen und veranlaßte in Kopenhagen ein Menge Flugschriften ähnlicher Art. Zwei hohe Offiziere hatten in einem sehr leidenschaftlichen Tone, Gegenschriften abgefaßt. Der Streit ward immer persönlicher, ja endigte mit einer Herausforderung des einen Offiziers, die nicht angenommen wurde. Das Publikum nahm auf die leidenschaftlichste Weise Theil an diesen Streitigkeiten, besonders war aber damals die Garde verhaßt. Nun hatte ein Garde-Offizier den Degen gezogen, gegen einen Unbewaffneten, am hellen Tage, unter den Augen des Volks, und ward, wie man

glaubte, nach dieser That nicht arretirt, sondern beschützt. Die Erbitterung war allgemein, ein jeder tadelte die Behörde.

Jetzt erst erfuhr ich den wahren Zusammenhang der Geschichte. Als man in dem Posthause den Offizier aufgenommen hatte und der Forderung des unruhigen Volkes, ihn als Arrestanten nach der Hauptwache zu bringen, nicht Folge leisten wollte, wurde die Glocke auf der Regenz, die man täglich benutzte, um die Studirenden zum Mittagsessen zu versammeln, als Lärmglocke gezogen. Lange und anhaltend ward geläutet, daß alle Studenten, die im Hause waren, erschraken und zusammenliefen. Mit den Studirenden verband sich das Volk, besonders eine Menge Matrosen; die Polizei ward vertrieben, zum Theil mißhandelt, und erst das Militair verhinderte die ferneren Angriffe. Unruhen dieser Art waren in Kopenhagen bis jetzt etwas Unbekanntes, und die Behörden betrachteten die ganze Sache, die an und für sich unbedeutend war, für gefährlicher als sie wirklich war. Man hatte scharfe Patronen an das Militair vertheilt; den Tag darauf durchzogen Patrouillen die Straßen, man soll, wird versichert, selbst die

Artillerie in Thätigkeit gesetzt haben, als befürchtete man einen wirklichen Aufstand des Volkes. An einen solchen aber wurde gar nicht gedacht. Den folgenden Tag trieb sich zwar eine Menge Menschen auf den Straßen herum, kleine Gruppen versammelten sich, die unsinnigsten Gerüchte verbreiteten sich, aber die Ruhe wurde nicht mehr gestört. Man erzählt einen seltsamen Auftritt, der eben an dem zweiten Tage, den hypochondrischen und schüchternen Professor Gamborg in keine geringe Verlegenheit setzte. Er war der sogenannte Probst der Regenz. Zwei Schiffszimmerleute ließen sich bei ihm melden, und als sie vor ihn gelassen wurden, redeten sie ihn folgendermaßen an: „Sind Sie nicht der Vormann der Studenten?“ Als er diese Benennung nicht entschieden abzulehnen wagte, fuhren sie fort: „Wenn die Studenten mit Gewalt ihr Recht fordern wollten, so stünden ihnen 200 tüchtige Männer zu Gebot.“ Diese Schiffszimmerleute waren höchst entschlossene, ja verwegene Menschen. Bei den Feuersbrünsten grenzte ihr Muth an Tollkühnheit, ihre Waffen waren, für den Kampf in der Nähe, Aexte, und den entfernten Feind griffen sie mit starken und

spitzen eisernen Hacken an, die an langen Stricken befestigt waren und die sie mit außerordentlichem Geschick nach einem jeden Punkte zu schleudern vermochten. An einen politischen Aufstand dachte nun dieses Volk gar nicht, aber eine Gelegenheit, die ihnen verhaßten Soldaten anzugreifen, wollten sie nicht vorübergehen lassen. Sie erschraken nicht wenig, als sie erfuhren, daß Gamborg die Verpflichtung habe, einen Jeden, der an dem Aufstande Theil nehmen wollte, sei er Student oder nicht, der Obrigkeit anzuzeigen; daß es sein Amt sei, Ruhe und Ordnung unter den Studenten zu erhalten, daß sie ihn als einen Offizier unter den Studirenden betrachten müssen, und als er nun anfing, ihnen nicht allein das Gefährliche, sondern auch Gesetzwidrige ihres Anerbietens ernsthaft vorzustellen. Es wurde jetzt eine Untersuchung eingeleitet. Ich konnte allerdings erwarten, vorgeladen zu werden. Eines Morgens trat ein älterer Student, W., zu mir herein, der sich als ein ein tüchtiger Philolog auszeichnete. Er hatte gehört, daß ich sowohl als er vor der Untersuchungs-Commission erscheinen sollte. Ich hatte wenig Umgang mit ihm gehabt, und er mochte voraussetzen,

daß meine Theilnahme an den Unruhen sich weiter erstreckte, als es wirklich der Fall war. Seine Absicht war nun, mit mir zu überlegen, wie wir unsere Aussagen in Uebereinstimmung bringen wollten. Er fing schon an, den Hergang zu erzählen, ich unterbrach ihn, versicherte, daß es meine Absicht wäre, wenn ich vernommen würde, Alles zu sagen, was ich wußte; daß ich dieses glücklicherweise jetzt, ohne irgend Jemand zu compromittiren, thun könnte, weil mir der Hergang der Sache durchaus unbekannt wäre; daß mich also seine Mittheilungen in Verlegenheit setzen würden.

Ich will nichts von dieser Untersuchung erzählen, ich muß leider gestehen, daß die allgemeine Billigung meines Verfahrens die tiefe Reue am ersten Tage in Uebermuth verwandelt hatte. Ich habe mich ohne Zweifel vor der Commission nicht ganz so betragen, wie ich sollte; aber wie übermüthig ich auch gewesen sein mag, so vermag ich schon deswegen hier nicht einen wahren Bericht zu geben, weil die Art, wie ich antwortete, in der Wiedererzählung wohl eine andere, mehr energische und treffende Gestalt annahm, und weil ich jene Form der Wiedererzählung von der

ursprünglichen meiner Aeußerungen vor der Commis-
sion nicht mehr zu trennen weiß. Ich war der Wahr-
heit durchaus getreu, und erzählte Alles, was ich er-
lebt hatte, auf die unbefangenste Weise. Mehrere
Jahre nachher, als ich von meinen Reisen nach Dä-
nemark zurückkam, traf ich in einem Gasthofe in
Siaelland einen Beamten, der damals bei der Unter-
suchung als Protokollführer assistirt hatte. Die Rede
kam, als er meinen Namen hörte, auf jene Bege-
benheit, und er erzählte mit ironischem Lächeln, wie
ich durch meine offenherzige Naivität die ganze Un-
tersuchungs-Commission in Staunen versetzt hätte.
Ich stellte ihm zwar vor, daß ein Leugnen von mei-
ner Seite ungereimt gewesen wäre, weil ja einerseits
der Offizier und die ganze Wache gegen mich zeugen
konnte; und andrerseits meine leidenschaftliche An-
klage mit allen Umständen auf dem Rathhause pro-
tokollirt war. Er blieb aber dabei, daß kein beson-
nener Mensch sich benommen hätte, wie ich, und ich
muß leider bekennen, daß diese Art von Unklugheit,
die mir hier von einem verständigen Manne vorge-
worfen wurde, mir so eigenthümlich ist, daß ich mich
noch auf meine alten Tage, unter ähnlichen Verhält-

nissen, kaum klüger benommen hätte. Ich hatte einem Freunde einen Auftrag gegeben, den Offizier herauszufordern. Er erzählte mir später, daß er gezögert habe, die Herausforderung abzugeben. Durch die Commission, die wohl einen solchen Fall mehr voraussetzte, als in Erfahrung gebracht hatte, ward das Duell verhindert. Ich mußte mich mit dem Lieutenant vor der Behörde versöhnen, und auf mein Ehrenwort versprechen, daß ich keine weitere Genugthuung fordern wolle.

Der Garde-Offizier, der die Veranlassung zu dieser Unruhe gab, ist auch ohne allen Zweifel nicht so schuldig gewesen, wie der Widerwille gegen das Militair ihn darstellte. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Student Miene gemacht, ihn körperlich anzugreifen, und ihn dadurch in die Nothwendigkeit gesetzt hat, einen Angriff abzuwehren, den er nach den herrschenden Vorurtheilen seines Standes, wenn er nicht als ehrlos betrachtet sein wollte, unter keiner Bedingung dulden durfte. Wollte man nun, wie billig, den Offizier schonen, so war man freilich, bei der Lage der Sache, auch genöthigt, schonend mit den Studirenden zu verfahren.

Nur W., der mich besuchte, und ich wurden bestraft, und mir war es nur seltsam, daß ich als Haupträdelsführer in einer Sache erschien, an der ich gar keinen Theil hatte, ja die mir, als ich die Strafe erfuhr, nur durch unzuverläßige Gerüchte bekannt war. Diese Strafe bestand nun darin, daß wir in dem Examinationssaale der Universität vor den versammelten Professoren durch den Rektor eine Zurechtweisung erhalten sollten. Diese Strafe, auf den deutschen Universitäten so häufig, erregte ein allgemeines Aufsehen. Eine Disciplinarstrafe, executirt durch die Universität als Strafbehörde, war in Kopenhagen durchaus etwas Ungewöhnliches; es lag sogar etwas Ausgezeichnetes, die Persönlichkeit Anerkennendes, in dieser Art der Bestrafung, durch welche wir beide ausnahmsweise den Polizeigesetzen entzogen wurden. Als W. und ich uns auf der Universität eines Vormittags einfanden, um uns der Strafe zu unterwerfen, sahen wir im Universitätshofe ein dichtes Gedränge von Studirenden. Wir gingen als die Heroen des Tages triumphirend hindurch und traten in den Saal hinein. Man hatte gesucht, den Akt so feierlich wie möglich zu machen. Um einen Tisch

saßen die sämmtlichen Mitglieder des Consistoriums (Concilium) in feierlicher Stille; wir waren Beide bekannt unseres Fleißes und unserer Kenntnisse wegen. Der Rektor hub an: „Wir haben von der Höchsten Behörde den Auftrag erhalten, Ihnen eine Zurechtweisung zu ertheilen; wir bedauern es, daß diese Strafe ausgezeichnete Mitglieder unserer Universität treffen soll, und sind überzeugt, daß Sie ihr Betragen selbst herzlich bereuen.“ Wir schwiegen, verneigten uns, und traten wieder ab. Während diese Zurechtweisung im Saale ertheilt wurde, waren die Studirenden ziemlich laut geworden, einige Professoren wurden unruhig, und als wir auf der Treppe vor dem Eingange erschienen, wurde uns ein lautes Vivat gebracht. So endete diese Sache. Man würde sich aber irren, wenn man glaubte, daß ich mit der Rolle, die ich hier gespielt hatte, zufrieden war. In dem Hamburger Correspondenzblatte war die Unruhe in Kopenhagen mit Uebertreibung erzählt worden. Jetzt erschien ein berichtigender Artikel, in welchem die ganze Sache als eine unbedeutendende, als ein Pöbelauflauf durch Studenten veranlaßt, dargestellt und zugleich angezeigt wurde, wie zwei Studirende

als die Haupträdelsführer eine verdiente Zurechtweisung erhalten hätten. Zwar waren wir nicht genannt, aber das bittere Gefühl, daß diese Darstellung die richtige wäre, drückte mich dennoch nieder, so sehr ich es äußerlich zu verbergen suchte. Das Gefühl der Reue, welches mich am Abend des Ereignisses auf meiner einsamen Stube gepeinigt hatte, gewann die Oberhand, ja es rief eine Ansicht hervor, die mir immer klarer ward, mich immer ernsthafter zu beherrschen begann. Hing doch dieses Ereigniß in seiner tiefsten Wurzel mit der ganzen Unruhe der Zeit zusammen. Ich fand mich in den ersten Pöbelaufstand verflochten, den ich erlebt hatte. Wie unbedeutend er auch sein mochte, wenn er verglichen wurde mit den Bewegungen, die allenthalben mehr oder weniger Europa beunruhigten, so war er doch durch den grellen Gegensatz gegen die stille Ruhe, die bis dahin in meinem Vaterlande geherrscht hatte, in einen sehr widerwärtigen Kontrast getreten. Was ein Aufstand war, wußte ich nun; das Gemeine, Armselige eines solchen Treibens hatte mich selbst innerlich ergriffen, und es bildete sich im Stillen eine Ansicht, die den Werth der Ordnung anerkannte, und die absolute Vornehm-

heit einer festen herrschenden Gewalt einsah. Wie es in der Jugend zu gehen pflegt, dieses Gefühl stumpfte sich allmälig ab, ich mußte aus der Umgebung ganz herausgerissen werden, damit es wiederum Gewalt gewönne und sich zur bleibenden einsichtsvolleren Gesinnung steigerte.

Im Februar 1794, wenige Monate vor meiner Abreise, brannte das Schloß ab. Eine Schilderung des Schloßbrandes in meiner Novelle Walseth und Leith, hat Beifall und Anerkennung gefunden. Ich kann mich auf diese berufen. Hier möchte ich aber den Einfluß dieser Begebenheit auf das Volk im Allgemeinen, auf den Kreis, in welchem ich lebte, darzustellen suchen.

Als die Nachricht von einer Feuersbrunst im Schlosse erst gleichgültig aufgenommen wurde, nachher gegen alle Vermuthung immer gefährlicher lautete, trat eine Bewegung im Volke hervor, welche die grundlose Tiefe der Zuneigung zur königlichen Familie ans Licht brachte. Je heller die Flammen leuchteten, desto wärmer trat die Zuneigung hervor; es war, als wühlte

das hellodernde Feuer sich in das innerste Herz des Volkes. Als die königliche Familie, der arme König selbst, der Kronprinz und seine Gemahlin mit ihm, das brennende Schloß verließen, um in der Wohnung eines Unterthanen ein Obdach zu finden, brach die Theilnahme des sonst so ruhigen Volkes leidenschaftlich und gewaltsam hervor. Wie ganz anders erschien mir, wie viel schöner das jetzt tiefbewegte Volk, als damals, da eine armselige Streitigkeit unbesonnener Jünglinge es auf eine widerwärtige Weise aufregte. Jetzt war nichts, was mich von dem bewegten Strome der Menschen abstieß, es war das Heiligste, Beste in mir, welches mich mit ihm verband und fortwälzte; ich fühlte mich gehoben, indem ich der innerlich gereinigten Masse, dem tiefen Gemüthe des Volkes zugehörte; und als das ganze Schloß von dem Brande ergriffen war, als das ungeheure Flammenmeer aus allen Fenstern aufschlug, als der brennende Thurm in die Flammen hineinstürzte, war es mir, als leuchtete der furchtbare Brand einem neuen Tage, einem neuen Dasein. Es war die erste tiefe Erschütterung des lange schlummernden Volkes. Es war der Anfang einer Epoche in der Geschichte eines

Landes, die immer verhängnißvoller, immer unheilsschwangerer ward. Ja in der That, diese Flammen leuchteten weissagend in eine tragische Zeit hinein. Ich hatte die ganze Nacht hindurch auf der Feuerstätte zugebracht, war nicht ohne Gefahr in den Schloßhof hineingedrungen, hatte einen großen Theil dessen gesehen, was ich in der angeführten Novelle erzählte, hatte gearbeitet, gerettet, und als gegen Morgen die Ruinen des brennenden Schlosses zusammenstürzten, als die früher hoch in die Luft steigenden Flammen, sich in den Rauch der noch brennenden Trümmer zu verbergen anfingen, eilte ich betäubt, erschöpft, ermüdet nach meiner stillen Wohnung und verfiel in einen tiefen Schlaf. In der That wird ein jeder Einwohner in Kopenhagen, als er aus der tiefen Bewegung in der Nacht, aus dem tiefen Schlaf der Ermüdung, den Tag darauf erwachend, sich besann, wie ich, geglaubt haben, daß ihn ein wilder Traum, der ihm das Unglaublichste, das Seltsamste phantastisch vorführte, geängstigt habe, und wenn er nun erkannte, daß das, was ihm ein ängstlicher Traum erschien, ein wirklich Erlebtes war, dann mußte er sich auch gestehen, daß er sich, wie

umgewandelt fühlte; und er nicht allein, sondern alle Einwohner der Stadt mit ihm. Alle Menschen erschienen mir, als wären sie durch das Feuer geläutert.

Es dauerte lange, ehe die gewöhnliche Ordnung der Dinge wieder einkehrte, bevor die Menschen sich in ihren gewöhnlichen kleinlichen Gesinnungen und selbstsüchtigen Bestrebungen wieder einnisteten und zurechtfanden. Die Einwohner mußten gestehen, daß ein so unerwartetes Ereigniß für sie alle eine große Bedeutung hatte. Die Gerüchte von einer Menge seltsamer Ereignisse, die in der unglücklichen Nacht stattgefunden hätten, häuften sich noch wochenlang. Ein großer Theil der Jugend erzählte Wunderdinge, die ihm begegnet wären, und so lange diese Aufregung dauerte, blieb auch noch der liebliche Hauch einer allgemeinen Theilnahme, über den Einwohnern schweben.

Einige Tage nach dem Brande ward in Rahbeks Zuschauer ein Ereigniß erzählt und commentirt, welches Aufsehen und Unwillen hervorrief. Man habe, während das Schloß in vollem Brande stand, während Grauen und Entsetzen alle Menschen bewegte,

einen Engländer gesehen, eine hohe Gestalt, in einen weiten Mantel eingehüllt. Dieser habe, zu seinem Glück in der fremden Sprache, aber laut genug, um von einigen Nahestehenden gehört und verstanden zu werden, sich folgendermaßen geäußert: „Hätte die thörichte Regierung die Hälfte der Summe, die in dieser Nacht verloren gegangen ist, zur Ausrüstung der Flotte gegen die Franzosen gebraucht, es stünde besser mit dem Lande, wie mit der europäischen Sache, und der Verlust dieser Nacht wäre schnell gedeckt.“ Allerdings flüsterte man sich in die Ohren, daß diese Person eine nicht unbekannte wäre; dennoch blieb die Vermuthung schwankend, als man zum Erstaunen Aller vernahm, daß der damalige englische Gesandte in Kopenhagen mit einer Klage über den Verfasser dieses Aufsatzes sich bitter an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten Grafen Bernstorf gewandt, und nach der lauten und hochmüthigen Art seines Volkes strenge Genugthuung gefordert habe.

Graf Bernstorf nahm diese Sache klug und vorsichtig auf: es wurde eine Commission von Gerichtspersonen verordnet, und Rahbek mußte sich vor dieser stellen. Sie versammelte sich bei offenen Thüren,

in einem großen Saale. So ungewöhnlich wie die Klage, war auch dieses Verfahren. Viele von Rahbeks Freunden glaubten ihn in großer Gefahr, viele meinten, eine Klage, die einen Bruch mit den Engländern herbeiführen, auf jeden Fall unangenehme diplomatische Verwickelungen hervorrufen könne, fordere eine schonungslose Behandlung und große Strenge. Mehr oder weniger befürchteten wir es Alle, und verlebten die Tage, bis die Commission sich versammelte, in großer Spannung.

Es war ein Winterabend, der große Saal, der einige hundert Menschen faßte, war gedrängt voll; ich hatte mich mit mehreren Freunden Rahbeks frühzeitig eingefunden, die Inquisitoren kamen und nahmen ihren Platz an dem, dem Eingange entgegengesetzten Ende des langen Saales. Auch Rahbek trat herein und setzte sich zu ihnen. Die Untersuchung fing an, nahm aber gleich eine Wendung, die eine jede Furcht von unserer Seite verscheuchte. Ich hatte Rahbek in den letzten Tagen nicht gesehen, er aber war vollkommen unbefangen; die Gerichtspersonen, welche die Untersuchung leiteten, waren, wie die meisten angesehenen Beamten in Kopenhagen, seine Freunde und

Duzbrüder. Die ganze Verhandlung sah mehr einem freundschaftlichen Gespräch, als einer gerichtlichen Untersuchung ähnlich. Rahbek trieb sein gewöhnliches Geschäft; während eines ruhigen Gesprächs schnitt er seinen Inquisitoren die Federn, hielt diese dicht vor die kurzsichtigen Augen und betrachtete mit großer Aufmerksamkeit die Spitze, indem er die an ihn gestellten Fragen ruhig und ohne alle Aufregung beantwortete. Er nahm die Verantwortung des Aufsatzes ganz auf sich und fragte, wenn er geantwortet hatte, das Mitglied der Kommission, welches sie ihm stellte: „Meinst Du, Freund, daß die Antwort in der Form, wie ich sie gegeben habe, protokollirt werden kann, oder nicht?" Eine freundschaftliche Berathung bestimmte diese Form, und so ging die Verhandlung ruhig fort. Rahbek suchte zuerst darzuthun, daß von ihm nicht gefordert werden könne, vor Gericht deutlicher die Person zu bezeichnen, die er etwa gemeint habe, da diese in seinem Aufsatze nur unklar angedeutet sei, und er sie offenbar dem Publikum gegenüber, nicht deutlicher habe bezeichnen wollen; vielmehr könne er mit Recht von dem Gesandten fordern, daß er einen Grund für seine Anklage angeben

solle, der offenbar in der unbestimmten Art der Abfassung seines Berichtes nicht aufzufinden sei. Indem ich die Verhandlung mit Aufmerksamkeit verfolgte, schien es mir, als wenn der Gang derselben das Resultat einer früheren Ueberlegung wäre. Man wollte es zuerst aussprechen, daß, den Rechten nach, diese Forderung eine unbillige genannt werden müsse, daß man aber aus Rücksicht gegen den Gesandten einer fremden Macht weiter gehen wolle, als mit Billigkeit gefordert werden könnte. Rahbek erklärte also, daß er den Gesandten nicht gemeint habe, und damit war die Untersuchung zu Ende.

Diese Ruhe der Verhandlung, dieses Ende, das zu gar keinem Resultate führte, diese wunderbare Oeffentlichkeit eines kaum vernehmbaren freundschaftlichen Gespräches, dieser unbedeutende Schluß eines Ereignisses, welches uns mehrere Tage hindurch in die höchste Spannung versetzt hatte, erschien mir fast lächerlich. Die Volksmenge drängte sich still aus dem Saal hinaus; auch während der ganzen Zeit ward die Ruhe nicht gestört. Von jetzt an war von dieser Sache nicht mehr die Rede. Einige exaltirte Jünglinge meinten zwar, daß Rahbek sich schwach gezeigt,

daß er die Erklärung nicht habe abgeben sollen; Rahbek aber glaubte um so mehr berechtigt zu sein, eine Erklärung dieser Art, die eine Verwikkelung mit einem fremden Hofe auf einmal beendigte, geben zu müssen, da er den Gesandten wirklich nicht gemeint hatte. Auch sein Berichterstatter habe, wenn auch unbestimmt, einen andern Engländer angedeutet, obgleich man nicht leugnen könne, daß durch das Betragen des Gesandten der Verdacht in ihm aufgestiegen sei, daß die Aeußerung, die Jedermann empörte, wirklich von ihm herrühre. Als er den Aufsatz drucken ließ, habe er so wenig als sein Berichterstatter daran gedacht. Offenbar aber hatte der Gesandte sich compromittirt. Mir erschien später dieses längst vergessene Ereigniß als ein Vorbote der beiden, in den Jahrbüchern der Geschichte mit strengem Tadel verzeichneten Ueberfälle der Engländer auf Kopenhagen zu sein.

Dieses Ereigniß ist das letzte von einiger Bedeutung, welches vor meiner Abreise aus Kopenhagen, die schon als der Anfang einer Trennung von meinem Vaterlande betrachtet werden kann, stattgefunden hat.

Das einsame Leben und die letzten Tage in Kopenhagen.

Ich habe schon früher erwähnt, daß ich mitten in der Lust des Lebens die Vorstellung, daß mir ein früher Tod bevorstehe, nicht zu verdrängen vermochte. Obgleich ich sorgenlos und zuversichtlich in die Zukunft hineinblickte, und immer voll der kühnsten Hoffnungen war, suchte ich doch nie dem Gedanken an den Tod ängstlich zu entrinnen. Wenn irgend einer meiner Freunde gefährlich erkrankte, brachte ich gern die freien Stunden, wenn die Gefahr zu augenscheinlich war, auch die Nächte, an seinem Krankenbette zu; aber Keiner von diesen ist damals gestorben, wenngleich Einige schon fast aufgegeben waren.

Aber auf eine andere Weise sollte der Ernst des Lebens mir nahe gerückt werden. War es die reflectionslose Zuversicht, mit welcher ich die Gegenwart genoß, oder war es mein stets aufgeregtes und theilnehmendes Gemüth, welches hypochondrische und in sich hineingrübelnde Menschen zu mir hinzog, ich weiß

es nicht. Mein ganzes, eben nicht kurzes Leben hindurch habe ich aber an der Seelenqual anderer Menschen in vollem Maaße Theil nehmen müssen. Obgleich man mich selten in meiner Jugend zu Rathe zog, wenn zweifelhafte Ereignisse eine Ueberlegung forderten, so waren trübselige Menschen nur zu geneigt, mich zur Theilnahme an ihren inneren Qualen aufzufordern. Menschen, die alle Gesellschaft flohen, die gegen die Meisten vollkommen verschlossen waren, haben sich oft mit einem seltenen Vertrauen an mich gewandt. So verschlossen und schweigend solche Menschen gegen ihre Umgebung sich zu zeigen pflegen, so gesprächig werden sie, so ausführlich wird ihre Darstellung, wo sie einmal Vertrauen gefaßt haben und nicht abgewiesen werden. Die meisten Menschen entgehen wohl solchen Mittheilungen, indem sie auf die klarste Weise den trübe gestimmten Menschen zeigen, daß sie ihnen unangenehm, wenigstens unbequem sind. War es das Uebermaaß der Lust und Freude an der Gegenwart, die mich dazu trieb, einen Stachel zu suchen, indem ich die fremde Qual willig auf mich lud? Zwei junge Männer, die mir werth und theuer geworden sind, will ich hier er=

wähnen, sie haben Anlaß zur Darstellung zweier Eigenthümlichkeiten in meinen Novellen gegeben.

Der Eine, E. H., fiel mir freilich niemals mit Klagen beschwerlich, er war ein überaus liebenswürdiger junger Mann, der nie von sich selbst sprach, obgleich man ihn als einen bedeutenden jungen Mann betrachtete. Ich habe nie die stille Anmuth sich freundlicher darstellen sehen. Er war einer Hingebung für Andere auf eine Weise fähig, die einen jeden Menschen innerlich ergreifen mußte. Zu mir hatte er eine Zuneigung gefaßt, an die ich nie ohne Rührung denken kann. Wenn mir irgend etwas Angenehmes begegnete, irgend eine Auszeichnung zu Theil ward, war seine Freude so ungeheuchelt, seine lebhafte Theilnahme so unverstellt, daß ein Jeder glauben mußte, es wäre ihm irgend ein großes Glück begegnet. Oft ward mir ein solches angenehmes Ereigniß, welches ich vielleicht bei der Einbildung, die ich von mir selber hatte, leichtsinnig als Etwas, was sich von sich selbst versteht, hingenommen hatte, erst durch ihn, durch seine Freude daran, als ein bedeutendes und folgenreiches klar. Wenn mir ein Aufsatz gelungen war, wenn eine Ansicht die ich aussprach, ihm neu schien, war die Freude, die er

dann empfand, groß, ja grenzenlos. Dabei stellte er sich selbst immer in den Hintergrund. Als ich von meinen Reisen nach Dänemark zurück kam, und meine Vorträge dort großes Aufsehen machten, war es, als lebte er nach einigen trüben Jahren wieder auf. Ich sah ihn vor sechzehn Jahren zum letzten Mal bei meinem Besuch in Kopenhagen, und die unverdiente Art, mit welcher ich dort von den ausgezeichnetsten Männern aufgenommen wurde, beglückte ihn eben so sehr als mich selber. Man wird sagen, daß es nur zu natürlich ist, daß ein eitler junger Mann an einer solchen Hingebung Gefallen findet. Aber in der That, es war etwas Besseres, Tieferes, was mich zu ihm hinzog.

Ein trüber, obgleich milder Ernst herrschte in allen seinen Zügen. Ich erinnere mich nie, ihn eigentlich lustig oder übermüthig gesehen zu haben; selbst die innigste Freude vermochte die ernste Ruhe nicht zu stören. Obgleich er nicht eigentlich produktiv war, besaß er doch, besonders in seinem Fache, gründliche Kenntnisse, und die Zuneigung zu mir schien sein Verständniß auch für die Speculation, mit welcher er sich bis dahin gar nicht beschäftigt hatte, als

ich meine philosophischen Vorträge später hielt, auf eine merkwürdige Weise aufzuschließen. Er hatte als Manuductör in seinem Fache mehreren Kandidaten Unterricht gegeben, die in der Amtsprüfung sehr gut bestanden, dennoch konnte er sich selbst niemals entschließen. sich dieser Prüfung zu unterwerfen. Er war allgemein geachtet und geliebt. Zartere Verhältnisse forderten seine Anstellung; die Aussicht, eine gute Predigerstelle zu erhalten, so wie er nur die Prüfung überstanden hatte, schwebten vor ihm, aber eine nie zu überwindende Angst überfiel ihn, wenn er nur daran dachte. So vergingen Jahre, er ward älter, mehrere Male schon wurden die Stellen, die er zu erhalten Hoffnung hatte, besetzt, weil er zu keinem Entschlusse kommen konnte. Seine Freunde, die seine Kenntnisse kannten, in Uebereinkunft mit den Examinatoren, die ihn schützten, machten den Versuch, ihn zu zwingen. An der Tafel der Universität erschien sein Name unter den Kandidaten, die sich der Amtsprüfung unterwerfen wollten, mit mehreren, die er unterrichtet hatte. Man konnte also überzeugt sein, daß er den Anschlag lesen würde. Als ihm nun diese Unternehmung seiner Freunde bekannt ward, kam er

voller Angst zu ihnen, und beschwur sie, den Anschlag wieder abzunehmen. Er war in einem so aufgeregten und unglücklichen Zustande, daß man seinen Wunsch zu erfüllen genöthigt war. Durch die Gunst des damaligen Erbprinzen erhielt er eine kleine Stelle, die hinreichend war, seine bescheidenen Bedürfnisse zu befriedigen, gab alle ferneren Aussichten auf, und starb vor einigen Jahren, allgemein bedauert. Ich hatte ihn in Borups Gesellschaft kennen gelernt, er spielte hier die sentimentalen Liebhaber-Rollen, wie sein Bruder, mit ausgezeichnetem Glück. Man ist selten geneigt, anzuerkennen, wie viel man der stillen Zuneigung solcher passiven Naturen verdankt. Der Stolz erlaubt uns nicht, zuzugeben, daß sie uns als Stütze dienen, obgleich sie sich selbst nicht aufrecht zu erhalten vermögen. Wohl habe ich die Liebe dieses Freundes mit der herzlichsten Zuneigung vergolten, aber erst nach meiner Zurückkunft in mein Vaterland, als ich mich sowohl durch Beifall als durch Widerstand mehr geängstigt denn gefördert sah, ward es mir klar, welch eine bedeutende Stütze ich an der stillen unbemerkten Theilnahme meines Freundes besaß. Wenn ich mich mit ihm über die Gegenstände meiner Vorträge un-

terhielt, wenn er voll Freude war, wo es ihm gelang, die Bedeutung und die fruchtbare Folge einer Ansicht sich völlig anzueignen, so fehlte ihm selten eine treffende Aeußerung, die mir das Selbstgedachte heller, klarer und umfassender, für die Darstellung wenigstens, wieder zurückgab. Durch ihn zuerst lernte ich jene Vortheile schätzen, die wir geistreichen Zuhörern zu verdanken haben, und die uns die öffentlichen Kritiker so selten gewähren. An diesen Freund dachte ich, als ich in der Novelle Malcolm den Charakter des Halling darzustellen suchte.

Aber ein anderer Freund sollte mich schmerzhafter berühren. Man behauptet, daß die Einwohner der Insel Bornholm oft zu einer tiefen finstern Schwermuth geneigt sind. Ich kenne zu wenige, um diese Behauptung bestätigen oder widerlegen zu können. Wäre sie wahr, so möchte man wohl geneigt sein, den Grund eines solchen Trübsinnes in der isolirten Stellung solcher Bewohner kleiner Inseln zu suchen. Das Land selbst, von Urgebirgen durchzogen, mir unbekannt, mag, von den größeren Ländern entfernt, ein trübes Ansehen haben, und in ernsthaften, tief bewegten Gemüthern kann dann wohl die Sehnsucht, die in

den mannigfaltigeren Verhältnissen Gegenstände belebender Hoffnungen sucht und findet, hier in der beschränkten Umgebung und in der schrankenlosen Unbestimmtheit einen finstern Anstrich erhalten. Schon während meiner Schulzeit in Roeskilde fand ein erschütternder Selbstmord statt. Ein Schüler, aus Bornholm gebürtig, hatte sich einen jener rohen Anfälle gegen einen Schüler jüdischer Herkunft erlaubt, die nur zu häufig sind. Die Sache war öffentlich geworden; der Vater, ein reicher Banquier in Kopenhagen, forderte strenge Genugthuung. Der Hauptprediger, der den Auftrag erhielt, diese zu veranlassen, ließ den nicht ganz jungen Schüler zu sich kommen. Seine Absicht war, eine ernsthafte Reue hervorzurufen, und er hielt es daher für angemessen, ihm die That als eine solche vorzustellen, die für ihn die ernsthaftesten, ja gefährlichsten Folgen haben könnte. Er hatte Grund, diese Unvorsichtigkeit zu bereuen. Der Schüler war verschwunden. Man fand ein Schreiben von ihm, in welchem er einen Brunnen bezeichnete. In diesen, schrieb er, habe ich mich hineingestürzt, die Unterredung mit dem Prediger hat mich zur Verzweiflung gebracht. Die Leiche ward an der bezeichneten

Stelle gefunden. Ich sah sie, und dieses Ereigniß mußte einen um so tiefern Eindruck auf mich machen, als es der erste Selbstmord war, den ich in meiner Nähe erlebt hatte. So oft ich nun auch später diese schauderhafte That in allen Formen, unter den verschiedensten Verhältnissen erlebte, so ist doch dieser erste Eindruck mir geblieben, und ich muß bekennen, daß ich etwas physisch Widerwärtiges, welches mich, als ich die erste Leiche eines Selbstmörders sah, überwältigte, auch später, selbst da, wo meine Theilnahme aufs tiefste angeregt wurde, nie ganz zu überwinden vermochte. Einem lebenslustigen Knaben erscheint der Selbstmord in seiner völligen Unbegreiflichkeit nothwendig als das nächtlich Finsterste, was er erleben kann, ja als eine dunkle Geistererscheinung, als etwas Gespensterhaftes, welches die Wurzel seines eigensten innersten Daseins zu verletzen droht.

N. erschien, schon wenn man ihn sah, als ein Gemüthskranker. Ueber seinen großen blauen Augen ruhte ein Schleier; der trübe Blick schien einen geheimen Zauber auszuüben, alle seine Gesichtszüge sprachen eine innere Angst aus. Es war keine eigentliche Spannung, vielmehr herrschte eine verzweif-

lungsvolle Ruhe, ein so grauenhaftes inneres Nachsinnen in den Zügen vor, daß man sich nicht selten entsetzte, wenn man ihn erblickte. Sein Gang war unsicher; wenn man ihm begegnete, starrte er vor sich hin, als bemerke er nichts von Allem, was um ihn her vorging; in seiner Gestalt entdeckte man etwas Erschlaffendes. Er lebte fortdauernd in trüber Einsamkeit, und suchte allem Umgange zu entfliehen. Wie ich seine Bekanntschaft gemacht habe, erinnere ich mich durchaus nicht, selbst auf seinen Namen weiß ich mich jetzt nicht zu besinnen, obgleich seine Gestalt und was ich mit ihm erlebte, mir höchst klar und deutlich vorschwebt. Er war keinem von meinen übrigen Freunden bekannt und mein Umgang mit ihm fand in den letzten Monaten meines Aufenthalts in Kopenhagen statt. Ich habe ihn nie in seiner Wohnung besucht, aber oft und zuletzt fast täglich, sah ich ihn bei mir. Die seltsamsten Gespräche fanden dann unter uns statt. Er war ein merkwürdig selbst denkender und origineller Mensch, mehrere Jahre älter als ich. Er hatte sich mit voller Liebe auf das Studium der Geschichte geworfen, und diejenigen ursprünglichen Erscheinungen, welche die dunkle Grundlage der

Geschichte bilden, diejenigen geschichtlichen Ereignisse, die einen vorzüglichen allseitigen Einfluß auf die Bildung des Geschlechts ausgeübt haben, waren überwiegend die Gegenstände seines fast krankhaft unwillkürlichen Nachsinnens. So grübelte er fortdauernd über den Ursprung der Sprachen, über die Entstehung der Rassen, über die Bedeutung der Mythologien und des geschichtlichen Christenthums, über den Einfluß der Völkerwanderungen, der Erfindung des Schießpulvers, der Buchdruckerkunst, der Reformation, auf die Bildung der Völker. Die abstracte Betrachtungsweise der Geschichte war noch nicht herrschend geworden; nur wenige Schriftsteller beschäftigten sich mit solchen schwierigen, tief greifenden Untersuchungen, und selbst der Muth, solche Gegenstände der Betrachtung zu wählen, war hinreichend, um dem Verfasser ein gewisses Ansehen zu verschaffen. Am wenigsten war der Unsinn eingerissen, Untersuchungen der Art in den Schulen als Gegenstände der Knabenaufsätze zu wählen. Einen mir bis dahin völlig unbekannten Schriftsteller hörte ich nun zum ersten Mal erwähnen. Herders „Ideen zu einer Geschichte der Menschheit" erschien ihm unter allen Schriften der neuesten Zeit als

eine der bedeutendsten. Nur die mannigfaltigen eigenen Beschäftigungen, die literarischen, die Studien, die für meine Reise nothwendig waren, die mancherlei Aufgaben, die mich beunruhigten, verhinderten mich damals, mich ernsthaft mit Herder zu beschäftigen. Die Ideen dieses Schriftstellers, obgleich durch ihn angeregt, verfolgte er auf seine ganz eigene Weise. Manches war mir dunkel, manches schwebt mir in der Erinnerung als echt speculativ vor. Das Meiste wurde hin und her in Gesprächen verhandelt, einige Gegenstände wurden schriftlich ausgeführt, und er las mir dann seine Aufsätze vor. Eine Abhandlung über die Erfindung des Schießpulvers erschien, wenn mein Gedächtniß mich nicht trügt, in Rahbek's und Pram's Minerva. So viel war mir jedesmal klar, dieser Freund führte mich nach einer Region hin, die derjenigen, in welcher meine übrigen Freunde sich bewegten, völlig fremd, der geheimen Welt aber, die mich beunruhigte und mir so vielen Genuß verschaffte, nahe verwandt war. Es ist unzweifelhaft, daß er vielen Einfluß hatte auf die Art, wie ich die oben erwähnte Preisfrage auffaßte und zu beantworten suchte.

Doch diese wissenschaftlichen Gegenstände beschäf-

tigten uns nicht ausschließlich. Sein innerer Zustand, die Gemüthskämpfe, die sein ganzes Dasein erschütterten, waren es vorzüglich, die den Inhalt unserer Gespräche ausmachten. Er besaß eine furchtbare Beredsamkeit, wenn er seine eigenen Qualen zu schildern anfing. Offenbar erlebte er sie, während er sie darstellte. Die entsetzliche Krankheit und der Bericht von dieser fielen zusammen. Er zog mich dann gewaltsam in die inneren Kämpfe hinein, die er erlebte, indem er sie besprach. Es lag für mich ein grauenhafter unwiderstehlicher Reiz in diesen Mittheilungen. Ich lebte, so lange dieser Umgang stattfand, ein doppeltes Leben. Das eine war völlig von dem andern getrennt, sie vermochten sich nicht wechselseitig zu fassen. Wenn N. nicht bei mir war, wenn ich unter meinen übrigen Freunden, ergriffen von der Gegenwart, ihren Sorgen und Genüssen, vertieft in meine eigenen Studien, ganz nach meiner Art lebte, dann war mir die finstere Welt, die er heraufbeschworen hatte, völlig fremd; ich begriff sie nicht und sie übte keine Gewalt über mich aus; nur eine dunkle Erinnerung, wie von etwas Grauenhaftem, schwebte im Hintergrunde meines Bewußtseins.

Wenn aber die trüben Augen mir gegenüber waren, wenn die Kämpfe der Verzweiflung aus diesen herausblickten, und das Entsetzen aus seiner Rede mich ansprach, da war es mir oft, als wäre mein ganzes Treiben ein nichtiges, meine Zuversicht und meine Hoffnung ein Wahn, als verlösche die Sonne meines Daseins, als erblaßten alle Farben des Lebens, als verwandelten sich die heitersten Melodien in ein unwillkürliches Schmerzgeschrei. Es lag oft etwas Entsetzliches in seinem Anblick. „Ich bin, sagte er, nicht selten genöthigt, eine Gotteslästerung auszusprechen, und dann ergreift mich ein entsetzlicher Schauder vor mir selber, wenn ich es gethan habe. Es ist mir, als hätte ich die furchtbarsten Verbrechen begangen, als hätte ich Vater und Mutter ermordet. Selbst wenn ich Briefe von ihnen in der Hand halte, in welchen sie sich, da sie meine Qual kennen, mit ängstlicher Sorgfalt nach meiner Gesundheit erkundigen, kann ich diese Briefe für eine Täuschung, für ein Blendwerk ansehen, und mein kranker Wahn erscheint mir als die gräßliche Wirklichkeit."

Gespräche der Art versetzten mich jedesmal selbst in eine höchst aufgeregte Stimmung; es war mir

dann, als wäre ich von einem düstern Traume ergriffen, aus welchem ich mich vergebens herauszuarbeiten strebte. Aber auch ich fand meine Sprache gesteigert, ich konnte mich in die düsteren Vorstellungen des Unglücklichen selbst hineinwühlen; es war als wenn eine dunkle, tief schlummernde Ahnung an ähnliche Zustände erinnerte, die auch mein Innerstes erschütterten, an verborgene Gedanken, die bis dahin nicht laut geworden waren, weil ihnen die Sprache fehlte. Jetzt aber hatten sie diese gefunden, und ich sprach aus, ja stellte ausführlich dar, was in der gewöhnlichen Stimmung mir selbst unbegreiflich war. Ein Instinkt indessen schien uns Beide zu leiten, und eben wenn das Gespräch die dunkelste Farbe trug und an die Verzweiflung grenzte, fing es allmälig an, sich von den bloß persönlichen Verhältnissen loszureißen und eine allgemeine Richtung zu nehmen. Freilich trugen dann die geschichtlichen Gegenstände, die allgemein menschlichen, die wir behandelten, noch immer ein trübes Gepräge; aber dennoch lag eine versöhnende Ansicht im Hintergrunde, es leuchtete, wenn auch mit Zweifeln kämpfend, ein Göttliches, alle verwirrende Erscheinungen Vermitteln=

des hindurch, wenn dieses auch nicht mit religiöser Zuversicht sich auszusprechen wagte.

Ich hatte einmal — es waren seitdem mehrere Jahre verschwunden — Gelegenheit, mich nach diesem, damals so unglücklichen Freunde zu erkundigen, und hörte mit Ueberraschung, daß er zwar später noch immer trübe und ernsthaft war, aber die unglückliche Epoche, wie es schien, völlig überwunden hatte. Er erschien oft in Gesellschaft heiter, hatte ein bedeutendes Amt erhalten und verwaltete dieses mit großer Ordnung und Liebe. Ob er noch lebt, oder todt ist, weiß ich nicht. Man wird, wenn man dieses lies't, an Walseth denken.

Es war seltsam, wie diese nächtliche Seite meines Daseins eben in Thätigkeit gesetzt wurde, in einer Zeit, die mich auch sonst von außen her auf die mannigfachste und verworrenste Weise bewegte, denn in wenigen Wochen sollte ich Kopenhagen verlassen. Indem solche trübe Ansichten mich, wenn auch nur vorübergehend, beschäftigten, verbanden sie sich mit dem Bewußtsein, daß ich nun alle Fäden der Gewohnheit zerreißen sollte, wie mit der bedenklichen Lage, unter welcher dieses geschah. Zwar

scheint eine kurze, nur halbjährige Reise nach Norwegen unbedeutend und nichts zu enthalten, was einem jungen, von Natur heiteren und zuversichtlichen Manne bedenklich sein könnte; aber mancherlei Verhältnisse traten hervor, die wohl geeignet waren, die heitere Stimmung, die eine Reise bei der Jugend fast immer hervorruft, zu trüben.

Zuerst, und dieses war nicht das Geringste, was mir drohte, meine finanzielle Lage. Die kleine Summe, welche ich von der Gesellschaft erhielt, ward durch Schulden, die vor meiner Abreise nothwendig bezahlt werden mußten, auf eine höchst bedenkliche Weise verkürzt, und ich wagte es nicht meinen Freunden zu gestehen, unter welchen, in dieser Rücksicht trüben Verhältnissen, ich eine Reise von bedeutend mehr als 100 Meilen antrat. Eine ideale Ansicht mag die Geldnoth so gering schätzen wie sie will, so bleibt es doch gewiß, daß die Unsicherheit des Daseins, die aus dieser entspringt, sehr tief in das Gemüth hineinwühlt und eine geheime Gewalt über die ganze Ansicht des Lebens ausübt, selbst bei den leichtsinnigsten Menschen.

Nun aber war diese Reise die erste, die mich

aus allen bisherigen Verhältnissen losriß. Die Insel, auf welcher ich lebte, war mir selbst größtentheils unbekannt; ich hatte Kopenhagen nur verlassen, um nach Odsherred, von Verwandten zu Verwandten zu reisen. Zwar lagen die norwegischen Gebirge, als ein Gegenstand tiefer Sehnsucht vor mir, aber in weiter Ferne, grenzenlos und unbestimmt; und eine geheime Angst bemächtigte sich meiner, indem nun die Erfüllung lange gehegter Hoffnungen nahe war.

Obgleich eine Menge von Geschäften sich mir in der letzten Zeit meines Aufenthalts aufdrängte, so suchte ich doch eine jede Gelegenheit auf, um meine Zeit in stiller Einsamkeit zuzubringen. Diese nun wurde, so schien es mir, durch C. H. und den trüben N. nicht gestört. Beide gehörten der einsamen Welt an, die neben der mannigfaltig bewegten äußeren in den letzten Jahren fortdauernd herging und mir als mein innerstes Geheimniß winkte. Mit C. H. theilte ich die Trauer über die Trennung, und der düstere N. saß oft brütend auf meiner stillen Kammer, wenn ich erschöpft vom Herumlaufen hineintrat.

Aber auch sonst besuchte ich, wenn die Zeit es

nur erlaubte, alle Gegenden, die mir lieb waren. Ich lief Meilen weit, und die ganze Gewalt der stillen Genüsse, die mir seit meiner frühen Jugend zu Theil geworden waren, ergriffen mich. Zu den angenehmsten Gängen gehörten diejenigen, die mich an Helsingör erinnerten. Wenn ich eine freie Stunde gewinnen konnte, trieb ich mich gern auf der Zollbude herum, zwischen den Packhäusern, blickte in das Gewühl der Schiffe hinein, und die heitere Erinnerung, die sich an diese Gänge knüpfte, war mir um desto theurer, je seltener ich sie genießen konnte. Ein paar Mal gelang es mir, erschöpft und einsam, nach diesen Gegenden hinzukommen, und die Geschäftigkeit um mich her schien mir mehr als alles Andere, erheiternd und stärkend zu sein.

Ich muß bei dieser Gelegenheit eine Richtung meines Lebens in Kopenhagen erwähnen, die mich, obgleich heiterer Art, von meinen Freunden trennte, und sich durchaus in der Einsamkeit ausbildete. So wie ich mir selbst überlassen war, trat meine Neigung zum Seeleben, von frühester Kindheit an in Helsingör genährt, heftig hervor. Das Meerwasser zog mich an; ganz war diese Neigung nie unter-

drückt. Mein Vater liebte auch in Kopenhagen das Baden. Eine sehr lange hölzerne Brücke (**Langebroe**) verbindet in einer einsamen und entfernten Gegend die größere Stadt mit dem Theile derselben, der auf der Insel Amager liegt. Hier an dem Ufer der Insel waren schwimmende Badehäuser errichtet, die von uns fleißig besucht wurden. Wir warfen uns von diesen in das freie Meerwasser, das Schwimmen nicht zu verlernen. In den warmen Sommertagen wurde diese Uebung oft fortgesetzt. Später war mir das Baden und Schwimmen zur Gewohnheit geworden, und ich genoß es jederzeit, durchaus von meinen Freunden getrennt. Kopenhagen liegt am Ufer der Ostsee; es ist aber merkwürdig, wie wenig die Einwohner von Kopenhagen sich die Belustigungen verschaffen, die das nahe Meer darbieten kann; wenigstens zu meiner Zeit und in den Kreisen, in welchen ich da lebte, fiel es Keinem ein, das Meer auf eine andere Weise zu genießen, als durch den sichern Anblick vom Ufer aus. Oft ward ich an den auffallenden Unterschied zwischen verschiedenen Menschenrassen, die beide am Meeresufer leben, erinnert; wie die Lappländer z. B. Landvölker sind, die fast mit dem Meer

unbekannt bleiben, auf welchem die Grönländer den größten Theil ihres Lebens zubringen. Es ist in der That seltsam, in Kopenhagen unter der Jugend nichts von jenen mannigfaltigen Genüssen zu erfahren, welche die Nähe des Meeres andern Völkern verschafft. Der junge Mann sitzt auf der Stube und man sieht ihn von den Venetianerm, Neapolitanern, wie jene ihre Kanäle, diese ihre Meerbusen benutzten, wie von etwas ganz Entfernten, mit Begierde lesen, als lebte er mitten in Deutschland, als hätte er selbst kein Meer in der Nähe. Ich erinnere mich in der That nicht, ein einziges Mal in einem Boot mit meinen Freunden gesessen zu haben. Nur wenn ein Kriegsschiff vom Stapel lief, wurden alle Bewohner der Hauptstadt in Bewegung gesetzt, um dieses, freilich erhabene, Schauspiel zu genießen; alle Häuser, ja alle Dächer in der Nähe waren dann mit Menschen besetzt; der größte Theil der Einwohner drängte sich auf den großen Zimmerplatz, und eine Unzahl von Booten, mit Männern und Frauen besetzt, ruderte auf der Wasserfläche herum, die freilich allenthalben von Bollwerken und Brücken umschlossen, selbst bei heftigem Winde kaum bewegt wurde.

Die Bewohner von Kopenhagen haben einen Grund, solche Belustigungen zu scheuen. Plötzliche Windstöße machen selbst bei heiterem Wetter das Segeln in den kleineren Booten bedenklich, und selten vergeht ein Jahr, ohne daß man von Unglücksfällen, die bei solchen Fahrten stattgefunden, hörte. Ich aber konnte meine, in frühester Kindheit genährte Neigung nicht überwinden. Durch das öftere Baden hatten ich und meine Brüder schon früher Bekanntschaft gemacht mit den Fischerknaben der dortigen Gegend, und erneuerten so ein Verhältniß, dem ähnlich, welches in Helsingör stattgefunden hatte. Oefter segelten wir hier mit den Knaben weit nach dem Meerbusen heraus, der zwischen Amager und Siaelland nach der Gegend von Kiöge=Bucht hinführt. Auch hier herrschen zwar die Windstöße, aber uns erschienen sie nicht bedenklich. Als ich nun, ganz mein eigener Herr, mich in Kopenhagen aufhielt, zog mich diese Seeluft unwiderstehlich an. Mit einem Fischer allein am Ruder zu sitzen, bei einem frischen Winde das schwellende Segel in der Hand an einem Strick festhaltend, während an dem einen Rande des Bootes die schäumenden Wellen spielten und so, wie Ewald sich

ausdrückt, im sausenden Galopp auf den Wogen fort=zustürmen, ist in der That für denjenigen, der durch die Gewohnheit die Furcht verloren hat, ein Genuß höchst eigenthümlicher Art. Da die Windstöße jeden Augenblick und plötzlich erwartet werden können, so darf man den Strick, mit welchem man das Segel festhält, nur leicht um den Pflock herum schlingen, muß ihn, wenn die Gefahr drohender wird, lose in der Hand halten, muß mit angestrengter Aufmerksam=keit lauern, damit der plötzlich hereinbrechende Wind=stoß nur das schlaffe Seegel trifft. Es ist ein ganz eigenes, tief ergreifendes Gefühl, auf eine solche Weise um Leben und Tod, mit dem Abgrunde zu spielen. In den paar letzten Tagen meines Aufenthalts in Kopenhagen konnte ich mir diesen Genuß bei heiteren Tagen und frischem Winde noch verschaffen; und wenn die Wellen mir kühl spritzend das Gesicht be=netzten und das Boot in ungehemmter Eile dahin flog, war es mir, als wenn alle drohende Geister, die mich zu ängstigen suchten, verschwanden. Eine jede kommende Woge, ein jeder drohender Luftstrom, war mir ein Symbol der ungewissen Zukunft, und ich fand den Muth in mir, ihr zuversichtlich entgegenzutreten.

Ich bedurfte freilich einer Stärkung dieser Art, denn alle nicht gelöste Widersprüche meines heftig bewegten Gemüths drangen unvermittelt auf mich ein. Ich habe dem Leser nicht verborgen, daß eine tiefe Neigung, deren Stärke ich erst jetzt bei der Trennung empfand, mich beherrschte, und zu dieser Verwirrung meiner äußeren und inneren Lage sollte noch ein Ereigniß kommen, welches mir die Trennung noch härter machen mußte. In Kopenhagen brach nicht selten eine gefährliche Krankheit hervor, die man für ansteckend hielt, es war ein gastrisches Fieber mit einer typhösen Gehirnentzündung verbunden. Einer meiner Freunde war von dieser Krankheit ergriffen, ich brachte die letzten Nächte bei ihm zu. Das Schiff, welches mich nach Bergen in Norwegen bringen sollte, lag segelfertig da, und ich mußte den Freund verlassen, während der drohendsten Stadien seiner Krankheit. Ich selbst fühlte mich angesteckt, ich empfand ein fortdauerndes Drängen des Blutes nach dem Kopfe, ein Sausen vor den Ohren, einen Druck auf der Herzgrube und einen gallichten Geschmack in dem Munde; aber ich hielt mich aufrecht, die innere Bewegung, die ich zwar nicht verbergen konnte, erschien

auch ohne eine Krankheit den Freunden begreiflich. Wir hatten den letzten Abend gemeinschaftlich zugebracht. Den Nachmittag darauf ging ich, von Freunden begleitet, nach der Zollbude, und bestieg, von einer keimenden gefährlichen Krankheit ergriffen, innerlich und äußerlich von den mannigfaltigsten, sich widerstreitenden Gefühlen und Gedanken überwältigt, das Schiff, welches mich einer verhängnißvollen Zukunft entgegen führte.

Wer den Gang meiner Bildung mit einiger Aufmerksamkeit und Theilnahme verfolgt hat, dem wird es nicht verborgen geblieben sein, daß ich mich innerlich nach Deutschland hingezogen fühlte; daß aber das Fahrzeug, welches nach dem hohen Norden hinsteuerte, bestimmt war, mich, nach einer vorübergehenden Heimkehr, von meiner ganzen Umgebung loszureißen, mich an ein fremdes Land, an ein fremdes, mir zwar geistig, wie durch Herkunft, verwandtes Volk auf immer zu fesseln, daß dieses Schiff bestimmt war, was mir selber, wie meinen Freunden ein verborgenes Geheimniß blieb, hervorzuheben und mir klar zu machen, konnte ich freilich nicht ahnen, als ich tief bewegt die Schiffsleiter bestieg.

Gedruckt bei Graß, Barth und Comp. in Breslau.

Druckfehler des ersten Bandes.

S. 20, Z. 5 und 6 von unten, anstatt: von ihren tiefen Wurzeln, der Gewalt, lies: in ihren tiefen Wurzeln, von der Gewalt.
— 86, — 2 anstatt: einnehmend, lies: angenehm.
— 95, — 9 von unten, anstatt: milde lies: wilde.
— 116, — 3 von unten, anstatt: Schauplätzen, lies: Schulplätzen.
— 160, — 5 von unten, anstatt: da, lies: daß.
— 227, — 1 anstatt: wenigstens noch, lies: wenigstens, noch.
— 230, — 1 anstatt: ihnen, lies: seinen.
— 254, — 12 anstatt: mineralische, lies: mineralogische.

Druckfehler des zweiten Bandes.

S. 7, Z. 2 anstatt: von, lies: von den.
— 64, — 1 von unten, anstatt: materieller, lies: nationeller.
— 70, — 1 von unten, muß das und wegbleiben.
— 77, — 2 von unten, anstatt: Schauspieler, lies: Schauspiele.
— 119, — 9 anstatt: dem, lies: den.
— 120, — 10 anstatt: gaud, lies: glad.
— — — 11 anstatt: Stövlehäee, lies: Stövlehäle.
— 228, — 4 anstatt: es, lies: sie.
— 261, — 11 von unten, anstatt: allzeitiger, lies: allseitiger.
— 306 — 4 anstatt: Gewalt, lies: Gestalt.